Napoléon

Geheime Memoiren Louis Napoleon Bonaparte's

Bd.: 1

Berlin (1860)

Geheime Memoiren

Louis Napoleon Bonaparte's.

„Große Unternehmungen gelingen
selten das erste Mal.“
Louis Napoleon.
(Fragments historique.)

Einzig rechtmäßig deutsche Ausgabe.

Erster Band.

Berlin.
J. M. Späth.
1860.

Geheime Memoiren

Louis Napoleon Bonaparte's.

Erster Band.

☛ Die Einregistrirung dieses Werkes in das Registrirungsbuch des Buchhändler-Vereins in London, zum Schutze gegen Uebersetzung und Nachdruck innerhalb des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland, wird bei Beendigung des Werkes erfolgen.

Vom Ursprung dieser Memoiren.

Eines Morgens — wenige Wochen nach dem napoleonischen Staatsstreiche des zweiten Decembers 1851, als auf dem Palais-Elisée stolz die Tricolore wehte, über welcher bald noch stolzer der kaiserliche Adler prangen sollte, — an diesem Morgen konnte man auf den Gesichtern der bevorzugteren Personen dieses Palastes eine seltene Befangenheit, eine Art Bestürzung wahrnehmen, welche in immer schärferen Zügen sich ausprägte, je näher man in die unmittelbare Umgebung Desjenigen gelangte, den eben erst sieben Millionen, fünfmalhunderttausend Franzosen zum Beherrscher Frankreichs erwählt hatten.

An diesem selbst, dessen immer kaltes, schweigsames Wesen sonst jedem sichtbaren Eindrucke irgend welcher Gefühlsregung zu widerstehen pflegt, machte sich jene allgemeine befangene Stimmung in so weit bemerkbar, als sein von Natur matter, träumerischer Blick nur noch matter und träumerischer, sein blasses, ausdruckleeres Antlitz noch ausdruckleerer und theilnahmloser erschien.

Indeß wagte es Niemand, dem unbehaglichen Gefühle, welches an jenem Morgen wie ein allgemeiner Alp auf Al-

len zu lasten schien, Worte zu leihen. Ein gegenseitiges mißtrauisches Beobachten, ein verstohlener Wink, ein kurzes, geheimnißvolles Zuflüstern war Alles, was sich dem Auge des Uneingeweihten darbot und das im Entferntesten nicht genügte, um die Ursache einer so befremdenden Erscheinung auch nur annäherungsweise zu erklären. —

Was hat sich zugetragen?

Ist die kaum gerettete sociale Ordnung in Gefahr?

Der Geist des Aufruhrs ist gebannt auf lange Zeit!

Hat man eine Verschwörung entdeckt?

Die Verschwörer sind nach Lambessa, nach Cayenne geschickt!

Oder ist die Armee schwierig geworden?

Die Armee ist noch trunken vom Siege des zweiten Decembers!

Nun, welches Ereigniß hat die Physiognomieen jener Leute, die gestern noch von überschwenglicher Freude strahlten, plötzlich so umgewandelt, als wäre der jüngste Tag im Anzuge?

Eine Kleinigkeit:

An diesem Morgen wurden im Kabinet Louis Napoleon's gewisse Schriften vermißt, die derselbe sorgfältiger als Gold und Edelsteine in einer Chatulle aufbewahrt hatte, zu welcher, wie man sagte, außer ihm selbst, Niemand hatte gelangen können.

Und diese Schriften, deren Verschwinden im Palais-Elisée eine solche düstere Sensation, eine solche geheimnißvolle Bestürzung hervorbrachte, hatten nicht einmal das Verdienst, diplomatische Aktenstücke, Staatsurkunden, Werthdokumente, ja nicht einmal Familienpapiere zu sein!

Es waren nur simple Aufzeichnungen von der Hand

des ehemaligen Verbannten zu Arenenberg, angefangen im Jahre 1836, und mit der gewissenhaften Pünktlichkeit eines Autors, der Tag für Tag an einem Werke schreibt, das ihn unsterblich machen soll, fortgeführt bis Ende Januars 1852.

Aber wo sollten diese Papiere, die für Niemand einen reellen Werth hatten, deren Existenz kaum von Jemandem geahnt worden war, hingekommen sein? Wer konnte an ihnen ein so großes Interesse haben, um das gefährliche Wagniß ihrer Entwendung zu bestehen? Mußte es nicht ein Dieb ganz ungewöhnlichen Schlages gewesen sein?

Dem sei wie ihm wolle. Nach Verlauf von vier oder sechs Wochen war die Geschichte dieses seltsamen Ereignisses im Elisée vergessen, wie gewisse Menschen alles zu vergessen pflegen, was nicht der unmittelbaren Gegenwart angehört. Nur die Presse, diese indiscrete Aufpasserin, hatte sich der Sache noch einige Male erinnert.

Unterdessen waren die geheimnißvollen Papiere in's Ausland gewandert: nach Belgien, nach Deutschland, nach England, nach Amerika. Auch ihren Besitzer hatten sie wiederholt gewechselt. Endlich, nach einem Zeitraume von fünf oder sechs Jahren, kamen sie auf jener kleinen englischen Insel zum Vorschein, welche in neuerer Zeit so vorzugsweise das Asyl französischer Flüchtlinge geworden ist. —

Dem mysteriösen Verschwinden dieser Schriften aus dem Palais-Elisée und dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Grafen von C....., des gegenwärtigen Besitzers derselben, verdanken wir das Material derjenigen Epochen der vorliegenden Memoiren, welche, vom Juni 1836 beginnend, bis Ende Januars 1852 hinausreichen.

Dem späteren Theile dieser Memoiren sind diplomatische Aktenstücke, sowie sehr schätzenswerthe Beiträge mit den Verhältnissen genau vertrauter Personen, und Auszüge aus noch ungedruckten Schriften zum Grunde gelegt, deren Verfasser, unter den gegenwärtigen Zuständen in Frankreich, sich nicht in der Lage befinden, dieselben der Presse anzuvertrauen, ohne zugleich ihre persönliche Freiheit zu gefährden. —

Noch eines Umstandes müssen wir erwähnen.

Jene Aufzeichnungen aus dem Palais-Elisée erfreuen sich, was Chronologie, zuweilen auch Logik betrifft, nicht immer derjenigen Correctheit, welche es uns gestattet haben würde, das Original überall treu wiederzugeben. Hierzu tritt noch der Uebelstand, daß die Manuscripte zum größern Theile in einem bunten Durcheinander einzelner Blätter und Blättchen, in welches nur mit unsäglicher Mühe einige Ordnung zu bringen war, zu unsern Händen gelangten. Es erschien uns daher als unerläßlich, in erstgedachter Beziehung Manches zu berichtigen, Vieles zu verbessern. Sollte uns indeß hier und dort noch Einiges entgangen sein, das der Nachhülfe bedürftig gewesen wäre, so müssen wir deshalb um Nachsicht bitten.

D. H.

Erstes Buch.

Der Handstreich auf Strasburg.

Meine Mission.

Schloß Arenenberg, Juni 1836.

Vor fünf Jahren, im Juni 1831, war mein geliebter älterer Bruder, nach ruhmvollem Kampfe für die Sache der italienischen Freiheit, in meinen Armen verschieden. Möge, zum Ruhme der Civilisation, die Geschichte einst nicht sagen können, daß er als das Opfer einer unversöhnlichen, verwerflichen Politik gefallen! *)

Seit diesem Tage widmete ich mich der Wiederherstellung der Größe meines Vaterlandes, aus dem ich verbannt bin.

An der Bahre des Dahingeschiedenen war mir der gesunkene Stern des napoleonischen Berufes wieder aufgegangen. Am Grabe des geliebten Bruders hatte ich die hohe Mission erkannt, zu der die Vorsehung mich auserwählt hat: Frankreich, meinem unter der Regierung Louis Philipp's so tief erniedrigten Lande, das gleichsam noch der Schatten meines großen Oheims bedeckt, auf's Neue die Bahn des Ruhmes, der

*) Soll wohl eine Anspielung auf das damalige Gerücht einer Vergiftung des Verstorbenen sein.

D. H.

Größe, des Glanzes zu eröffnen. Daher haben alle meine Entwürfe seit jenem Tage das einzige, unverrückbare Ziel: die Dynastie Orleans zu stürzen, sodann aber, die französische Nation zu berufen, um sie zu befragen und ihrer Stimme zu gehorchen, — bis ich Herr der Situation geworden.

Hiermit würde Frankreich meiner Achtung vor dem demokratischen Princip vertrauen, mit welchem es mir in meiner frühesten Jugend aufrichtiger Ernst gewesen, und in Verbindung damit verbürgt mir der Zauber des glorreichen Namens, dessen Erbe ich bin, den Erfolg. Auch bezweifle ich nicht, daß unter einer noch unbefestigten und unentschlossenen Regierung, wie es die Louis Philipp's ist, jede Revolution sich dem Programme, das man ihr giebt, anbequemt, die Fahne, mit der sie begonnen wird, annimmt und zum Vortheil derjenigen Macht ausschlägt, die sich am Tage nach dem Siege proklamirt. Mein Programm, meine Fahnen werden die Freiheit verkünden. Denn die Selbstherrschaft bedarf der Revolution, deren Losung die Freiheit ist . . . Der Republikanismus ist die Hülle, der Cäsarismus das Wesen.

Dies bestätigt sich durch eine mehr als tausendjährige Erfahrung und durch die Geschichte meines Vaterlandes insbesondere.

Meine Freunde haben über den Rechtspunkt der Sache mit mir gestritten. Als ob es in solchen Dingen ein anderes Recht gäbe, als das des Erfolges!

Würden die Bourbonen, ohne die Erfolge der Verbündeten, jemals auf Grund eines Rechtstitels nach Frankreich zurückgekehrt sein? Hatte Louis Philipp ein Recht, den französischen Thron zu besteigen? Diejenigen, die ihn auf den Thron beriefen, hatten den Erfolg einer Revolution für sich. Das ist Alles.

Soll dennoch von einem Rechte die Rede sein, so steht das meinige dem Ludwigs des Achtzehnten um nichts nach. Es ist das Recht der Erbfolge. Er nahm die Erbschaft seines Bruders, ich nehme die meines Oheims in Anspruch. Unterliege ich, so steht es im Belieben Louis Philipp's, mich in den Tod zu schicken, sowie es im Belieben meines großen Oheims gestanden haben würde, Ludwig den Achtzehnten zu tödten, wenn er sein Recht mit den Waffen in der Hand gefordert hätte und besiegt worden wäre.

Dem Gewaltigen gehört das Recht. —

Man hat mir ferner eingewendet, daß gerade einer der Hauptthebel, durch welche ich die Nation fortzureißen hoffe, die Erinnerung an den glänzenden Namen meines großen Oheims, das Bürgerthum abschrecken könnte. Die Bourgeoisie, sagt man mir, sei den Künsten, den Gewerben, dem Handel, dem Frieden ergeben. Der Anblick der Adler auf meinen Standarten, das Schmettern der Trompeten, das Geräusch der Waffen würde jene Friedfertigen an den Despotismus des Kaisers erinnern, an die Eroberungen, welche zwar groß und ruhmvoll gewesen, die aber ganz Europa in Schrecken und Verwirrung gestürzt und mit der Erniedrigung Frankreichs geendet hatten.

Dieser Einwurf trägt etwas Wahres in sich. Aber diese Wahrheit kann meine Ansicht von der Wirkung meines Namens auf die Nation im Allgemeinen, nicht erschüttern. Diese Wahrheit kann niemals zum entscheidenden Ausdruck gelangen, weil sie nur in einem geringen Theile der Nation wurzelt. In den Tagen des Umsturzes aber geben diejenigen Stimmen den Ausschlag, welche in jenen Massen, die man Volk nennt, ihre Stützen haben. Das Volk, gut geleitet,

reißt die Bourgeoisie zwar nicht fort, aber es überfluthet, es erschreckt, es betäubt sie, und sein Führer wird Herr der Situation.

Daher ist das Volk diejenige Macht, welche dem Sieger nützlich wird; das Heer aber diejenige, ohne welche der Sieg nicht denkbar ist.

Und des Heeres darf ich mich versichert halten. Meine Agenten haben die Gesinnungen der Truppen, den Eifer der Offiziere, die Lage der Parteien erforscht; sie sind mit bedeutenden Personen in Verbindung getreten, und der Geist ihrer Berichte läßt nichts zu wünschen übrig. Der Enthusiasmus meiner Freunde drängt mich zum Handeln.

Freilich sind da Einige, die mir ihren Degen erst für den Tag nach dem ersten Siege anbieten . . .

Ich werde siegen!

Und wenn ich gesiegt, werde ich fortsetzen, werde ich vollenden, was der Kaiser begonnen! —

Noch eines mächtigen Verbündeten bin ich sicher, der zu allen Zeiten sich als eine wirksame Stütze rechtgläubiger Herrscher erwiesen hat: des Einflusses der Geistlichkeit und der Jesuiten. Diese sind mir, als ihrem vertrauten Jünger, zum Dienste verbunden; Jene wirft mir der Haß gegen die Dynastie Orleans in die Arme, deren Repräsentant, indem er sich mit Freidenkern und Spöttern umgiebt, die Religion herabwürdigt. —

Man erinnert mich endlich noch daran, daß ich, um den Einsichtsvollen, wie allen jenen Männern von Rang und Einfluß, zu gefallen, denen Louis Philipp seine Erhebung verdankt, die kriegerischen Ideen meines großen Oheims aufgeben müsse.

Wie? Jene ruhmvolle Tradition, jene große, unsterbliche Idee einer Weltherrschaft, einer Verschmelzung aller Nationen unter Einem Zepter sollte mir verloren sein? . . .

Die Fortsetzung des Kaiserthums ohne den Krieg würde seine Regierung ohne seine Triumphe sein! Frankreichs Herrscher würde Höflinge um sich, aber nicht Europa's Fürsten zu seinen Füßen sehen! Ich würde meinem Lande das napoleonische Kaiserthum, aber nicht den Kaiser Napoleon geben!

Und hat nicht jedes Glied des Namens Napoleon die, ihm von der Vorsehung auferlegte, Verpflichtung zur Selbstherrschaft, um durch die Selbstherrschaft zur Universalherrschaft zu gelangen? . . .

Und dennoch — dennoch! Die Menschen sind so wandelbar, so undankbar!

Wer sind denn jene Einsichtsvollen, jene Männer von Rang und Einfluß? Haben sie nicht, als ein feiger, sclavischer Senat, das Vaterland preisgegeben? Haben sie nicht die Absetzung des Kaisers decretirt? Haben sie ihn nicht auf einem öden, nackten Felsen sterben lassen?

Die Elenden!

Hätte der Kaiser seiner Zeit noch in Chatillon sie verrathen wollen, — er würde auf seinem Throne und sie würden als seine Sclaven gestorben sein! Aber seine große Seele konnte Frankreichs Erniedrigung nicht sehen, selbst um den Preis eines Thrones. Und er brachte sich selbst zum Opfer!

Hierin liegt eine große Lehre . . . Wohlan, sie soll mir nicht verloren gehen! Ich werde ihnen den Frieden proklamiren. Das Kaiserreich und der Friede, werde ich ihnen sagen, sollen unter meiner Regierung identisch sein! Der

Dictatur der Waffen, mit der das erste Kaiserthum Europa unterjocht hatte, soll hinfort die Dictatur des Friedens, der Künste, der Wissenschaften, der Gewerbe, — eine civilisatorische Dictatur folgen! . . .

Und dann . . . Wir werden sehen!

Da ist noch eine Partei — die republikanische, die einzige, die ich fürchten könnte. Glücklicherweise mangelt es ihr an einem Namen, an einem Führer. Ihr vorzüglichster Repräsentant, Herr Armand Carrel, hat mir auf meine Eröffnungen viele schöne Sachen geschrieben. Ich werde diese Leute, die wie das Haupt der Hydra sich immer neu gebären, mit Hoffnungen hinhalten müssen — bis nach dem Siege. Dann fürchte ich sie nicht mehr. Inzwischen sollen sie meinem Plane nützlich sein, und um so nützlicher, als ihre Partei auf jenem Punkte, der meinen ersten Operationen die meisten Chancen des Erfolges darbietet, stark vertreten ist.

Dieser Punkt ist Strasburg — das Elsaß.

In Strasburg erobere ich die Armee, im Elsaß das Volk.

Der tapfere Oberst Vaudery, Kommandeur des vierten Artillerie-Regiments in Strasburg, hat mir, in dankbarer Erinnerung an meinen großen Oheim, seinen Degen anbieten lassen. Es ist dies eine kostbare Acquisition. Dieser Tapfere ist mir wichtig vermöge seiner Stellung und seiner achtungswerthen Eigenschaften, sowie dadurch, daß sein Name bei der Elsasser Demokratie, auf deren Beistand ich rechnen darf, einer großen Popularität genießt.

Hier muß der erste Sieg erfochten werden!

Das Departement des Unterrheins steht unter dem Befehle des alten Generals Voirol, eines ehemaligen treuen

Waffengefährten des Kaisers. Auch auf ihn hoffe ich zählen zu dürfen. An seiner Seite wird die Garnison von Strasburg sich um meine Adler schaaren. Dann werden die Bürger zur Freiheit, die Jugend zu den Waffen aufgerufen. Die Festung wird der Nationalgarde anvertraut, während ich an der Spitze der empörten Truppen gegen Paris marschire.

Die auf der Tour liegenden Städte werden genommen, die nur schwachen Garnisonen mit fortgerissen. Die waffenfähige Jugend wird zu meinen Fahnen eilen, die alten Soldaten werden mit Jubel die kaiserlichen Adler begrüßen, und ihre Begeisterung wird überall den noch nicht erloschenen Haß gegen die Invasion und die Erinnerungen an die großen Kriege in den Vogesen, in Lothringen, in der Champagne erwecken.

Die Wirkung dieser Operationen auf die Stellung Louis Philipp's ist unschwer vorauszusehen:

Wird seine Regierung sich in Paris einschließen, während die Aufregung der Demokraten und Republikaner in den Vorstädten in eine Revolution überzugehen droht? Oder wird sie mit den Truppen, die zur Bändigung des Aufruhrs nothwendig wären, in's freie Feld rücken, im Vertrauen auf ihre zweifelhafte Treue und während das revolutionäre Paris im Rücken bleibt?

In beiden Fällen ist die Regierung verloren, die Dynastie Orleans gestürzt.

Ich werde in Paris einziehen, und mit Paris ist Frankreich erobert!

In Paris, in den Tuilerien, im Elisée, in St. Cloud, in Malmaison, in ganz Frankreich finde ich in tausend unsterblichen Monumenten die schlummernden Traditionen des

großen Kaisers wieder: Ueber Frankreich herrschen heißt Europa beherrschen!

Ich werde diese Traditionen zum neuen Leben erwecken!

Der Bund des jungen Italiens.

Am vierten August 1836, an einem der lieblichsten Sommerabende, war ich von einer Reise nach Baden-Baden, diesem berühmten Sammelplatze des Vergnügens, der Eleganz, der Verschwendung und der Abenteuer, wieder in Arenenberg eingetroffen. Ich hatte diese Reise unternommen, weil es mir nothwendig erschienen war, die mannigfachen, auf meine Pläne bezüglichen Geschäfte, welche mich in der letzteren Zeit lebhaft in Anspruch genommen hatten, der Beobachtung meiner nächsten Umgebung, sowie insbesondere den Späherblicken der französischen Emissäre und der schweizerischen Behörden zu entziehen.

Das Letztere war um so nothwendiger, als um diese Zeit die Schweiz mit der französischen Regierung, in Ansehung der Flüchtlinge, in Differenzen gerathen war und Louis Philipp die Cantone der Republik mit Spionen überschwemmt hatte, deren vorzüglichstes Augenmerk auf mich gerichtet war.

Baden-Baden, in der nächsten Nähe des Schauplatzes meiner künftigen Unternehmung, erwies sich als der geeignetste Ort für meine vorbereitende politische Thätigkeit. Unter dem Deckmantel des Vergnügens und des Müßigganges cultivirte ich bereits eröffnete Verbindungen, knüpfte

neue an, hielt Berathungen mit einsichtsvollen Freunden, berichtigte manche Details meines Planes und machte mich mit vielen Verhältnissen vertraut, deren Beurtheilung mir in dem isolirten Arenenberg nicht leicht möglich gewesen wäre. Von hier aus verbreiteten sich auch die Sympathien für meine Sache über alle jene Klassen der französischen Nation, welche aus Neigung, Interesse oder Leidenschaft dem Wechsel am zugänglichsten sind.

Eine interessante Bekanntschaft in Baden-Baden hat mir der Enthusiasmus für den Namen Napoleon in der Person der Mademoiselle Gordon aus Nantes, einer vortrefflichen Sängerin, zugeführt. Durch den Zufall in meine Pläne eingeweiht, zeichnet sie sich durch jenen unermüdlichen und uneigennützigen Eifer aus, der den Frauen eigen ist, die, wie ehedem Madame Staël, ihren Ruhm darin suchen, in der Politik eine Rolle zu spielen. Mademoiselle Gordon hat sich mir ganz gewidmet. Liebenswürdig und geistreich, versteht sie es in hohem Grade, die Geschäfte mit dem Amüsement zu verbinden. —

Während meines Aufenthaltes in Baden-Baden hatte sich zu Paris ein Ereigniß zugetragen, welches, bei einem für Louis Philipp minder günstigen Ausgange, mein Unternehmen noch vor seiner völligen Reife unwiderstehlich zur Ausführung gedrängt haben würde.

Dieses Ereigniß war das Attentat Alibaud's am 25. Juni 1836.

Zum zweiten Male hatte gegen den Machiavell der Könige der Meuchelmord seine Hand erhoben.

Wer kann die Folgen ermessen, welche damals der Tod

Louis Philipp's, dem derselbe so wunderbar entgangen war, für meine Entwürfe gehabt haben würde?

Dieser Tod würde ohne Zweifel ein mächtiger Aufruf an mich und meine Anhänger gewesen sein, — ein Aufruf, der, bei dem damaligen Stande der Dinge, mich überrascht, jede ruhige Erwägung ausgeschlossen und mich zu schnellem Handeln fortgerissen haben würde. Die Versuchung dazu würde zu groß, zu lockend, zu gebieterisch gewesen sein, um ihr zu widerstehen. Indem ich ihr aber gefolgt wäre, hätte ich mein Unternehmen leicht scheitern machen können. Denn es ist gefährlich, sich unvorbereitet in die Ausführung eines derartigen Unternehmens zu stürzen, dessen Mittel noch nicht hinreichend entwickelt, geregelt und in ihrem ganzen Umfange gesichert sind. Dergleichen, durch momentan günstige Verhältnisse hervorgerufene Wagnisse gelingen selten. Das Resultat ist fast immer: daß man einem verführerischen Augenblicke den gewissen Sieg der nächsten Zukunft opfert.

Schon vor fünf Jahren, als ich in die Revolution der Romagna eintrat, die an der Unzulänglichkeit ihrer Mittel gescheitert war, hatte mir meine gute Mutter die Worte zugerufen: „Wehe denen, die eine Revolution beginnen, ohne die Mittel zu besitzen, die den Erfolg sichern oder wenigstens wahrscheinlich machen!"

O, daß ich damals ihrer Warnung gefolgt wäre!

Ich darf daher in der wunderbaren Rettung Louis Philipp's aus der Mörderhand Alibaud's eine glückliche Vorbedeutung für das Gelingen meiner Pläne erblicken. —

Meine Wirksamkeit in Baden-Baden hat meiner Sache bedeutende Kräfte zugeführt. Für Nancy, Metz und Verdun habe ich wichtige Verbindungen zu Stande gebracht, in der

Absicht, mir von Strasburg die Straße nach Paris zu eröffnen. In Lille, Dijon und Besançon hat mir die Vermittelung der liebenswürdigen Mademoiselle Gordon die Häupter der dortigen demokratischen Partei gewonnen. Auch in dem Kommandanten Perquin, einem Offizier der alten Garde, und dem Kapitain Raindre zu Strasburg habe ich zwei thätige, zuverlässige Freunde erworben.

Der Letztere hat mir einen Verbündeten zugeführt, der meiner Sache in einer anderen Sphäre ersprießliche Dienste zu leisten verspricht. Der Name dieses Mannes ist Franz Herrmann, ein Franzose, aus Strasburg gebürtig. Derselbe war früher Geschäftsreisender eines Lyoner Handlungshauses gewesen. Im vorigen Jahre durch das Fieschi'sche Attentat compromittirt, hatte er sich nach der Schweiz geflüchtet und theils in Bern, theils in Genf seinen Aufenthalt genommen. Dieser Herr Herrmann flößt mir ein ganz besonderes Interesse ein. Er ist von angenehmem Aeußern, nicht ohne feine Bildung und besitzt eine große Gewandtheit in der Behandlung verwickelter und sublimer Geschäfte. Bei meiner Rückkehr von Baden-Baden hatte ich ihn nach Arenenberg eingeladen. Im Interesse meiner Sache jedoch und aus anderen Gründen, die ich ehren mußte, lehnte er meine Einladung ab. Dagegen begab er sich sogleich nach — — *), das nur eine kleine Stunde von Arenenberg entfernt ist, und seitdem leistet er mir die erfolgreichsten Dienste. —

Vor einigen Tagen hatte mir Herr Herrmann mitgetheilt,

*) Der Name dieses Ortes ist im Manuscript nicht lesbar.
D. H.

daß unter den Flüchtlingen in Bern, mit denen er mannigfache Beziehungen unterhalte, sich eine Anzahl befinde, welche einem geheimen Bunde angehöre, der unter dem Namen: „das junge Italien" bestehe. Dieser Bund, welcher sich meist aus Mitgliedern des aufgelösten Karbonarismus gebildet, sei vortrefflich organisirt, außerordentlich zahlreich, gebiete über bedeutende Mittel und habe seine Wirksamkeit zunächst gegen die in Sardinien herrschende Dynastie gerichtet. Herr Herrmann sprach darauf die Ansicht aus, daß es für meine Pläne von erheblichem Nutzen sein müsse, wenn es mir gelänge, mit den Häuptern des Bundes in Beziehungen zu treten, zu dem Zwecke, im Momente der Ausführung meines Unternehmens, bei demselben eine indirekte Unterstützung zu gewinnen. Diese würde übrigens leicht ausführbar sein, durch eine bloße Scheinerhebung des Bundes an der savoyen'schen Grenze. Der Erfolg hiervon läge klar vor Augen. Die französische Regierung würde in dem Augenblicke, wo ich im Elsaß operirte, sich genöthigt finden, ihre Blicke zugleich auch auf den ohnehin revolutionären Süden zu richten. —

Der Vortheil einer solchen Diversion im rechten Augenblicke leuchtete mir allerdings ein; allein die Ausführung der Sache meinerseits schien mir mit großen Schwierigkeiten verbunden, wenn nicht gar unmöglich zu sein. Zu ausschließlich mit meinen eigenen Entwürfen beschäftigt, hatte ich die italienischen Angelegenheiten seit fünf Jahren fast gänzlich aus dem Auge verloren, und so kam es, daß selbst die Existenz eines Bundes des „jungen Italiens" mir völlig unbekannt geblieben war. Zudem wußte ich aus Erfahrung, wie unzugänglich sich eine politische Verbindung zeige, wenn es sich

um die Unterstützung von Interessen handelt, die nicht unmittelbar die ihrigen sind. Indeß erschien mir die Sache doch zu wichtig für meine Pläne, um nicht einen Versuch anzubahnen.

Um mich zu diesem Zwecke orientiren zu können, ersuchte ich Herrn Herrmann, mir eine kurze Uebersicht von der Stellung und den Verhältnissen des Bundes zu geben.

Ich vernahm Folgendes:

Karl Albert war gleichsam aus einem Demagogen König von Sardinien geworden. Seine Verräthereien an der revolutionären Verbindung, der er als Prinz angehört hatte, waren für keinen seiner früheren Mitschuldigen ein Geheimniß. Dennoch konnte der alte Karbonarismus, als er einen der Seinigen auf dem Throne sah, sich einer Anwandlung des Stolzes und der Hoffnung nicht erwehren. Sollte nicht der Monarch auch nur einige der heiligen Versprechungen halten, die er als Prinz in die Hände seiner Mitverschworenen niedergelegt? Sollte er sich nicht durch seinen Bundeseid, mit dem er diese Versprechungen bekräftigt, in seinem Gewissen gebunden fühlen? Mehrere glaubten es, und es wurde einer seiner eigenhändigen Briefe bekannt gemacht, der ihn an seine Versprechungen, an seinen Eid erinnerte.

Vergebens. Karl Albert antwortete durch Drohungen und Verfolgungen.

Die enttäuschten italienischen Patrioten sahen nun ein, daß ein Prinz, der so lange ihr Mitschuldiger gewesen war, jetzt nur noch ihr Feind sein könne, — und der nun unter dem Namen „das junge Italien“ bestehende Bund organisirte sich, trotz der Wachsamkeit Karl Albert's.

Verschieden vom Karbonarismus, der sceptisch und liberal gewesen war, ist „das junge Italien" religiös und demokratisch. Sein Begründer und sein Haupt ist Mazzini, sein Ziel die Unabhängigkeit und Einheit Italiens. Sein Symbol ist ein Cypressenzweig; sein Wahlspruch die Worte: ora e sempre; seine Mittel die Insurrektion, die Propaganda, das Schwert und der Dolch des Verschwörers und die Feder des Journalisten. Der Bund des jungen Italiens verbreitet seine Prinzipien durch ein in Marseille gegründetes Journal; seinen revolutionären Feldzug bereitet es durch zehn geheime Ausschüsse in Toscana, in der Lombardei, in der Romagna, in Neapel, in Sardinien und in der Schweiz vor.

Die Verschwörung hat unter der italienischen Jugend zahlreiche und eifrige Anhänger gefunden; sie hat bereits Wurzeln gefaßt in der Armee und namentlich in der Artillerie. Einige einflußreiche Männer aus verschiedenen Provinzen bilden die insurrektionelle Regierung, eine exceptionelle Macht, die nur so lange bestehen soll, als die Insurrektion selbst, das will sagen, bis zu dem Tage, wo Oesterreich keinen Fuß breit Landes in Italien mehr besitzen wird. An diesem Tage wird ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangener Kongreß, unter dem Vorsitze des Papstes, sich in Rom versammeln, der eine Verfassung geben und eine Föderativ-Regierung einsetzen wird. —*)

Nachdem ich auf diese Weise Organisation, Mittel und Tendenz des „jungen Italiens" kennen gelernt hatte, schien

*) Wer erinnert sich hierbei nicht unwillkürlich der italienischen Entwürfe Louis Napoleons im Jahre 1859?

D. H.

es mir, daß mein Unternehmen, welches in Ansehung seiner von mir angekündigten politischen Grundprinzipien — den demokratischen — mit denen des Bundes harmonirte, denselben nicht ganz ohne Theilnahme lassen werde.

Indem ich dies gegen Herrn Herrmann aussprach, welcher meiner Ansicht beistimmte, ersuchte ich denselben, die Mittel in Vorschlag zu bringen, vermöge welcher ich meine Verbindung mit dem Bunde des „jungen Italiens" anknüpfen könnte.

Herr Herrmann erklärte mir, daß er selbst Bundesmitglied sei, zeigte mir eine Art eiserner Medaille mit der Umschrift „ora e sempre" vor, welche das Erkennungszeichen der Verschworenen unter sich bildet, und erbot sich, meine Aufnahme in den Bund vorzubereiten. Die Aufnahme, bemerkte er, könne dann in der nächsten Versammlung des schweizerischen Ausschusses erfolgen, welche allmonatlich, ungefähr eine Stunde jenseits der savoyen'schen Grenze, in einem ehemaligen Schlosse des Grafen Marino, eines Bundesmitgliedes, abgehalten werde.

Ich erklärte mich mit dem Anerbieten einverstanden. —

Seit dieser Unterredung hatte ich Herrn Herrmann etwa drei oder vier Tage nicht gesehen. Endlich benachrichtigte mich derselbe, daß er in meinen Angelegenheiten thätig gewesen, daß meiner verabredeten Aufnahme in den Bund des „jungen Italiens" nichts entgegenstehe und daß die nächste Versammlung des schweizerischen Ausschusses am 15. August stattfinden würde. Ich möge daher meine Arrangements so treffen, daß ich am 14. August Abends in Coppet sei, woselbst er mich erwarten würde. Der Weg von Coppet nach dem Schlosse des Grafen Marino betrage nur wenige Stunden und müsse von der savoyen'schen Grenze

ab zu Fuß unternommen werden, um der Aufmerksamkeit der Douaniers zu entgehen.

Diese Mittheilung empfing ich am 8. August. —

Da ich einige wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte, die meine Anwesenheit in Bern nöthig machten, so reiste ich am 10. August dahin ab, in der Absicht, mich von dort sogleich zu dem mit Herrn Herrmann verabredeten Rendez-vous nach Coppet zu begeben. —

In Bern residirte der französische Gesandte, Herzog von Montebello, mit welchem ich, ungeachtet der bereits früher erwähnten, mich indirect berührenden Verwickelungen seiner Regierung mit den schweizerischen Behörden, persönlich auf befreundetem Fuße stand. Am Abende nach meiner Ankunft daselbst machte ich dem Herrn Herzog meinen Besuch. Ich fand Gesellschaft bei ihm und hielt mich etwa bis um neun Uhr auf. Eben im Begriffe, mich zu verabschieden, vernahm ich, daß dem Herrn Herzog ein Fremder gemeldet wurde, der dringend um eine Unterredung bitten ließ.

Dieser ungewöhnlich späte Besuch des Fremden, dessen Name Conseil war, wurde angenommen und ein Diener erhielt den Auftrag, denselben in das Büreau des Gesandten zu führen.

Herr von Montebello begleitete mich dann bis in den Vorsaal und kehrte darauf zur Gesellschaft zurück.

Als ich jetzt in den nur schwach erleuchteten Corridor hinaustrat, bemerkte ich, daß ein Bedienter eine Thür öffnete, welche, wie mir bekannt war, in das Arbeitszimmer des Herrn Herzogs führte, und einen Herrn eintreten ließ, den ich zwar nur äußerst flüchtig von der Seite sehen konnte, in welchem ich aber augenblicklich Herrn Herrmann erkannte.

Dieser offenbar geschäftliche Besuch dieses Herrn zu so später Stunde, unter so dringenden Verhältnissen und unter fremdem Namen, fiel mir auf. Was konnte diesen Mann, der von der französischen Regierung verfolgt wurde, zum Gesandten derselben ihm feindlichen Regierung führen? Er hatte sich freilich unter falschem Namen anmelden lassen. Aber mußten es nicht ganz besondere Gründe sein, die ihn, den Flüchtling, veranlaßten, in so auffälliger Weise seine Freiheit auf's Spiel zu setzen? Denn es war kein Geheimniß, daß die französische Regierung sich zuweilen höchst unerlaubter Mittel bediente, um sich des einen oder anderen Flüchtlings, auf dessen Habhaftwerdung sie gerade großen Werth legte, zu bemächtigen.

Im Nachdenken über diesen Vorfall begab ich mich in mein Hôtel zurück. Am folgenden Morgen ließ ich durch einen meiner vertrauten Agenten in allen Gasthöfen nach Herrn Herrmann die eifrigsten Nachforschungen anstellen. Er war Nirgends zu finden. Dagegen ergab sich, daß er etwa acht Tage vorher in der „Abbaye des Gentilhommes" einige Tage gewohnt hatte, woselbst auch sein Name im Fremdenbuche eingeschrieben war. Und doch war ich sicher, mich am vergangenen Abend nicht getäuscht zu haben!

Indeß wagte ich es nicht, bei Herrn von Montebello Erkundigungen einzuziehen. Es würde dies auch nutzlos gewesen sein. Denn wenn auch der Herzog bekanntlich nicht zu den scharfsinnigsten Diplomaten gehörte, so durfte ich doch mit Sicherheit voraussetzen, daß, wenn er Gründe haben sollte, über die Person jenes Fremden gegen mich Schweigen zu beobachten, er sich keiner Indiscretion schuldig machen werde. Und so mußte ich mich der Nothwendigkeit fügen, über die-

sen räthselhaften Vorfall bis zu meiner Ankunft in Coppet im Dunkeln zu bleiben. —

Am 13. August reiste ich von Bern nach Coppet ab, woselbst ich am 14. Abends eintraf. Herr Herrmann erwartete mich bereits an der Thür des Hôtels, in welchem ich abstieg. Er war ebenfalls erst vor wenigen Stunden dort angelangt.

Während Herr Herrmann mich auf mein Zimmer begleitete, fragte ich ihn en passant, welchen Weg er auf seiner Tour nach Coppet genommen habe. Er sagte mir, er sei von Neuchâtel über Lausanne gekommen. Darauf unterhielt ich mich mit ihm über verschiedene Dinge, und im Verlaufe des Gespräches richtete ich plötzlich die Frage an ihn: wann er zuletzt in Bern gewesen sei?

„Vor ungefähr acht oder zehn Tagen," antwortete er mit großer Unbefangenheit.

Dies stimmte genau mit der Auskunft, die ich in Bern, in der „Abbaye des Gentilhommes" erhalten hatte.

„Seltsam!" sagte ich, „wissen Sie, daß ich sicher glaubte, Sie vorgestern in Bern gesehen zu haben?"

Er lachte und erwiederte mir:

„Das ist ohne Zweifel wieder mein Doppelgänger gewesen, Prinz. Dergleichen ist mir schon oft passirt."

„Ihr Doppelgänger?" fragte ich.

„Ja, Monseigneur. Es hält sich in Bern ein Mann auf, der eine frapante Aehnlichkeit mit mir hat. Gleichwohl ist eine Verwechselung nur dann möglich, wenn man ihn nur flüchtig ansieht. Bei etwas näherer Betrachtung ergiebt sich die Verschiedenheit sogleich von selbst. Es geht das Gerücht, daß dieser Mann im Solde der französischen Regierung stehe,

— ein Umstand, der mir schon zu verschiedenen Malen Verlegenheiten bereitet hat."

„Wissen Sie den Namen dieses Mannes?"

„Er heißt Conseil."

Die große Unbefangenheit, mit welcher Herr Herrmann dies Alles aussprach, sowie das Zutreffen des Namens Conseil, in Verbindung mit dem Besuche dieses Mannes beim französischen Gesandten und der von der Fama ihm beigelegten Eigenschaft eines geheimen Agenten der französischen Regierung, klärte mir die Sache vollständig auf und zerstreute einen gewissen Argwohn, den der Vorfall beim Herrn von Montebello in mir erregt hatte. Es wurde nun des Gegenstandes nicht weiter erwähnt, und ich entließ Herrn Herrmann für diesen Abend, nachdem ich mit ihm verabredet hatte, am folgenden Morgen nach St. Julien, dem ersten Orte jenseits der savoyen'schen Grenze, in dessen Nähe das Schloß des Grafen Marino belegen war, in seiner Begleitung aufzubrechen.

Dieser Verabredung gemäß, verließ ich mit Herrn Herrmann am 15. August Früh Coppet. Da wir, um der Aufmerksamkeit der Douaniers zu entgehen, die Grenze zu Fuß zu überschreiten beabsichtigten, so hatte ich die Anordnung getroffen, daß der Wagen, welcher uns fuhr, eine Strecke diesseits der Grenze halten, in das nächste Dorf zurückkehren und dort unsere Wiederankunft abwarten sollte.

Wie mir Herr Herrmann schon früher mitgetheilt hatte, fand die Versammlung des schweizerischen Bundes-Ausschusses im Schlosse des Grafen Marino erst am späten Abende, nicht vor elf Uhr, statt, und wir hatten daher keine große Eile nöthig, um rechtzeitig zum Ziele zu kommen. In der That

war es auch erst acht Uhr Abends, als wir die savoyen'sche Grenze vor uns erblickten.

Wir verließen den Wagen, befriedigten den Kutscher und bezeichneten ihm den Ort, wo er unsere Rückkehr erwarten solle, um uns wieder nach Coppet zurückzubringen. —

Die Gegend, in welcher wir uns jetzt befanden, hatte rund herum ein großartiges, düster-wildes Aussehen. Felsen, tiefe Schluchten, Thäler, enge Hohlwege und Abgründe, die in der Dunkelheit kaum erkennbar waren, wechselten mannigfaltig mit einander ab und machten einen etwas schauerlichen Eindruck.

Herr Herrmann, der mit der Umgebung genau bekannt zu sein schien, zeigte mir jetzt einen kaum sichtbaren, schmalen Fußpfad, der links von der Fahrstraße abbog und den wir einschlugen. Es schien dies einer jener vielen Schmugglerwege zu sein, an welchen wohl keine Landesgrenze Mangel leidet, die zwei Nationen von einander trennt, deren Handelsbeziehungen den Zollgesetzen unterworfen sind.

Bald nahm uns eine, von hohen Felsengürteln und tiefen Klüften durchschnittene, dichte Waldgegend auf, welche den Weg um so beschwerlicher machte, als der Himmel sich inzwischen fast ganz bedeckt hatte, in Folge dessen eine tiefe Finsterniß herrschte. Es war große Vorsicht nöthig, wenn man im Dahinschreiten den Fuß nicht bald in den Schlingpflanzen, mit welchen der Boden überzogen war, verwickeln, bald an hervorstehenden Baumwurzeln beschädigen wollte. Dazu führte der Pfad, der häufig so schmal war, daß ein Nebeneinandergehen von zwei Personen unmöglich wurde, neben Abgründen hin, deren Tiefe unabsehbar erschien. Es war daher nicht zu verwundern, daß wir nur langsam vorwärts kamen und fast drei Stunden zu einer Wegesstrecke

bedurften, die man beim Tageslicht bequem in der Hälfte dieser Zeit zurück zu legen pflegt.

Endlich näherten wir uns einer Lichtung des Waldes. Der Himmel hatte sich inzwischen ein wenig aufgeklärt, und ein dämmerndes Mondlicht begann sich durch vereinzelte trübe Wolken Bahn zu brechen. Bald traten wir in eine freie, nur hier und da von niedern Gebüschen und Hecken unterbrochene Gebirgsgegend des savoyen'schen Gebiets.

„Dort, zur Linken, Monseigneur," sagte Herr Herrmann, indem er nach der angegebenen Richtung wies, „liegt St. Julien, und rechts, einen Büchsenschuß davon, das Schloß des Herrn Grafen Marino."

Ich konnte sowohl St. Julien, als auch das Schloß erkennen; letzteres schien mir indeß eine Ruine zu sein, die hoch auf einem Berge lag. Als ich dies Herrn Herrmann bemerkte, sagte er mir, daß das Schloß seit mehr denn funfzig Jahren nicht mehr bewohnt werde und allerdings nichts weiter sei, als eine Ruine, um die sich Niemand bekümmere und die von den Landleuten der Umgegend sorgfältig gemieden würde, weil, wie der Aberglaube behaupte, es darin nicht ganz geheuer sei.

Aus diesem Grunde biete sie auch den Zwecken des Bundes eine größere Sicherheit, als jeder andere Ort. Zugleich machte mich Herr Herrmann darauf aufmerksam, daß wir jetzt, auf dem kurzen Wege bis zum Ziele unserer Wanderung, eine größere Vorsicht nöthig hätten, als bei Ueberschreitung der Grenze selbst. Denn es sei dem Bundesausschusse vor einigen Tagen die Meldung zugegangen, daß mehrere Detachements sardinischer Truppen diese Gegend durchstreiften. Dies komme daher, weil der König Karl Albert den nahen Aus-

bruch einer revolutionären Bewegung Seitens des Bundes vermuthe. Auch habe man erfahren, daß die Führer dieser Detachements mit außerordentlich strengen Weisungen versehen und für gewisse Fälle sogar mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet seien. —

Es war jetzt nahe an elf Uhr. Wir schritten auf ungeebnetem Boden bald über Felsen, bald durch niedriges Gebüsch, in gerader Richtung auf die Ruine zu. Diese war jetzt, trotz des noch hinter Gewölk versteckten Mondes, deutlich in allen ihren Theilen sichtbar.

Die Bauart dieses ehemaligen Schlosses ist kühn und kolossal. Das Gebäude gleicht einem ungeheuren Thurme, der aus einem Alpthal frei und schroff emporsteigt, ringsum von Bergen, Schluchten und wüsten Felsenmassen umgeben. Das Ganze ist von einer, weniger hohen, halb verfallenen Mauer eingeschlossen, die mit Schießscharten und Vorsprüngen versehen ist und Zeugniß davon giebt, daß diese Ruine vormals eine nicht zu verachtende Gebirgsveste gewesen sein müsse. Ein Lichtschein an den halbgewölbten, tief eingemauerten Fenstern, oder sonstige Anzeichen von der Anwesenheit lebender Wesen in dem Gebäude, war nirgends wahrzunehmen.

Wir hatten jetzt den Fuß des Berges, auf welchem die Ruine lag, erreicht und stiegen nun rüstig bergan.

Als wir uns bis auf etwa zwanzig Schritte der Umfassungsmauer genähert hatten, blieb Herr Herrmann plötzlich stehen, berührte leise meinen Arm und sprach mit flüsternder Stimme:

„Mein Prinz, Sie führen keine Waffen bei sich?"

„Nein. Weshalb fragen Sie?"

„Weil mit Waffen Niemand eingelassen wird. Auch muß

ich Sie darauf aufmerksam machen, Monseigneur, daß hier, bis zu einem gewissen Punkte, Niemand gekannt werden darf. Nehmen Sie daher diese Maske vor."

Mit diesen Worten reichte mir Herr Herrmann eine schwarze Maske und band zugleich sich selbst eine solche vor's Gesicht.

„Wie?" fragte ich verwundert, indem ich meine Maske vornahm, „so kennt also der Ausschuß den Aufzunehmenden nicht?"

„Weder dem Namen nach, noch von Ansehen, mein Prinz, darf er ihn kennen. So schreiben es die Statuten vor. Erst später, sobald der Ausschuß sich für die Aufnahme entschieden hat, ist ihm Gelegenheit gegeben, das neue Mitglied kennen zu lernen. Es genügt, daß der Novize von einem Bundesbruder, der dem Ausschusse angehört, eingeführt wird." —

„Sie sind also ein Mitglied des schweizerischen Ausschusses?" fragte ich.

Herr Herrmann nickte bejahend.

Jetzt schritten wir auf die Umfassungsmauer zu und nahten uns einem verfallenen Thore. In diesem Augenblicke sah ich unter der Thorwölbung ein Bajonnet blitzen.

„Was ist das?" fragte ich und blieb betroffen stehen.

„Es ist die Schildwache," flüsterte mir mein Begleiter zu, ohne sich über meine Entdeckung im mindesten beunruhigt zu zeigen.

„Ein militairischer Posten? Wie erkläre ich mir das?"

„Die Sache ist sehr einfach, Monseigneur," sagte Herr Herrmann. „Die Kellerräume des Schlosses dienen den Garnisonen von St. Julien, Cruseille und Annecy zum Pulver-

depot, dessen Bewachung der Garnison von St. Julien anvertraut ist. Die Truppen dieses Ortes aber sind sämmtlich für den Bund des „jungen Italiens" gewonnen."

Ich mußte gestehen, daß diese Erklärung mein Staunen erregte und hinsichtlich der Mittel des Bundes mir eine hohe Meinung einflößte.

Unter dem Schutze der Bajonnete Karl Alberts, Königs von Sardinien, werden in diesen Mauern Berathungen gehalten und Männer angeworben, deren Zweck der Umsturz des sardinischen Thrones ist!

„Wer da?" erscholl in diesem Augenblicke der Anruf der Schildwache unter dem Thorgewölbe.

„Gut Freund," antwortete Herr Herrmann in italienischer Sprache.

Dann trat er auf die Schildwache zu, knöpfte seinen Ueberrock auf, um zu zeigen, daß er keine Waffen trug, und gab das Losungswort mit solcher Genauigkeit, daß der Soldat ihn mit mir ungehindert durchließ.

Vom Thore aus führte der Weg in das ehemalige Schloß über eine ziemlich lange Zugbrücke. Jenseits derselben stand ein zweiter Posten.

Derselbe Anruf erfolgte und Herr Herrmann gab dasselbe Losungswort.

Jetzt gelangten wir in eine weite, dunkle Halle, deren gothisches Gewölbe in der Mitte von einer riesigen Säule getragen wurde.

„Hier lassen Sie uns ein wenig warten, Monseigneur," sagte Herr Herrmann, zur Seite tretend.

Ich folgte ihm.

Während wir so im Dunkeln etwa funfzehn Minuten

schweigend verharrten, kamen nach und nach, immer einzeln, noch zehn Männer über die Zugbrücke, von denen jeder, auf erfolgten Anruf, das Losungswort gab. Alle schritten an uns vorüber und verschwanden im Hintergrunde der Halle durch eine Thür, die sich knarrend öffnete und wieder schloß.

Als der Letzte an uns vorüber war, hörten wir die Thurmuhr von St. Julien dreiviertel auf Elf schlagen.

Jetzt gingen wir ebenfalls durch die Thür und gelangten in eine Art schmalen Corridors, den eine kleine Lampe nur spärlich erhellte. Die Wände bestanden aus geschnitztem Tafelwerk, welches in Felder abgetheilt war. Zwischen je drei Feldern befand sich eine Säule von Stuckarbeit, mit Spuren ehemals reicher Vergoldung.

Herr Herrmann drückte auf eine in dem Schnitzwerk verborgene Feder; eine der Säulen drehte sich um sich selbst und es kam eine Oeffnung zum Vorschein, die eben groß genug war, um einen Menschen durchzulassen. Hier zeigte sich eine spiralförmige Treppe, deren oberste Stufe mit dem Fußboden in gleicher Linie lag und in einen unterirdischen Raum zu führen schien. Dieselbe wurde durch eine Lampe erleuchtet, die in der Höhlung der etwa drei Fuß im Umfange messenden Säule hing. —

Herr Herrmann betrat vor mir die Wendeltreppe und ich folgte ihm.

Hinter uns schloß sich die Säulenöffnung, wie von unsichtbarer Hand.

Unten an der Treppe blieb Herr Herrmann vor einer starken eisernen Thür stehen und klopfte drei Mal in gleichen Zwischenräumen. Jeder Schlag hallte dumpf, wie auf einer großen Trommel.

„Geben Sie Acht, Monseigneur!“ sagte Herr Herrmann leise; „die Thür wird sogleich aufgehen; der Wächter erwartet uns bereits.“

In der That, die Thür that sich bald auf und ein verlarvter Mann kam zum Vorschein.

„Woher kommst Du?“ fragte der Wächter meinen Begleiter.

„Aus der Schweiz!“ antwortete Herr Herrmann.

„Was führt Dich her?“

„Die Freiheit.“

„Wem gehörst Du an?“

„Sardinien.“

„Beweise mir's.“

„Hier ist der Beweis.“

Hiermit wies mein Begleiter dem Wächter die mir bereits bekannte eiserne Medaille, welche das Erkennungszeichen der Verschworenen bildete, und die er, ich weiß nicht durch welchen Mechanismus, öffnete. In der innern Fläche stand das Wort „Sardinien“.

Der Wächter betrachtete das Erkennungszeichen, schloß es wieder und warf es dann in eine Urne, in welcher bereits die Zeichen der früher Angekommenen lagen.

„Und wer ist der Andere?“ fragte der Wächter, auf mich deutend.

„Ein Unwissender,“ antwortete Herr Herrmann.

„Was sucht er hier?“

„Die Freiheit!“

„Woher?“

„Aus der Schweiz!“

„Hat er einen Bürgen?“

„Ich bürge für ihn.“

„Gut,“ sagte der Wächter; „er trete in das stille Gemach. Man wird ihn rufen, sobald die Stunde seiner Aufnahme da ist.“

Er öffnete eine in der Mauer befindliche Thür und führte mich in eine Art Verließ, das von einer Lampe erleuchtet war. In der Mitte stand ein steinerner Tisch und eine kleine Bank, ebenfalls von Stein. Diese letztere war der ähnlich, auf welcher, der Sage nach, Kaiser Friedrich der Rothbart sitzt und schlummert, bis zu dem großen Tage, wo er erwachen wird, um Deutschlands Einheit zu verkünden.

Wird dieser Tag jemals erscheinen?

Niemals!

Deutschlands Einheit würde Frankreich auf immer die gewisse Siegesbahn verschließen, und vergebens würde ich hoffen, die Schmach von Waterloo dereinst in den wiedereroberten Rheinstrom zu ertränken.

Aber das Verhängniß Deutschlands ist der Zwiespalt. Und darum wird meine Mission erfüllt werden! —

Während ich in das bezeichnete Gemach eintrat, schritt Herr Herrmann auf ein Gitterthor zu, durch welches man in ein geräumiges Gewölbe gelangte, das den Versammlungssaal zu bilden schien. —

Meine Aufnahme in den Bund des jungen Italiens.

Um diejenigen der nachfolgenden Begebenheiten im Schlosse des Grafen Marino, deren Zeuge ich bald wurde und die meine Aufnahme in den Bund zum Gegenstande hatten, zu vervollständigen, will ich hier Dasjenige aufzeichnen, was denselben unmittelbar, während meines Verweilens in dem erwähnten einsamen Gemache, vorangegangen war und das mir auf meiner Rückkehr nach Coppet durch Herrn Herrmann mitgetheilt wurde. —

Der Versammlungssaal, in welchen man durch ein Gitterthor gelangte, war durchgehends schwarz drapirt und wurde von einer einzigen, an der Decke hängenden Lampe erleuchtet. An der hinteren Wand waren eine Menge Gewehre, Schwerter, Dolche und Pistolen aufgeschichtet, so daß Jeder, im Falle einer Ueberraschung, sich augenblicklich vollständig bewaffnen konnte. Die Gewehrläufe und Klingen funkelten drohend in dem trüben Lampenlichte.

Soviel bemerkt werden konnte, führte zu diesem Saale kein anderer Eingang, als das erwähnte Gitterthor. Diesem zur Seite befand sich, auf einer Erhöhung, ein für den Vorsitzenden der Versammlung bestimmter Tisch von schwarzem Marmor, und über dem Präsidentenstuhle glänzte die in Metallschrift angebrachte Devise: „ora e sempre.“

Zehn Pulverfässer, die zur Rechten und Linken des Tisches im Halbkreise aufgestellt waren, dienten den anwesenden verlarvten zehn Ausschußmitgliedern als Sessel. Herr Herrmann gehörte zu diesen Zehn. Die Pulverfässer deuteten an, daß

die Mitglieder des Bundes die Pflicht hatten, sich eher in die Luft zu sprengen, als zu ergeben. —

Eine unsichtbare Uhr schlug jetzt in lang gehaltenen Tönen die elfte Stunde.

Mit dem letzten Schlage trat hinter einem der schwarzen Vorhänge, welche die Draperie des Saales bildeten, ein elfter Verlarvter hervor und nahm den Präsidentenstuhl ein.

Der Wächter stand am Gitterthor.

Nach einer Pause erhob sich der Vorsitzende:

„Hört mich an, Brüder!“

Aller Blicke richteten sich auf den Sprechenden.

„Brüder,“ fuhr dieser fort; „wieviel Wissende sind hier?“

Der Wächter trat vor und antwortete:

„Funfzehn, mit den beiden Schildwachen an der Zugbrücke und am Thore.“

„Dann ist der Funfzehnte ein Verräther, und sein Loos ist der Tod. Wer ist es, der es gewagt hat, sich in den Bund einzuschleichen, der die Befreiung Italiens zum Zwecke hat?“

„Der Funfzehnte,“ sprach der Wächter, „ist kein Verräther; er hat einen Bürgen; er ist hierher gekommen, um ein Wissender zu werden.“

„Dann kann die Sitzung eröffnet werden.“

Alle Anwesenden nickten zustimmend.

„Brüder!“ fuhr der Vorsitzende fort, „wir dürfen nicht vergessen, daß jeder von uns im Namen eines Volkes hier ist. Wächter, rufe die Namen auf!“

Der Wächter rief folgende Namen:

„Sardinien, Toscana, Parma, Neapel, Romagna, Modena, Lombardei, Venedig, Savoyen, San Marino.“

Bei jedem Namen antwortete einer der Anwesenden mit: „Hier!“

„Brüder!“ nahm der Präsident wieder das Wort, „es handelt sich zunächst um die Aufnahme eines neuen Bundesmitgliedes. Wer ist der Bürge des Novizen?“

„Ich!“ sagte Herr Herrmann aufstehend.

„Wer bist Du?“

„Sardinien.“

„Bruder,“ wandte sich der Vorsitzende an den Wächter, „befindet sich das Zeichen in der Urne?“

Der Wächter suchte unter den in der Urne befindlichen Erkennungszeichen, öffnete eins nach dem andern, bis er dasjenige gefunden hatte, in welchem der Namen: Sardinien zu lesen war.

„Es ist richtig,“ sagte er zum Präsidenten, das geöffnete Erkennungszeichen vorzeigend, welches er dann wieder schloß und in die Urne zurücklegte.

„Gut,“ begann der Vorsitzende wieder. „Die beiden jüngsten Brüder mögen den Novizen holen.“

Jeder gab sein Alter an. Die beiden Jüngsten waren die Vertreter von Neapel und Toskana, von denen der Eine zwanzig, der Andere einundzwanzig Jahre zählte. Sie standen auf und entfernten sich, um den Novizen herbei zu holen.

* *
*

Hier nehme ich den Faden derjenigen Begebenheiten wieder auf, deren Gegenstand und Augenzeuge ich von jetzt an in der Sitzung des Bundes-Ausschusses an diesem Abende gewesen war. —

Endlich erschienen zwei Verlarvte in mein einsames Gemach und ersuchten mich, ihnen zu folgen.

Zugleich unterrichteten sie mich von einigen hergebrachten Ausdrücken, deren ich mich bei den Antworten, die man von mir verlangen würde, zu bedienen habe.

Darauf traten wir durch das Gitterthor in den Versammlungssaal. Eine tiefe Stille herrschte, während alle Augen auf mich gerichtet waren.

Dann fragte mich der Vorsitzende:

„Du willst ein Wissender werden?"

„Ja," antwortete ich.

„Welchem Lande gehörst Du an?"

„Frankreich."

„Liebest Du die Freiheit?"

„Ich liebe sie."

„Hassest Du die Knechtschaft?"

„Ich hasse sie."

„Bist Du Herr oder Sclave?"

„Keins von Beiden."

„Was bist Du denn?"

„Ich bin ein freier Bürger. Nur Gott im Himmel ist mein Herr."

„Und doch ein Franzose?"

„Von Geburt. Ich lebe, als ein vom Despotismus Geächteter, in der freien Schweiz."

„Gut. Verstehst Du die Waffen zu gebrauchen?"

„Ich verstehe es."

„Bist Du bereit, das Schwert, den Dolch zu führen gegen Jeden, der Italien knechtet?"

„Ja."

„Willst Du geloben, überall, wo es auch immer sei, die Freiheit zu achten, für sie zu kämpfen und, wenn es sein muß, Dein Leben für sie einzusetzen?"

„Ja."

„Und bist Du bereit, zu schwören, daß Du den Dolch gebrauchen willst gegen jeden unserer Brüder, der sich des Verrathes schuldig macht?"

„Ja."

„Schwöre es!"

„Ich schwöre!"

„Weihest Du selbst Dich dem Dolche des Rächers, wenn Du den Schwur, den Du geleistet hast, brechen solltest?"

„Ja."

„Schwöre es!"

„Ich schwöre!"

„Wohlan, Du bist in den Bund des jungen Italiens aufgenommen. Es steht Dir frei, je nachdem Dein Herz vertrauensvoll oder argwöhnisch ist, verlarvt zu bleiben oder Dein Gesicht zu zeigen und Dich zu nennen; unsere Statuten, die Du erhalten wirst, geben Dir das Recht dazu. In das große Buch des Bundes wird Dein Name durch Deinen Bürgen eingeschrieben."

„Wer nichts fürchtet," sagte ich, „kann mit offenem Antlitz sehen und gesehen werden."

Mit diesen Worten entfernte ich meine Maske vom Gesicht.

„Jeder von uns, dem Du Deinen Namen nennst," sprach darauf der Vorsitzende, „muß auch Dir sein Antlitz zeigen und seinen Namen nennen."

„Ich heiße Louis Napoleon Bonaparte," sagte ich zum Präsidenten gewendet, dem ich am nächsten stand.

Derselbe lüftete sogleich seine Maske und sprach als Erwiederung:

„Meine Name ist Felice Orsini."

Ich sah in ein Antlitz von kräftigen, ausdrucksvollen Zügen, in welchen sich Muth und Entschlossenheit ausprägten. Ich erinnerte mich, diesen Zügen schon begegnet zu sein, als ich in der Romagna an der Seite meines Bruders für die italienische Freiheit gekämpft hatte.

In diesem Augenblick wurde heftig das Gitterthor aufgerissen und eine der beiden Schildwachen trat voller Bestürzung in den Saal.

„Brüder," rief der Soldat, „wir sind verloren!"

„Was giebt's?" fragte der Vorsitzende.

„Es sind mehr als hundert Personen in die Ruine gekommen; sie kamen einzeln und gaben Alle das Losungswort. Daher hielt ich sie für Brüder; aber es sind Feinde, die uns umzingeln wollen."

„Woraus vermuthest Du das?"

„Erstens, weil hier nur zwölf Brüder sind. Auch ging ich, da die große Anzahl der Eingelassenen mir auffiel und ich einen Verrath fürchtete, selbst in die Ruine. Ich schlich mich hinter eine Mauer und belauschte einige der Angekommenen, die keineswegs zu den Unsrigen gehören. Bald darauf erschien eine Schaar von etwa funfzig Bewaffneten. So viel ich im Dunkeln bemerken konnte, sind es Turiner Grenadiere. Als sie durch's Thor und über die Brücke gingen, gab der Führer das Losungswort; sobald sie aber in die Ruine eingezogen waren, eilte ich auf einem Umwege hierher, um Euch

zu warnen, und ich hoffe noch zeitig genug gekommen zu sein, wenn nicht, um Euch zu retten, doch wenigstens, um mit Euch zu sterben. Zu den Waffen, Brüder! Zu den Waffen!"

Alle Anwesenden stürzten dem Waffenhaufen zu, der im Hintergrunde des Saales aufgeschichtet lag, und Jeder versah sich mit einem Gewehr oder einem Schwert. Herr Herrmann benutzte die augenblickliche Verwirrung, näherte sich mir schnell und flüsterte mir zu:

„Nehmen Sie Ihre Maske vor, Monseigneur, und fliehen Sie mit mir. Es giebt mehrere geheime Ausgänge . . ."

„Ich nehme meine Maske vor, aber ich fliehe nicht," sagte ich.

„Dann nehmen Sie Waffen und kämpfen Sie!"

Dieser Aufforderung folgte ich, ging zu dem Waffenhaufen und nahm ein Schwert.

Unterdessen ließ sich bereits auf der Treppe, welche zum Saale führte, Waffengeräusch vernehmen. Unmittelbar darauf sah man das Halbdunkel außerhalb des Gitterthores sich mit Bewaffneten füllen, deren Bajonnete durch die Stäbe des Thores blitzten. Es herrschte große Aufregung und der Kampf schien unvermeidlich.

Die Verschworenen bereiteten sich zum Angriff vor. Als sie sich geordnet hatten, legten sie ihre Gewehre auf die Bewaffneten außerhalb des Gitterthores an.

„Feuer!" rief der Vorsitzende.

Zehn der Verschworenen feuerten; aber man hörte nur das Explodiren der Zündhütchen auf den Pistons ihrer Gewehre.

„Wir sind verrathen!" riefen sie. „Die Ladung ist aus den Gewehren gezogen!... Zu den geheimen Thüren, Brüder!"

Sie zerstreuten sich in verschiedenen Richtungen; man sah, daß sie auf alle Gefahren vorbereitet waren. Aber die schwarzen Vorhänge, hinter welchen sich die geheimen Ausgänge befanden, öffneten sich plötzlich und an jeder Oeffnung sah man Waffen blitzen.

Die Fliehenden blieben bestürzt stehen und sahen sich nach allen Seiten um, als suchten sie nach einen letzten Rettungsweg. Vergebens. Sie waren ganz von Bajonneten umgeben. Gegen hundertfunfzig Soldaten in sardinischer Uniform umringten sie.

Ich hatte mich der allgemeinen Flucht nicht angeschlossen, sondern war, auf mein Schwert gestützt und den Angriff des Feindes erwartend, auf meinem Platze geblieben.

„Brüder," sprach jetzt der Vorsitzende, „es bleibt uns nichts übrig, als zu sterben!" Dann fügte er leise hinzu: „Feuer an die Pulverfässer!"

Dieser Befehl machte unter den Anwesenden die Runde. Alle zogen sich, als wichen sie vor den Bajonneten zurück, mit taktischer Gewandheit nach der Seite des Saales hin, an welcher der Tisch stand. Die Soldaten rückten ihnen immer näher.

Mit Blitzesschnelle ergriff nun, mit Ausnahme des Vorsitzenden, jeder der Verschworenen eine für diesen Fall bereitliegende Lunte, zündete den Brander an und stürzte auf das ihm zunächststehende Pulverfaß zu. Der Vorsitzende nahm ruhig den Präsidentenstuhl ein.

In diesem kritischen Moment hatte ich meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen. In der nächsten Sekunde erwartete ich, unter den Trümmern der Ruine begraben zu werden.

Es kam anders.

Statt der erwarteten Explosion von zehn Pulverfässern, vernahm ich plötzlich ein lautes Wuthgeschrei. Statt des mit Pulver bestreuten Schwefelfadens waren die Fässer mit einem gewöhnlichen dünnen Docht verbunden, der nicht brennen wollte.

„Verrath! Verrath!“ riefen die Verschworenen.

Inzwischen war der Kreis, den die Soldaten um uns bildeten, bereits so eng geworden, daß sie nur noch fünf bis sechs Schritte zu machen hatten, um uns mit ihren gefällten Bajonneten zu erreichen.

Der Capitain, welcher die Schaar führte, trat jetzt einen Schritt vor und sagte:

„Meine Herren, im Namen des Königs Karl Albert verhafte ich Sie! Sie sind meine Gefangene!“

„Das ist möglich,“ erwiederte der Vorsitzende, ohne sich von seinem Platze zu bewegen; „wir sind zwar in Ihrer Gewalt, aber wir haben uns nicht ergeben; wir sind verrathen.“

„Das ist mir gleichgültig,“ antwortete der Officier; „ich bin nicht hierher gekommen, um mit Worten zu spielen, sondern um meine Pflicht zu thun und meiner Instruction Folge zu leisten.“

„Brüder,“ sprach der Vorsitzende, gegen die Verschworenen gewendet, „wir sind in der Gewalt dieser Italiener und bereit, unser Leben hinzugeben; welches Urtheil fällt Ihr über diese Abtrünnigen?“

„Sie sind nicht werth, Italiener zu heißen!“

„Sie mögen sich künftig Sclaven nennen!“ setzte ein Anderer hinzu.

„Sie sind Verräther am Vaterlande!“

„Jedes Bundesmitglied soll das Recht haben...“

„Still!“ rief der Officier mit einer Donnerstimme.

„Es lebe Italien! Es lebe die Freiheit!“ riefen die Verschworenen. „Italien hoch!“

„Still!“ wiederholte der Capitain. „Stellen Sie sich ohne Widerstand in Einer Reihe auf!“

„Gut,“ antwortete der Vorsitzende, den Präsidentenstuhl verlassend; „wir fürchten die italienischen Kugeln nicht. Wir wissen, daß auf sardinischem Gebiet seit acht Tagen das Standrecht proklamirt ist. Sie haben uns mit den Waffen in der Hand ergriffen... Wir werden zu sterben wissen. Ihr Brüder des jungen Italiens, stellt Euch auf!“

Wir stellten uns alle in Einer Reihe auf, Mehrere mit trotziger Haltung und drohenden Blicken.

Der Officier zog ein Papier aus der Tasche und las:

„Der Capitain Pietro Massengo erhält den Befehl, mit hundertfunfzig Grenadieren die Schloßruine des Grafen Marino, unweit St. Julien, die einer Bande von rückfälligen Verschwörern als Versammlungsort dient, zu umzingeln und zu durchsuchen. Alle, die in dem sogenannten Versammlungssaale betreten werden, soll er verhaften und in Einer Reihe aufstellen; sind es zehn, soll er einen von ihnen, sind es zwanzig, zwei erschießen lassen, und so fort. Die Uebrigen sollen in Freiheit gesetzt werden.

Turin, 10. August 1836.

Karl Albert.“

„Es lebe Italien! Es lebe die Freiheit!“ riefen die Gefangenen einstimmig.

In diesem Augenblicke flüsterte mir Herr Herrmann zu:

„Monseigneur, suchen Sie einen andern Platz zu gewinnen, ich glaube, Sie sind der Zehnte."

Ich gab ihm keine Antwort.

Ich zählte flüchtig nach... In der That, ich war Zehnte. Ich blieb an meinem Platze.

„Meine Herren," fuhr der Hauptmann fort, „ich weiß nicht, welchem Stande sie angehören, aber ich bin Soldat, und ein Soldat muß sich an seine Befehle halten. Die militairische Justiz ist schnell."

„Nur zu!" antwortete trotzig eine Stimme.

„Nur zu!" wiederholten Alle einstimmig.

Der Capitain zählte von der Rechten zur Linken bis zum zehnten Mann.

Da ich meinen Platz nicht gewechselt hatte, so war ich dieser Zehnte.

„Treten Sie heraus," sagte der Officier.

Ich trat aus der Reihe.

„Sie haben den Blutzehnten zu entrichten," sprach er.

„Gut," sagte ich.

„Sind Sie bereit?"

„Ja."

„Haben Sie etwa noch Anordnungen zu treffen?"

„Nein."

„Haben Sie keine Eltern, Angehörige oder Freunde?"

„Ich habe eine Mutter. Derjenige meiner Freunde, der mich hierher begleitet hat, wird ihr sagen, wie ich gestorben bin."

„Sind Sie Katholik oder Protestant?"

„Ich bin Katholik."

„Wünschen Sie vielleicht einen Priester?"

„Ich habe mich der Sache der italienischen Freiheit geweiht und muß bereit sein, jeden Augenblick dafür zu sterben, wie schon mein älterer Bruder für dieselbe Sache gestorben ist. Ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Dann bereiten Sie sich zum Tode."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich bereit bin," entgegnete ich, ermüdet durch die vielen Fragen, etwas gereizt.

„Es steht Ihnen frei," sagte der Capitain, „Ihre Maske zu behalten oder abzunehmen. Wenn Sie sie nicht abnehmen, werden Sie mit ihr begraben, und Niemand wird erfahren, wer Sie sind."

Ich gestehe, daß ich mich jetzt einer kleinen Schwäche schuldig machte. Aber der Mensch hängt so sehr am Leben! Ich sagte mir, daß, wenn ich meine Maske abnähme, der Officier oder einer der Soldaten mich erkennen könnte, und dieser Umstand, aus Rücksicht auf meinen berühmten Namen, vielleicht einen Aufschub zur Folge haben würde, der mein Schicksal ändern möchte. Um aber diese Schwäche nicht zu verrathen, gab ich derselben vielmehr einen Anstrich von Muth, indem ich sagte:

„Wenn ich meine Maske nicht abnähme, könne man glauben, ich wolle unter derselben die Blässe meines Gesichts verbergen. Ich nehme sie ab."

Ich entfernte meine Maske und zeigte den Anwesenden ein möglichst heiteres Antlitz.

Niemand schien mich zu erkennen... Ich bereitete mich zum Sterben.

Einer der Soldaten trat mit einem zusammengelegten Taschentuche hervor und bot es mir dar. Ich lehnte es ab, indem ich zu dem Officier sagte:

„Sie fragten mich, mein Herr, ob ich einen Wunsch habe. Wohlan, ich bin Soldat, ich bin Officier, wie Sie, Herr Capitain. Ich wünsche die Augen nicht verbunden zu haben und selbst Feuer zu kommandiren."

„Zugestanden."

„Nun thun Sie Ihre Pflicht."

Herr Herrmann trat jetzt aus der Reihe heraus und reichte mir die Hand:

„Im Namen aller Patrioten Italiens begrüße ich Sie als Märtyrer!" sprach er mit Wärme.

Die sämmtlichen Andern folgten seinem Beispiele.

Der Capitain hinderte diese Theilnahme, in der zugleich eine Anerkennung meines Muthes lag, nicht. Er schien sogar gerührt davon zu sein. Er verurtheilte meine Gesinnung, aber er ehrte den Muth, der auf jedes Soldatenherz einen tiefen Eindruck macht.

Ich verließ jetzt den Kreis und stellte mich an die Mauer zur Rechten des Saales, das Ende der Tragödie gewärtigend, deren Hauptperson ich war.

„Stehe ich hier gut, Herr Capitain?" fragte ich.

Der Officier nickte bejahend. Dann befahl er:

„Acht Mann vor!"

Acht Soldaten traten vor.

„Stellt Euch zehn Schritte vor dem Verurtheilten in zwei Reihen auf und leistet seinem Commando Folge!"

Die acht Mann stellten sich in einer Entfernung von zehn Schritten vor mir auf.

„Sind die Gewehre geladen?" fragte ich.

„Ja," entgegnete der Officier.

„Dann wird's bald gethan sein," sagte ich.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke richtete ich einen letzten Gedanken auf meine irdischen Angelegenheiten. Da fiel mir bei, daß nach meinem Tode, durch meine Correspondenzen, die sich auf mein Strasburger Unternehmen bezogen, leicht viele brave Männer compromittirt werden könnten. Ich wandte mich daher an den Officier:

„Einen Augenblick, mein Herr! Ich wünsche mich nur eines Auftrages zu entledigen, der die Sicherheit vieler tapferer Männer betrifft . . ."

Der Capitain nickte zustimmend.

Ich rief Herrn Herrmann zu mir heran und sagte ihm mit leiser Stimme, so daß es die Umstehenden nicht vernehmen konnten:

„Empfehlen Sie meiner Mutter auf's Dringendste, meine politischen Correspondenzen zu vernichten. Sie verstehen mich?"

„Es wird geschehen," sagte Herr Herrmann und drückte mir zum letzten Abschiede die Hand.

Als er sich wieder entfernt hatte, nickte ich dem Offizier zu und commandirte dann:

„Achtung, Cameraden!"

Die Augen der acht Soldaten richteten sich auf mich.

„Gewehr in Arm!"

Die Soldaten gehorchten dem Commando.

„Präsentirt das Gewehr! . . . Legt an!"

In Einem Tempo richteten sich acht Gewehrläufe auf mich.

„Feuer! . . ."

Die acht Schüsse krachten, aber zu meinem größten Erstaunen fühlte ich mich nirgends getroffen.

„Es lebe Italien! Italien hoch!" riefen in diesem Augenblicke die Soldaten und Verschworenen einstimmig.

Ich stand wie im Traume.

„Italien hoch!" wiederholten alle Stimmen.

„Was giebt's denn?" fragte ich endlich, mich sammelnd.

Der Vorsitzende trat an mich heran, reichte mir die Hand und sprach mit tiefem, stoischen Ernst:

„Bruder, Dein Muth ist erprobt. Bleibe Deinem Eide getreu, und der Dolch des Rächers wird Dich nicht treffen!"

Diese Worte Orsini's klangen dumpf unter der Maske hervor und glichen jenen Orakelsprüchen der Alten, die darauf berechnet waren, mit dem Lobe, zugleich die Warnung zu verkünden. — *)

Die Verurtheilung des Königs Karl Albert.

Diejenigen der Verschworenen, welche in der Uniform sardinischer Grenadiere erschienen waren und unter welchen, wie ich später vernahm, sich viele Soldaten der Garnison von St. Julien befanden, hatten sich jetzt zurückgezogen und ich sah mich mit den verlarvten zehn Ausschußmitgliedern, ihrem Präsidenten und dem Wächter wieder allein im Saale.

Wieder herrschte die frühere düster-feierliche Stille. Die Ausschußmitglieder hatten ihre bestimmten Plätze auf den

*) Diese Darstellung der Aufnahme-Scene im Schlosse des Grafen Marino, welche treu nach den uns vorliegenden Aufzeichnungen wiedergegeben ist, ertheilt dem Muthe Louis Napoleon's ein glänzendes Zeugniß. Dieses Zeugniß aber verliert gänzlich

Pulverfässern wieder eingenommen und der Vorsitzende bestieg den Präsidentenstuhl. Ich stand, gleichsam als einziger Zuschauer, in der Mitte des Saales, in der Erwartung, daß man mich nunmehr entlassen würde. Ich glaubte nicht vor-

---

seinen Werth, wenn man über diesen Gegenstand eine andere, wohl als unparteiisch zu erachtende Stimme hört. Im October 1836 nämlich, als die perfide Rolle, welche, wie wir später sehen werden, jener Herr Herrmann den schweizerischen Flüchtlingen gegenüber lange Zeit gespielt hatte, aufgeklärt und aktenmäßig festgestellt war, hat ein Herr Allert an seine Gesinnungsgenossen unter den schweizerischen Flüchtlingen eine Brochüre gerichtet, in welcher auch der Aufnahme Louis Napoleon's in den Bund des jungen Italiens erwähnt wird. Bei dieser Gelegenheit spricht Herr Allert es bestimmt und offen aus, daß Louis Napoleon durch jenen Herrn Herrmann vorher von der Art der Probe unterrichtet worden, welche der Muth jedes neuen Bundesmitgliedes zu bestehen hatte. – Dieser Umstand, den Herr Allert aus dem Munde des Herrn Herrmann selbst vernommen zu haben versichert, erklärt natürlich die Kaltblütigkeit, mit welcher Louis Napoleon sich den Mündungen von acht Gewehren gegenüber gestellt hatte. Und wenn nun derselbe, während er jene Scene niedergeschrieben, wiederholt von sich glauben machen will, es sei ihm mit seinen Todesgedanken Ernst gewesen, so zeigte er sich schon damals als ein guter Schauspieler, der seine Rolle vortrefflich auszubeuten versteht.

Uebrigens scheint sich in Ansehung der Aufnahme Louis Napoleons in den Bund des jungen Italiens ein Anachronismus eingeschlichen zu haben. Diese Aufnahme muß, unserm Dafürhalten nach, weit früher erfolgt sein, obgleich die späteren, damit in Verbindung stehenden Thatsachen dem zu widersprechen scheinen. Indeß ist das betreffende Manuscript als zum Jahre 1836 gehörig bezeichnet, und wir konnten daher zu dessen Mittheilung keinen geeignetern Zeitabschnitt ermitteln.

D. H.

aussetzen zu dürfen, daß es mir gestattet sein würde, den Verhandlungen des Ausschusses beizuwohnen. Hierin täuschte ich mich jedoch. Denn bevor der Präsident den Wiederbeginn der Sitzung verkündete, öffnete er ein Schubfach des Tisches, an welchem er saß, und reichte mir daraus ein kleines, gedrucktes Buch, indem er sagte:

„Hier, Bruder, empfange die Statuten des Bundes! Du wirst daraus ersehen, daß es ein Vorrecht jedes neu aufgenommenen Mitgliedes ist, am Tage seiner Aufnahme, der Ausschußsitzung beizuwohnen. Es steht Dir frei, von diesem Vorrechte Gebrauch zu machen oder nicht. Im letztern Falle ist der Wächter angewiesen, Dich bis über die Wachtposten hinaus zu begleiten."

Theils aus einer verzeihlichen Neugierde, die Gegenstände der weiteren Verhandlungen des Ausschusses kennen zu lernen, theils auch in Verlegenheit darüber, was ich in so später Nachtzeit, bis Herr Herrmann die Sitzung verlassen würde, außerhalb der Ruine mit mir beginnen solle, gab ich dem Präsidenten zu erkennen, daß ich zu bleiben wünsche.

Darauf nahm derselbe ohne weitere Förmlichkeiten die Verhandlung wieder auf, indem er, zu den Ausschußmitgliedern gewendet, sprach:

„Brüder! Der König Karl Albert hat sich an dem ehemaligen Bunde der Karbonari, dessen Traditionen in unserm eigenen Bunde vertreten werden, des Verrathes schuldig gemacht. Er ist ein Feind unserer nationalen Bestrebungen, ein Feind der Freiheit, deren Wiederherstellung er beschworen hat. Er muß gerichtet, bestraft werden. Welche Strafe hat er verdient?"

„Den Tod!" antworteten einstimmig die zehn Ausschußmitglieder.

„Ist Einer anwesend, der sich in seinem Gewissen berufen fühlt, für den Verurtheilten das Wort zu nehmen?"

Alles schwieg.

Jetzt zog der Präsident aus seiner Brusttasche eine Schrift hervor und überflog dieselbe schweigend. Dann fuhr er fort:

„Neun Ausschüsse des Bundes haben in ihren Sitzungen den Tod über Karl Albert verhängt. Uns, als dem letzten der zehn Ausschüsse, ist, den Statuten gemäß, nach gefälltem Urtheil die Wahl des Rächers auferlegt, der den zehnfach gleichlautenden Ausspruch zu vollziehen hat ... Wächter, bringe die Urne!"

Der Wächter gehorchte, indem er eine Urne von schwarzem Marmor vor dem Präsidenten hinstellte.

„Brüder," nahm darauf der Letztere wieder das Wort; „ich werfe zehn weiße Kugeln und eine schwarze in diese Urne. Dann werden wir loosen. Wer die schwarze Kugel erhält, ist durch seinen Eid verpflichtet, den Bund zu rächen an Karl Albert, König von Sardinien. Die Vollstreckung ist unverjährbar; die Waffen des Rächers sind: das Schwert, der Dolch, das Gift."

Unter tiefem Schweigen warf jetzt der Vorsitzende langsam zehn weiße und eine schwarze Kugel von polirtem Elfenbein, die er einem im Tische angebrachten Verschlusse entnahm, in die Urne. Jede Kugel, indem sie auf den Boden des steinernen Gefäßes niederfiel, gab einen hellklingenden Ton von sich, der rings im Saale wiederhallte. Dann wurde die Urne mit einer, mit einer Oeffnung versehenen Platte bedeckt und unter den Ausschußmitgliedern herumgereicht. Der dem Präsidenten zunächst Sitzende zog zuerst eine Kugel, worauf er die Urne seinem Nachbar zuschob, der

sie, nachdem er sein Loos gezogen, weiter reichte, bis dieselbe wieder zum Vorsitzenden gelangte, der die letzte Kugel erhielt.

Jeder der Loosenden hatte die ihm zugefallene Kugel in der verschlossenen Hand behalten.

„Wächter, nimm die Urne fort!" gebot jetzt der Präsident.

Der Wächter entfernte die Urne.

Nach einer Pause fragte der Vorsitzende langsam und feierlich:

„Auf wen ist die Wahl gefallen?"

Schweigend legte Jeder seine Kugel vor sich auf den Tisch.

„Neapel!" antwortete Derjenige, der die schwarze Kugel vor sich hinlegte.

„Neapel!" wiederholten Alle.

Dem Ausschußmitgliede für Neapel war das Amt des Rächers zugefallen.

Der Präsident erhob sich jetzt und sprach:

„Der Zweck unserer heutigen Versammlung ist erfüllt — die Sitzung ist aufgehoben!"

Schweigend standen die zehn Ausschußmitglieder von ihren Plätzen auf, ohne daß sie sich jedoch anschickten, den Saal zu verlassen. Nur Herr Herrmann machte eine Ausnahme, indem er an mich heran trat und sagte:

„Es ist feste Regel, daß die Anwesenden sich in derselben Ordnung entfernen, in welcher sie angekommen sind."

Damit bot er mir seinen Arm und wir verließen die Ruine auf demselben Wege, auf welchem wir sie betreten hatten.

Die Sitzung mochte etwa eine Stunde gedauert haben.

Die beiden Schildwachen an der Zugbrücke und am Thore standen noch auf ihrem Posten. Der frühere Anruf erfolgte,

und nachdem mein Begleiter das Losungswort abgegeben hatte, ließen sie uns passiren.

Schweigsam schritt ich eine Zeit lang neben meinem Begleiter her, der, des Weges kundig, dieselbe Richtung wieder einschlug, auf der wir hergekommen waren. Als wir die Ruine bereits weit im Rücken hatten, knüpfte Herr Herrmann ein Gespräch an, das die Vorgänge dieses Abends zum Gegenstande hatte, dem ich jedoch nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Mit dem Augenblicke, wo ich aus der düstern, verfallenen Thorwölbung des Schlosses ins Freie getreten war, hatte sich meiner eine seltsame Verstimmung, eine Art Trübsinns bemächtigt, dessen Grund ich mir vergebens zu erklären suchte. Es war, als ob irgend ein geheimnißvolles, unbestimmtes Unheil, das ich nicht abwenden konnte, mich bedrohe. Umsonst vergegenwärtigte ich mir die eben erlebten Begebenheiten, um vielleicht darin die Ursache meiner ebenso niederdrückenden, als beängstigenden Empfindungen zu entdecken. Allein, in wie hohem Grade auch diese Ereignisse an Ort und Stelle anfangs meine Gefühle aufgeregt hatten, so hatte ich doch später wieder meine gewöhnliche Fassung und jene Ruhe erlangt, welche mich befähigten, die Vorgänge, die sich vor meinen Augen zugetragen, mir klar zu machen und richtig zu würdigen. Und so konnte mir denn der seltsame Seelenzustand, dem ich fast erlag, unmöglich als eine Nachwirkung jener Begebenheiten erscheinen.

Herr Herrmann, welchem meine Verstimmung nicht entging und der dieselbe den aufregenden Ereignissen des Abends, in Verbindung mit der dumpfen Atmosphäre im Innern der Ruine, zuschrieb, bot Alles auf, um mich durch sein in der That großes Unterhaltungstalent angenehm zu zerstreuen,

ohne jedoch den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Es gelang ihm kaum, meine Theilnahme dauernd zu fesseln, geschweige denn, mich irgendwie in eine bessere Laune zu versetzen. Es lag wie ein Alp auf meiner Seele, der, unzerstörbar, jedem äußern Eindrucke Trotz bot und allen Gegenständen um mich her dieselbe trübe, melancholische Färbung gab. Dieses Letztere machte sich mir insbesondere bemerkbar, als Herr Herrmann, im Laufe seiner Unterhaltung, auch des Vorsitzenden im Bundes-Ausschusse, des Signore Felice Orsini, erwähnte. Unwillkürlich erinnerte ich mich bei dieser Gelegenheit des zweifachen Eides, den ich in die Hand dieses Verschworenen abgelegt hatte, und prüfte in Gedanken die Schwere der übernommenen Verpflichtungen. Werde ich diese Verpflichtungen, fragte ich mich im geheimsten Innern, zu allen Zeiten und in allen Lebenslagen unverletzt erhalten können? Werde ich den Despotismus bekämpfen, die Freiheit beschützen? . . .

Da rief aus der Tiefe meiner Seele mir mit prophetischem Geiste eine Stimme zu:

Deine Bestimmung ist die Selbstherrschaft!

Und mit dieser Antwort zog an meinem ahnenden Gemüthe, drohend wie die Nemesis, ein Schatten vorüber — der Schatten eines Abgeschiedenen, der das eigene, blutende Haupt vor sich her trug . . .

Und dieser Schatten war jener Orsini! —

Ein kühler Nachtwind, der in diesem Augenblicke über mein Gesicht strich, erweckte mich plötzlich aus meinen Träumereien. Ueberrascht von dem seltsamen Spiele meiner erregten Phantasie, blickte ich, wie ein aus dem Schlafe Erwachter, rings um mich her. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und der Mond verbreitete ein mildes Dämmerlicht über die wild-

romantische Landschaft, so daß man schon in ziemlicher Ferne die Gegenstände erkennen konnte. Zugleich bemerkte ich an der verhältnißmäßig guten Beschaffenheit des Bodens, daß mein Begleiter jetzt einen minder beschwerlichen Weg, als am vergangenen Abende, gewählt hatte — ein Umstand, der die nächtliche Fußwanderung außerordentlich erleichterte. Nichtsdestoweniger begann ich bereits eine große Ermüdung zu fühlen, und es gereichte mir daher sehr zur Beruhigung, als ich, auf mein Befragen, von Herrn Herrmann vernahm, daß wir schon in einer kleinen Viertelstunde den Ort, welchen wir unserm Kutscher zum Rendez-vous bezeichnet hatten, erreicht haben würden.

„Werden Monseigneur von Coppet die Tour wieder über Bern nehmen?" fragte mich mein Begleiter.

„Ich denke, es ist der nächste Weg," sagte ich.

„Allerdings."

„Wohin gehen Sie von Coppet?" fragte ich darauf.

„Nach Lausanne. Ich werde dort einige Tage verweilen."

„Und dann?"

„Dann werde ich mich nach Bern begeben."

„Auf längere Zeit?"

„Das hängt von Umständen ab, Monseigneur."

„Ich frage deshalb," sagte ich, „um zu wissen, wohin ich meine Briefe an Sie zu adressiren haben werde."

„Die nächsten vier Wochen," entgegnete Herr Herrmann, „beabsichtige ich in Bern zu bleiben. Sollten unterdessen Monseigneur mich mit Aufträgen betrauen wollen, die Sie für eine schriftliche Mittheilung nicht geeignet halten, so würde ich nur Ihres Befehls bedürfen, um mich sogleich in Ihre Nähe zu verfügen."

In diesem Augenblicke glaubte ich hinter mir den Schall von eiligen Schritten zu vernehmen.

„Hören Sie nichts?“ fragte ich, stehen bleibend, meinen Begleiter.

„Es kommt Jemand,“ sagte derselbe, indem er ebenfalls stehen blieb und nach der Richtung hinter uns blickte, in welcher der Schall sich hören ließ.

Ungefähr in der Entfernung eines Büchsenschusses sahen wir die unbestimmten Umrisse eines Mannes, der denselben Weg hinter uns her kam und große Eile zu haben schien.

„Es ist vielleicht Einer der Unsrigen,“ sagte Herr Herrmann.

„Wollen wir ihn erwarten?“ fragte ich.

„Lassen Sie uns langsam vorwärts gehen, Monseigneur; es könnte ein Unbekannter sein, dem unser Stillstehen auffallen würde.“

Wir schritten langsam fort.

„Sehen Sie dort den dunkeln Punkt, Monseigneur?“ fragte mein Begleiter, nachdem wir einige Minuten weiter gegangen waren, in gerader Linie vor uns hinzeigend. „Es ist unser Wagen, der dort hält.“

Ich sah in der angegebenen Richtung hin, konnte aber nichts entdecken.

„Sie müssen ein gutes Auge haben,“ sagte ich, „denn ich vermag dort nichts zu erkennen, was einem Wagen ähnlich wäre.“

„Sehen Sie nur geradeaus, Monseigneur, dort, an der Spitze des zweiten Gebüsches, wo die große Fahrstraße beginnt.“

„Sie haben Recht,“ sagte ich, als ich nun den Wagen bemerkte.

Zugleich gewahrte ich aber auch eine menschliche Gestalt, welche, in einiger Entfernung vom Wagen, aus dem Gebüsche trat, den Weg, auf welchem wir daherkamen, überblickte und dann sich eilig in's Gebüsch zurückzog.

Ich machte Herrn Herrmann darauf aufmerksam.

„Es ist ohne Zweifel der Kutscher, der unsere Ankunft erwartet,“ sagte derselbe.

Obgleich diese Erklärung meiner etwas befremdlichen Wahrnehmung als eine ganz natürliche gelten konnte, so wollte mir dieselbe doch nicht als die richtige einleuchten. Sei es, daß man bei nächtlicher Weile und auf einsamer Landstraße immer leicht geneigt ist, den natürlichsten Erscheinungen eine geheimnißvolle Deutung zu geben; oder daß meine aufgeregte und zugleich düster-ahnungsvolle Stimmung dem Eindrucke des Ungewöhnlichen, wie dem Argwohn, einen größern Spielraum als sonst gestattete, — ich fühlte, daß auf dem Wege um mich her nicht Alles so war, wie es sein sollte. Und in diesem Gefühle ward ich noch mehr bestärkt, als ich jetzt bemerkte, daß das Geräusch der Schritte, welches bisher sich in meinem Rücken genähert hatte, plötzlich sich wieder zu entfernen schien und ich, indem ich mich umwandte, sehen konnte, daß die Gestalt, welche eben noch in so großer Eile hinter mir hergekommen war, sich inzwischen seitwärts gewendet hatte und nun in fast noch größerer Eile, als vorher, sich dem Gebüsche zu bewegte.

Als ich Herrn Herrmann auf diese meine Wahrnehmung aufmerksam machte, schien auch er das Befremdliche derselben zu fühlen.

„Sollte uns ein Ueberfall bevorstehen," sagte ich, „so würden wir uns in einer übeln Lage befinden, da wir keine Waffen besitzen."

„Dergleichen haben wir nicht zu befürchten, Monseigneur," erwiederte mein Begleiter. „Diese Gegend ist vollkommen sicher. Möglich, daß die Douaniers einigen Schmugglern auf der Fährte sind. In diesem Falle haben wir keine Belästigung zu gewärtigen, da wir uns bereits auf schweizerischem Boden befinden. Uebrigens werden wir schon nach wenigen Minuten unsern Wagen erreicht haben."

Wir schritten nun rüstig vorwärts, und in der That hatten wir das Fuhrwerk, das uns erwartete, bald erreicht. Als wir an den Kutscher, der ruhig auf dem Bocke saß, heran traten, fragte derselbe:

„Sind Sie es, meine Herren, die ich nach Coppet fahren soll?"

Diese Stimme klang sowohl mir, wie auch Herrn Herrmann gänzlich unbekannt. Ich faßte den Mann genauer in's Auge und fand in ihm einen völlig fremden Menschen. Auch der Wagen war nicht derselbe, in welchem wir den Weg von Coppet bis hierher zurückgelegt hatten.

„Was ist das?" fragte ich mit Befremden meinen Begleiter, der die Sache sich ebenfalls nicht erklären konnte.

„Mein Freund, dies ist nicht der Wagen, den wir erwarten," wandte ich mich darauf an den Kutscher.

„Steigen Sie nur ein, meine Herren," entgegnete dieser mit einem Dialekt, welcher bewies, daß er kein Schweizer war. Dann fügte er hinzu: „Der Mann, der Sie gestern Abend von Coppet hierher gebracht, hat beim Einfahren in das Dorf dort, wo er, wie Sie ihm befohlen hatten, ver-

weilen sollte, die Achse seines Wagens zerbrochen. Und da hatte er denn mit mir das Abkommen getroffen, daß ich Sie hier abholen und nach Coppet zurück bringen soll."

Da diese Erklärung keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit zuließ, so stieg ich mit meinem Begleiter in den Wagen. Der Kutscher, welcher inzwischen vom Bocke gestiegen war, schloß den Wagenschlag und kehrte dann auf seinen Sitz zurück. Ein dreimaliges, lebhaftes Klatschen mit seiner Peitsche schien mir eine schnelle Fahrt zu verkünden . . .

In der nächsten Stunde schon entdeckte ich, daß dieses Klatschen ein Signal gewesen war.

Der Spion.

Kaum funfzig Schritte hatten wir zurückgelegt, als der Wagen plötzlich wieder hielt.

„Was giebt's?" rief ich zum Schlage hinaus.

Der Kutscher war bereits abgestiegen und benachrichtigte mich, daß einer der Zugstränge in Unordnung gerathen sei, was aber sogleich wiederhergestellt sein würde. In der That setzte sich der Wagen auch schon nach Verlauf weniger Minuten wieder in Bewegung und rollte schnell dahin.

Es mochte jetzt ein Uhr Morgens sein. Der Weg war ziemlich eben und führte durch ein hohes, dichtes Gehölz, so daß im Innern des Wagens völlige Dunkelheit herrschte. Ermüdet lehnte ich mich in eine Ecke und versuchte einzuschlummern. Herr Herrmann folgte meinem Beispiele, ob-

gleich er, wie er sagte, wenig Ermüdung fühlte, da er, mehr als ich, an Fußreisen gewöhnt war.

Bald versank ich in jene unbestimmten, halbbewußten Träumereien, welche dem Einschlafen voranzugehen pflegen und die, in mannigfaltigen grotesken Bildern, alle Ereignisse des vergangenen Abends an meiner Phantasie vorüber führten, bis meine Augen sich zum festen Schlafe schlossen.

Ungefähr eine Stunde hatte ich des süßesten Schlummers genossen, als ich mich an der Schulter berührt und sanft gerüttelt fühlte. Ich erwachte sogleich und vernahm, wie Herr Herrmann mir zuflüsterte:

„Monseigneur, es haben sich unserm Wagen zwei unbekannte Männer angeschlossen.“

„Wo?“ fragte ich erstaunt und mich völlig ermunternd.

„Der Eine sitzt neben dem Kutscher, der Andere steht hinten auf.“

In der That sah ich jetzt durch das Vorderfenster des Wagens, neben dem Kutscher, einen Fremden sitzen, und als ich die Gardine lüftete, welche das kleine Fenster im Fond bedeckte, sah ich einen zweiten auf dem Bediententritte stehen.

„Wann sind diese Leute aufgestiegen?“ fragte ich.

„Ohne Zweifel sogleich nach der Abfahrt, als der Kutscher abgestiegen war, um, wie er sagte, die Zugstränge in Ordnung zu bringen. Später hätte es nicht geschehen können, ohne daß ich es bemerkt haben würde; denn ich habe nicht geschlafen.“

Ich erinnerte mich jetzt unwillkürlich der beiden Personen, welche ich vorhin so geheimnißvoll hatte ins Gebüsch eilen sehen und folgerte zugleich, daß jenes ungewöhnliche Klatschen mit der Peitsche bei der Abfahrt, diesen Männern als Signal gegolten haben müsse. Und da es mir überhaupt nicht gleich-

gültig sein konnte, in der Nacht mit zwei Unbekannten zu reisen, so befahl ich dem Kutscher sofort, anzuhalten. Er gehorchte sogleich, stieg ab und trat an den Wagenschlag.

„Sie haben ohne mein Wissen zwei Personen aufsteigen lassen!“ sagte ich, ohne meinen Verdruß zu verbergen.

„Verzeihen Sie,“ erwiederte der Kutscher in entschuldigendem Tone; „es sind zwei Bekannte von mir, die nur bis zum nächsten Dorfe reisen, wo ich die Pferde wechseln werde. Ich hatte Sie nicht stören wollen, sonst würde ich Sie zuvor um Erlaubniß gebeten haben.“

„Sie kennen also diese Männer?“

„Ganz gewiß.“

„Ist's noch weit bis zum Dorfe?“

„Eine kleine Viertelstunde.“

„Gut; fahren Sie weiter!“ —

Der Kutscher stieg wieder auf und der Wagen rollte fort. — Die Auskunft über die beiden Unbekannten hatte mich vollkommen beruhigt, zumal es sich nur noch um eine kurze Wegesstrecke handelte, die mir als das Reiseziel der Fremden bezeichnet worden war. Und in der That war kaum eine Viertelstunde verstrichen, als wir bereits in ein Dorf einfuhren und vor einem Wirthshause anhielten.

Man schien uns hier erwartet zu haben; denn trotz der späten Nachtzeit fand ich die Fenster des Gastzimmers noch erleuchtet.

Die beiden Unbekannten stiegen sogleich ab und traten in das Wirthshaus. Zugleich benachrichtigte mich der Kutscher, daß er vor einer Stunde keine Pferde bekommen könne und schlug mir daher vor, auszusteigen und im Gastzimmer eine Tasse Kaffee zu nehmen.

Unter den obwaltenden Umständen glaubte ich nichts Besseres thun zu können; und so verließ ich denn mit Herrn Herrmann den Wagen.

Bei unserm Eintritte ins Gastzimmer erblickten wir zwei Männer, die der Kutscher, der uns gefolgt war, uns als die beiden unbekannten Reisegefährten bezeichnete. Der Eine, ein hübscher, junger Mann von gebräunter Gesichtsfarbe, schien mir ein Italiener, der Andere, eine untersetzte Gestalt von militairischer Haltung, ein schweizerischer Beamter zu sein.

Als Herr Herrmann des Ersteren ansichtig wurde, erbleichte er plötzlich, indem er unwillkürlich ausrief:

„Signor Primavesi! Sie hier?"

Der Angeredete warf ihm einen verachtenden Blick zu und antwortete nicht. In diesem Augenblicke trat der andere Unbekannte an mich heran und sprach:

„Monseigneur, ich bin Beamter der Berner Polizeidirection. Ich habe die Ehre, Sie zu kennen. Sie dürfen Ihre Reise unbelästigt fortsetzen; Ihr Wagen, mit dem Sie gestern von Coppet hier anlangten, steht zu Ihrer Verfügung. Nur diesen Herrn, den ich zu verhaften Befehl habe, muß ich ersuchen, mich nach Bern zu begleiten."

Diese letzten Worte galten Herrn Herrmann, der bleich und stumm, wie eine Bildsäule, dastand.

„Ich bitte, erklären Sie mir . . ." sagte ich zu dem Beamten.

Derselbe zog mich bei Seite und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Monseigneur, Sie haben sich da in schlechten Händen befunden. Dieser Herr Herrmann, oder Conseil, wie er eigentlich heißt, ist ein französischer Spion, auf den die Berner Polizei schon lange vergeblich hat fahnden lassen."

Ein offener Verhaftsbefehl der Berner Behörde, den der Beamte mir jetzt vorzeigte, ließ an der Richtigkeit seiner Mittheilungen keinen Zweifel in mir aufkommen. Der Name des zu Verhaftenden war Napoleon Conseil.

Diese Entdeckung versetzte mich in große Bestürzung. Zugleich bemächtigte sich meiner gegen den Urheber derselben eine Erbitterung, deren Ausbruch ich nur mit vieler Mühe niederzukämpfen vermochte. Ich hätte diesen Elenden, der ohne Zweifel mich in ein unübersehbares Netz von Verräthereien verstrickt hatte, augenblicklich vernichten mögen. Jetzt erklärte sich mir auch der Vorfall beim Herrn Herzog von Montebello während meiner Anwesenheit in Bern. Nichts desto weniger wußte ich mir keine Rechenschaft darüber zu geben, in wie weit ich bereits das Opfer seiner Arglist geworden war. In dieser Beziehung befand ich mich noch völlig im Dunkeln und diese Ungewißheit machte meine Besorgniß noch peinlicher. Vergebens fragte ich mich: in welcher Richtung hat er meine Pläne, in die ich ihn eingeweiht, bereits durchkreuzt? Bis zu welchem Grade und mit welchem Erfolge hat er mein gemißbrauchtes Vertrauen ausgebeutet? Handelte der Capitain Raindre zu Strasburg, als er mir diesen Menschen empfohlen hatte, mit ihm im Einverständniß, oder ist auch er der Betrogene? War das Erstere der Fall, — wie sollte ich dann noch die Treue vom Verrathe, die Ehre von der Schurkerei, die Ergebenheit von der Spionerie unterscheiden? Wo war dann der leitende Faden, der in diesem Labyrinth von Betrug und Arglist mich zur Entdeckung der Wahrheit führen konnte?

Alle diese Fragen drängten sich mit Blitzesschnelligkeit meinen Gedanken auf, ohne daß ich nur eine zu beantworten

im Stande war. Da zog ein Geräusch in der Nähe der Thür, der ich den Rücken zugekehrt hatte, meine Aufmerksamkeit auf sich . . .

Der Spion hatte soeben einen Fluchtversuch unternommen, an welchem er jedoch durch die Wachsamkeit des Kutschers, der die Thür besetzt hielt, behindert worden war. Derselbe hatte den Flüchtling mit kräftiger Faust beim Arme ergriffen und von der bereits geöffneten Thür mit den Worten ins Zimmer zurückgeschleudert:

„Nicht von der Stelle, oder ich schlage Dich zu Boden!"

Diese Worte, in italienischer Sprache gesprochen, machten auf den Gefangenen einen Eindruck, der nicht erschütternder hätte sein können, wenn eine Stimme aus dem Grabe sie ihm zugerufen hätte. Voll Entsetzen, als hätte er plötzlich ein Gespenst gesehen, starrte er dem Kutscher angstvoll ins Angesicht.

Dieser nahm mit ironischem Lächeln seinen Hut ab, entfernte eine Perrücke von seinem Kopfe, legte einen starken Backenbart ab, der bisher sein Gesicht beschattet hatte und sprach mit verachtungsvollem Tone:

„Ich denke, Monsieur Conseil, Sie kennen mich jetzt. Unsere Bekanntschaft ist nicht erst von heute oder gestern."

„Signor Boschi! . . ." murmelte der Spion mit einer Art verzweiflungsvoller Resignation vor sich hin und sank auf einen Stuhl nieder. Er glich einem Menschen, der entschlossen war, sich ohne Widerstand in das Unvermeidliche zu fügen.

Signor Boschi war ein in Bern lebender italienischer Flüchtling.

Auffallend war es mir bei diesem Vorgange, daß der

Elende von mir, den er, wie ich voraussetzen mußte, mit aller Raffinerie seines ehrlosen Berufes hintergangen hatte, nicht die geringste Notiz nahm, während er den beiden Italienern gegenüber eine wahrhaft sclavische Furcht an den Tag legte. Ich schloß daraus, daß seine bisherigen Beziehungen zu diesen Männern ganz besonders compromittirender Natur gewesen sein mußten und daß die Erinnerung daran ihn nun mit einer Art verzweifelter Reue erfülle.

Später fand ich, daß diese Beurtheilung seines Benehmens eine viel zu ehrenvolle gewesen. Seine knechtische Furcht war lediglich in der großen Feigheit begründet, welche Leuten seines Gewerbes fast immer eigen zu sein pflegt und die einen unvertilgbaren Charakterzug der Spionerie, des Meuchelmordes und der Verleumdung bildet. Er wußte nur zu gut, welche Behandlung er von den beiden Italienern zu gewärtigen hatte, sobald es ihnen in der Folge gelang, ihn den Händen des Gesetzes zu entziehen, um ihn ihrer Privatrache zu überliefern.

Jetzt sah ich durch's Fenster meinen Wagen vorfahren, mit welchem ich von Coppet angekommen war. Der Berner Beamte machte mich seinerseits darauf aufmerksam und fügte dann mit der Höflichkeit eines Mannes von Bildung einige Worte des Bedauerns hinzu, durch die Pflicht seines Amtes meine Reise um eine halbe Stunde verzögert zu haben. Da ich weder Neigung noch Veranlassung zu einem längern Verweilen hatte, so gab ich ihm meinen Wunsch zu erkennen, sogleich abzureisen.

Als ich darauf das Gastzimmer verließ, warf ich noch einen Blick auf den Gefangenen. Derselbe saß am Tische,

hatte den Kopf auf eine Hand gestützt und sah völlig theilnahmlos vor sich nieder. Ich gerieth in Versuchung, ihn anzureden. Da ich mich jedoch zu compromittiren fürchtete, so ging ich schweigend an ihm vorüber.

Der Beamte geleitete mich bis zum Wagen. Bevor ich einstieg, dankte ich demselben für seine Aufmerksamkeit und fragte ihn dann, ob er ohne Verletzung der Discretion mir über die nächste Veranlassung der Verhaftung des Spions einige Auskunft geben könne.

„Die Sache, Monseigneur," sagte der Polizist, „wird bald kein Geheimniß mehr sein. Dieser Monsieur Conseil war uns bereits bei seiner Ankunft in der Schweiz vom Herrn Herzog von Montebello als ein Mitschuldiger Fieschi's und Alibaud's denuncirt worden, dessen Ausweisung der Herr Gesandte nachdrücklichst verlangte. Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß dieser Conseil, unter den verschiedensten Namen von der französischen Regierung mit falschen Päffen versehen, expresse von Paris nach Bern geschickt worden war, zu dem Zwecke, unter den Flüchtlingen revolutionaire Umtriebe anzuzetteln und unsern Behörden Verlegenheiten zu bereiten."

„Ich begreife . . ." sagte ich, indem ich über diese plumpe Intrigue des Herrn von Montebello unwillkürlich lachen mußte.

„Sie sehen also," fügte der Beamte hinzu, „die französische Regierung verlangt die Ausweisung der Flüchtlinge unter dem Vorwande, daß unsere Behörden ihre Umtriebe begünstigen, während diese Umtriebe auf's Unverschämteste von ihr selbst angesponnen werden . . . Adieu, Monseigneur, reisen Sie glücklich!"

Hiermit reichte mir der loyale Beamte zum Abschiede die Hand und kehrte ins Wirthshaus zurück.

Ich bestieg den Wagen und schlug den Weg nach Coppet ein. —

Der Fund. — Rückkehr nach Bern.

Obgleich ich mich fast bis zur Erschöpfung ermüdet fühlte, so machte die Aufregung der Gefahr, welche die Verrätherei des Herrn Herrmann meinen Plänen unzweifelhaft bereitet hatte, mir dieselbe doch kaum fühlbar. Voll tiefer Besorgniß lehnte ich mich in den Wagen zurück und überlegte die Maßregeln, die ich zu nehmen hätte, um den wahrscheinlichen Folgen jener Verräthereien zuvor zu kommen oder mindestens die Wirkung derselben abzuschwächen. Allein nur zu bald drängte sich mir die Ueberzeugung auf, wie unmöglich es sei, in dieser Beziehung zu einem Entschlusse zu gelangen, so lange ich mich noch über die Richtung und den Umfang der mir drohenden Gefahr im Dunkeln befand. Mir hierüber aber die nöthige Aufklärung zu verschaffen, konnte nicht das Werk eines Augenblicks sein. Es bedurfte dies der sorgfältigsten Prüfung, der vorsichtigsten Erkundigungen und der Erlangung von Mittheilungen Seitens meiner zuverlässigsten Agenten, wie meiner vertrautesten Freunde.

Ich mußte mich in Geduld fassen.

Inzwischen vertraute ich meinem glücklichen Stern, sowie dem schlimmen Verhängniß, welches zuweilen auf den weisesten Regierungs-Maßregeln Louis Philipp's zu ruhen schien ... Dieser Erzvater der List, der Verstellung und des Betruges hatte schon oft sich in die eigene Schlinge gefangen, durch die eigene List sich selbst überlistet! Die Geschichte des Herrn Herrmann gab hiervon einen neuen Beweis, — obgleich ich mich geneigt fühlte, die Ehre der Erfindung dieser Intrigue dem ausgezeichneten Scharfsinne des Herrn Herzogs von Montebello zuzuschreiben. —

Am frühen Morgen langte ich in Coppet an. Als ich vor dem Hôtel, welches ich am vergangenen Morgen verlassen hatte, abstieg, streifte mein Fuß an einen Gegenstand, der auf dem Boden des Wagens lag ...

Es war ein kleines Notizbuch, von dessen Deckel mir die mit Stahlperlen darauf eingestickten Buchstaben „N. C." entgegen schimmerten.

Diese Chiffre konnte mich über den Eigenthümer nicht lange in Ungewißheit lassen ... Mein gestriger Reisegefährte von Coppet nach der savoyenschen Grenze hieß Napoleon Conseil.

Ich steckte den Fund zu mir. —

Im Hôtel auf meinem Zimmer angelangt, bestellte ich sogleich Postpferde nach Bern. Die augenblickliche ungewisse Lage meiner Angelegenheiten erheischte die möglichste Beschleunigung meiner Reise und gestattete mir daher nicht, eine kurze Zeit der Ruhe zu pflegen, deren ich in hohem Grade benöthigt war. In Bern durfte ich erwarten, durch einen meiner Agenten Nachrichten zu erhalten, welche, gut oder schlimm, mindestens dazu beitragen mußten, mich von

der peinlichen Ungewißheit zu befreien, in der ich mich befand. Und damit hoffte ich schon viel zu gewinnen. Denn der verderblichste Feind in schwierigen Situationen ist mir stets die Ungewißheit gewesen . . . Man ficht mit Schatten und verschwendet zwecklos die Kraft, die der spätere Kampf erfordert.

Während ich den Wagen erwartend ein Frühstück zu mir nahm, öffnete ich das mir in die Hände gefallene Notizbuch, in der Hoffnung, eine mir nützliche Entdeckung zu machen. Niemand wird mich deshalb einer Indiscretion beschuldigen können. Meine bisherigen Beziehungen zu dem Eigenthümer des Buches und die an diesem Morgen eingetretenen Umstände hatten mir ein Recht auf seine Geheimnisse gegeben. Und wäre dem auch nicht so gewesen, — in kritischen Lagen ist es immer mein Grundsatz, die Moral, wie die gesellschaftlichen Formen, dem persönlichen Vortheil unterzuordnen . . . Kann es mit Anstand geschehen, desto besser.

Eine Menge Notizen, die ich vorfand, boten mir kein Interesse dar, da dieselben, bis auf zwei, Personen und Sachen betrafen, die mir völlig fremd waren. Die beiden Bemerkungen, welche hiervon eine Ausnahme machten, bezogen sich auf die Italiener Primavesi und Boschi und hatten ein Rendezvous zum Gegenstande, welches zwischen diesen und Conseil erst vor wenigen Tagen zu Bern auf dem Platze der Kathedrale stattgefunden haben mußte.

Demnach in meiner Erwartung getäuscht, war ich bereits im Begriff, das Buch wieder zu schließen, als ich auf der inneren Fläche des einen Deckels eine kleine Tasche bemerkte. Dieselbe enthielt in einem geöffneten Couvert einen Papierstreifen, der um eine Visitenkarte geschlungen war.

Auf dem Papierstreifen standen in französischer Sprache die mit flüchtiger Hand geschriebenen Worte:

„Derjenigen Person, welche sich durch die beiliegende Karte legitimiren wird, werde ich die für Sie bestimmten Instructionen übergeben.“

Die Visitenkarte, welche in einer Ecke mit einer geheimen Chiffre versehen war, war die des ersten Secretairs bei der französischen Gesandschaft in Bern, des Herrn von Belleval.

Das Couvert, in welchem sich Beides befand, trug die Adresse: „Monsieur Herrmann. Bern, Abbay des Gentilhommes.“ — Die Schriftzüge der Adresse stimmten mit denjenigen auf dem Papierstreifen überein. —

Als ich jetzt das Notizbuch wieder schloß, die Karte des Herrn von Belleval aber in mein Portefeuille legte, sah ich mich im Besitze des Mittels, die für Conseil bestimmten Instructionen bei Herrn von Belleval in Empfang nehmen zu lassen, im Falle der französischen Gesandschaft zur Zeit meines Eintreffens in Bern die Verhaftung ihres geheimen Agenten noch nicht bekannt geworden sein sollte. Die Kenntniß dieser Instructionen konnte, je nach ihrem Inhalte, einen unschätzbaren Werth für mich haben.

Ich hatte somit einen doppelten Grund, meine Reise zu beschleunigen.

Eine halbe Stunde später befand ich mich auf dem Wege nach Bern. Ich hatte den Postillonen die Aussicht auf ein dreifaches Trinkgeld eröffnet und sie thaten das Ihrige, um meinem Verlangen nach rascher Beförderung mit einem Eifer zu entsprechen, der nichts zu wünschen übrig ließ.

Als ich gegen Abend Lausanne passirte und kurze Zeit in einem Hôtel verweilte, von welchem man eine vortreffliche

Aussicht auf den Hafen des Genfer See's genoß, ward ich Zeuge des tragischen Ausgangs einer rührenden Geschichte.

Ich saß im Fremdensalon und blätterte zerstreut in den Zeitungen, als ein ungewöhnlicher Lärm von Menschenstimmen, der wehklagend mehrere Hausbewohner erfaßt zu haben schien, mich aufschreckte. Mit noch einigen Herren, die sich im Salon befanden, stürzte ich zur Thür hinaus. In demselben Augenblicke trug man ein lebloses junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit an mir vorüber, welches ganz von Wasser troff und soeben aus den Wellen gezogen worden war, in welchen sie den Tod gefunden hatte.

Die Unglückliche war das mittelbare Opfer eines jener partiellen politischen Stürme meines Vaterlandes, wie sie unter Louis Philipp schon so oft zum Ausbruch gekommen waren und immer mit Blut, Kerker oder Verbannung geendet hatten. Einer der anwesenden Herren erzählte mir darüber Folgendes:

Nachdem die Lyoner Insurrection vom April 1834 durch die Truppen gedämpft worden war, hatte man einer großen Anzahl Compromittirter den Prozeß gemacht. Unter denjenigen von ihnen, welche wegen Hochverraths verurtheilt und hingerichtet wurden, befand sich ein junger Mann, Namens La Blache, dessen Schicksal auf das Gefühl des Volkes einen besonders tiefen Eindruck machte. Er war jung, verständig, edel und brav, — Eigenschaften, die man an einem jungen Manne so gern bewundert. Er war Republikaner. Sein Benehmen während seines Prozesses war großartig und unerschrocken. Der edle Unwille, womit er die Anschuldigung des Verraths gegen sein Vaterland zurückwies — die beredte Ehrenrettung seines Namens — sein

pathetischer Aufruf an die Nachwelt in der verhängnißvollen Stunde der Verurtheilung — Alles dies war geeignet, auf jedes fühlende Herz einen tiefen Eindruck zu machen und selbst seine Feinde beklagten die unerbittliche Politik, welcher seine Hinrichtung als eine Nothwendigkeit erschien.

Aber es gab Ein Herz, dessen Verzweiflung sich nicht beschreiben läßt. In glücklicheren Zeiten hatte La Blache die Liebe eines ausgezeichnet schönen Mädchens, der Tochter eines berühmten Künstlers, gewonnen. Sie liebte ihn mit der uneigennützigen Gluth der ersten und frühen Liebe eines Weibes. Als jeder Grundsatz des gewöhnlichen Menschenlebens sich gegen ihn erkärte — als sein Glücksstern unterging und Schmach und Gefahr seinen Namen verdunkelten, da liebte sie ihn nur um so glühender um seiner Leiden willen. Hatte damals sein Schicksal selbst das Mitgefühl seiner Feinde rege gemacht, wie groß mußte nicht ihr Schmerz gewesen sein — sie, deren ganze Seele von seinem Bilde erfüllt war! Laßt diejenigen sprechen, welche durch die Pforte des Grabes sich plötzlich von dem abgeschlossen sehen, was sie auf Erden am meisten geliebt haben. Aber die Schrecken eines solchen Grabes — so furchtbar, so ehrlos!... Dem Andenken blieb hier nichts, wobei es verweilen und das die Bitterkeit der Trennung mildern konnte — keiner von den zärtlichen, wenngleich traurigen Umständen, welche den Augenblick des Scheidens so unvergeßlich machen — nichts, was den Schmerz in jene seligen Thränen hätte auflösen können, die wie der Thau des Himmels gespendet werden, um das Herz in der qualvollen Scheidestunde wieder zu beleben.

Um die verwaiste Lage der Unglücklichen noch trauriger zu machen, mußte ihre unheilvolle Liebe das Mißfallen ihres

Vaters erregen und sie zwingen, das väterliche Haus zu verlassen. Hätte jedoch der Antheil und die hülfreichen Dienste von Freunden auf ein Gemüth Eindruck machen können, das der Schrecken so betäubt und in sich geschlossen hatte, so würde es ihr nicht an Trost gefehlt haben. Denn die Franzosen sind eine Nation von lebendigem und großartigem Gefühle. Die zarteste und liebevollste Aufmerksamkeit wurde ihr von reichen und angesehenen Familien erwiesen. Man zog sie in Gesellschaft und suchte durch alle mögliche Arten von Zerstreuungen und Vergnügungen ihren Kummer zu verscheuchen und sie von der traurigen Geschichte ihrer Liebe abzuziehen.

Es war Alles vergebens. Es giebt Unglücksfälle, welche die Seele ganz niederschmettern und vernichten — welche das Glück in seinem innersten Wesen ergreifen und es verletzen, daß es niemals wieder Knospen oder Blüthen treiben kann. Sie weigerte sich nie, Vergnügungsörter zu besuchen, aber sie war dort eben so allein, als in der tiefsten Einsamkeit. Sie ging in trübem Nachdenken dahin, anscheinend der Welt um sie her ganz unbewußt. Sie trug ein inneres Wehe, welches aller Liebkosungen, aller Schmeicheleien der Freundschaft spottete.

Die Geschichte einer so treu und zärtlich Liebenden mußte in einem Lande, das sich durch seine Begeisterung auszeichnet, große Theilnahme erregen. Sie gewann gänzlich das Herz eines wackern jungen Mannes, eines reichen Grundbesitzers, der die Achtung Aller genoß, die ihn kannten. Er bewarb sich um das Mädchen, in der Ueberzeugung, daß, wer dem Todten so treu, auch dem Lebenden nur mit Liebe anhangen werde. Sie lehnte seine Bewerbung ab, denn alle

ihre Gedanken conzentrirten sich unwiderstehlich in dem Andenken an ihren früheren Geliebten. Der junge Mann beharrte indeß bei seiner Bewerbung. Er forderte nicht ihre Zärtlichkeit, nur ihre Achtung. Er fand sich unterstützt durch ihre Ueberzeugung von seinem Werth und durch das Gefühl ihrer bedürftigen und abhängigen Lage. Endlich war er so glücklich, ihre Hand zu erhalten, obgleich mit der feierlichen Versicherung, daß ihr Herz unwandelbar einem Andern gehöre.

Er nahm sie in Begleitung seiner Mutter mit sich nach Italien, in der Hoffnung, daß eine Veränderung des Clima's und der Umgebungen das Andenken an die früheren Leiden verwischen würde. Sie war liebenswürdig und gab sich Mühe, auch glücklich zu werden; nichts konnte aber den stillen, verzehrenden Trübsinn heilen, der bis in das Innere ihrer Seele gedrungen war.

Vor einigen Tagen war sie in Gesellschaft ihres Bräutigams und dessen Mutter, auf der Rückkehr nach Frankreich begriffen, in Lausanne angekommen und in diesem Hôtel abgestiegen. Sie erschien in Begleitung ihrer Freunde täglich an der Table-d'hôte und ihre Schönheit, sowie ihr äußerst liebenswürdiges Benehmen übten auf die Tischgesellschaft einen unwiderstehlichen Reiz aus. Schon am ersten Tage ihres Erscheinens hatte sie die Zuneigung der Frauen und die Herzen der Männer gewonnen.

Heute, nach beendigtem Diner, verweilte sie wider ihre Gewohnheit noch kurze Zeit im Salon und musterte, wie zum Zeitvertreibe, die verschiedenen Journale, die dort aufgelegt waren. Plötzlich vernahm man einen unterdrückten Schrei, und ihr Bräutigam, der sich in der Nähe befand,

fing sie ohnmächtig in seinen Armen auf. Ein Glas Wasser stellte sie jedoch sogleich wieder her und anscheinend völlig heiter, begab sie sich mit ihren Freunden auf ihr Zimmer, um den Wagen zu erwarten, der sie gemeinschaftlich nach einem in der Nähe gelegenen Vergnügungsorte bringen sollte.

Indeß, bevor der Wagen erschienen war, hatte sie unbemerkt das Zimmer verlassen. Niemand hatte gesehen, wohin sie gegangen. Man fragte, man suchte, man rief nach ihr . . . Umsonst. Da traf vor einer Stunde von Ouchy, dem benachbarten Hafen am Genfer See, ein Bote ein, der Kunde von der Unglücklichen brachte . . . Sie hatte sich in die Wellen gestürzt.

Die unmittelbare Ursache dieser traurigen Katastrophe scheint ein veraltetes Zeitungsblatt gewesen zu sein, welches, man weiß nicht wie, sich unter den Journalen befunden hatte und das ihr heute, während ihres längeren Verweilens im Salon, in die Hände gefallen war . . .

Das Zeitungsblatt war vom Jahre 1834 und enthielt die Nachricht von der Hinrichtung ihres früheren Geliebten. —

*　　　*
*

Am folgenden Tage, den 17. August Nachmittags, traf ich in Bern ein.

Um während meines beabsichtigten Vernehmens mit meinem dortigen Agenten mich soviel als möglich der Beobachtung zu entziehen, nahm ich meine Wohnung in einem Hôtel zweiten Ranges, dem „wilden Mann."

Diese Vorsicht war etwas übereilt und hätte leicht das

Entgegengesetzte von dem herbeiführen können, was ich damit beabsichtigt hatte. Denn zu spät erinnerte ich mich, daß der „wilde Mann“ der vorzüglichste Versammlungsort von Flüchtlingen aller Nationen war, welchen meine Anwesenheit in diesem Hôtel auffallen mußte. Glücklicherweise blieb der begangene Fehler ohne Folgen.

Ohne Zeitverlust begab ich mich zu meinem Agenten, dem Herrn Schomburg, dessen Zuverlässigkeit und vorzügliche Brauchbarkeit ich bereits vielfach erprobt hatte. Da ich ihn nicht zu Hause fand und seine allein anwesende Tochter mir sagte, daß sie ihn erst in einer Stunde zurück erwarte, so nannte ich derselben einen ihrem Vater bekannten Namen, bestellte ihn zu mir und kehrte in den „wilden Mann“ zurück.

Während ich hier die Ankunft meines Agenten erwartete, knüpfte ich mit dem Besitzer des Hôtels eine Unterhaltung an. Die Verhandlung der Flüchtlingsfrage zwischen Frankreich und der Schweiz war damals das Thema des Tages. Diese Frage hatte in hohem Grade alle Gemüther aufgeregt und ihre Lösung schien nur noch an der Spitze des Schwertes zu hängen. Ich konnte daher ohne Befremden zu erregen das Gespräch auf diesen Gegenstand lenken, in der Hoffnung, etwas zu vernehmen, was meinen Angelegenheiten von Nutzen sein könnte. Bald überzeugte ich mich jedoch, daß der Stand der Dinge während der letzten Tage keine Veränderung erfahren habe und daß von der Verhaftung Conseil's noch nichts ins Publikum gedrungen war.

Mit Ungeduld sah ich nun dem Erscheinen des Herrn Schomburg entgegen. Derselbe unterhielt sehr schätzenswerthe Verbindungen und war stets vortrefflich unterrichtet. Nicht selten befand er sich im Besitze von Nachrichten, deren Er-

langung außer allen Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien. Herr Schomburg war von Geburt ein Deutscher, jedoch schon seit langer Zeit in der Schweiz naturalisirt. In ziemlich unabhängigen Verhältnissen lebend, trieb er die Politik lediglich aus Neigung. Dabei war er rechtschaffen, besaß umfassende Kenntnisse und einen seltenen Grad von Uneigennützigkeit. Seine Anhänglichkeit an meine Person verdanke ich einem Zufalle, der mich in den Stand gesetzt hatte, ihm bei Gelegenheit einer Gebirgsreise, wo wir uns zum ersten Male sahen, einen unbedeutenden Dienst zu erweisen.

Endlich kam er.

Als er zu mir ins Zimmer trat, bemerkte ich an ihm jenes charakteristische, geheimnißvolle Lächeln, dessen Bedeutung ich bereits kannte und welches mir immer irgend eine wichtige Nachricht verkündete. Er besaß indeß die Eigenthümlichkeit, seine Entdeckungen, ohne dringende Veranlassung, niemals von selbst Preis zu geben, sondern stets erst die Umstände abzuwarten, für welche die Mittheilung seiner Geheimnisse ihm vortheilhaft erschien.

Ich setzte ihm daher den Stand meiner Angelegenheiten in aller Kürze auseinander und ersuchte ihn, seine Ansicht auszusprechen.

„Monseigneur," sagte er, „ich bin erstaunt, Sie über das, was vorgeht, so wenig unterrichtet zu finden . . . Haben Sie meine beiden Briefe vom 9. und 10. dieses Monats nich erhalten, die ich ihnen nach Arenenberg gesandt hatte?"

„Ihre Briefe haben mich in Arenenberg, das ich bereits am 10. August Früh verlassen hatte, nicht mehr antreffen können. Bei meiner Durchreise durch Bern aber traf ich

Sie nicht zu Hause. Der Inhalt Ihrer Schreiben ist mir somit noch unbekannt."

„Das erklärt mir die Sache."

„Also die Nachrichten, die Sie mir haben zugehen lassen?" fragte ich gespannt.

„In meinem Briefe vom 9. August, Monseigneur," sagte Herr Schomburg, „benachrichtigte ich Sie, daß der Capitain Raindre zu Strasburg ein Verräther ist und daß Sie auf den General Voirol nicht mehr rechnen dürfen."

Obgleich ich unter den obwaltenden Umständen auf Aehnliches vorbereitet war, so frappirte mich diese Nachricht doch über alle Maßen. Denn einerseits hatte ich meiner erst vor Kurzem eingeleiteten Verbindung mit dem General Voirol gegen Herrn Schomburg niemals erwähnt . . . Woher wußte er nun, daß ich, was in der That der Fall war, auf den General nicht mehr zu rechnen hatte? Andererseits traf seine Anklage gegen den Capitain Raindre wunderbar mit der Vermuthung zusammen, die erst nach der Verhaftung Conseil's sich mir aufgedrängt hatte . . . Er war also bereits acht Tage vorher von der Bestätigung dieser Vermuthung unterrichtet gewesen!

Noch höher aber stieg meine Ueberraschung, als Herr Schomburg jetzt seine Mittheilung durch die Anführung von Einzelheiten unterstützte, deren Richtigkeit sich kaum mehr bezweifeln ließ. Denn als ich ihn über die näheren Umstände der Sache befragte, entgegnete er mit der Zuversicht eines Mannes, der von der Wahrheit seiner Behauptungen vollkommen überzeugt ist:

„Monseigneur, ich habe meine Nachrichten aus sicherster Quelle. Sie erinnern sich, daß der General Voirol, als Sie

ihn vor Kurzem dringend um eine Zusammenkunft ersuchten, nicht erschienen war. Wohlan, der General hat sich nicht damit begnügt, Ihr Anerbieten durch sein Ausbleiben zu refüsiren, sondern er hat auch mit dem Herrn von d'Arnouville, dem Präfekten von Strasburg, davon gesprochen. Diesem Allen war jedoch vorangegangen, daß der Capitain Raindre, der Sie seiner Ergebenheit versichert, Sie dem General Voirol verrathen und auf dessen Veranlassung Ihnen jenen Herrn Herrmann zugeführt hatte, der sich jetzt als der anrüchigste Spion der französischen Regierung ausgewiesen hat."

Ohne mich von meinem Staunen erholen zu können, fragte ich:

„Und was enthielt Ihr Schreiben, welches Sie mir am 10. August zugesandt hatten?"

„Die Nachricht, Monseigneur," versetzte Herr Schomburg, „daß die Berner Polizei über die Person des Herrn Herrmann diejenige Auskunft erlangt habe, welche ihr die Verpflichtung auferlege, dem Treiben dieses Menschen ein Ziel zu setzen und daß dessen Verhaftung nahe bevorstehe."

Zu den Eigenthümlichkeiten des Herrn Schomburg gehört es, daß er niemals zu bewegen war, die Quellen zu verrathen, aus welchen er seine Nachrichten schöpfte. Und im Grunde hatte er Recht. Sei es, daß er gegen seinen Gewährsmann sich keiner Indiscretion schuldig machen oder seinen Mittheilungen, die sich fast immer bestätigten, nicht den Reiz des Geheimnißvollen rauben wollte, — seine Zurückhaltung erschien von diesem und noch vielen andern Gesichtspunkten aus vollkommen gerechtfertigt. Und an diese Eigenthümlichkeit schon gewöhnt, versuchte ich es auch diesmal nicht,

in gedachter Beziehung ihn mit Fragen zu drängen, von deren Erfolglosigkeit ich im Voraus überzeugt war.

Weitere Aufschlüsse, namentlich darüber, welche Folgen die Verrätherei des Capitain Raindre in meinen Angelegenheiten möglicherweise schon herbeigeführt habe, vermochte mir Herr Schomburg nicht zu geben. Dagegen versicherte er mir, zufolge erlangter Benachrichtigungen überzeugt zu sein, daß man in Paris meinen verrathenen Plänen eine sehr untergeordnete Bedeutung beilege, so daß wenig Grund vorhanden sei, mich deshalb zu beunruhigen. Die Regierung Louis Philipp's erblicke in meinem Unternehmen nichts als eine abenteuerliche Idee, die schon beim ersten Schritte zur Ausführung in sich zusammenfallen müsse. Uebrigens komme die Sache gerade jetzt der französischen Regierung äußerst gelegen, um ihrem brüsken Auftreten gegen die Schweiz einen größeren Anschein von Berechtigung zu geben.

Diese Mittheilungen des Herrn Schomburg dienten in der That sehr zu meiner Beruhigung. Ich fühlte mich aus der peinigenden Ungewißheit herausgerissen und konnte die Situation wieder klar übersehen. Es war nicht zu läugnen, daß der Verrath des Capitains Raindre meiner Sache in sofern geschadet hatte, als ich nicht mehr darauf rechnen durfte, in der Stunde des Handelns die Regierung Louis Philipp's zu überraschen und ganz unvorbereitet zu finden. Aber es lag nun auch auf der Hand, daß dadurch meine Pläne an einem Punkte angelangt waren, welcher der Katastrophe sehr nahe stand... Ich sah das letzte Stadium der Entwicklung vor mir, und dies trug dazu bei, meine Zuversicht neu zu beleben.

Ich erwähnte jetzt gegen Herrn Schomburg der Ent-

deckung, welche ich in dem Notizbuche Conseil's gemacht hatte, sowie meiner Absicht, aus derselben Vortheil zu ziehen. Zugleich fragte ich ihn, ob er glaube, daß die französische Gesandtschaft von der Verhaftung ihres Emissairs bereits Nachricht erlangt habe?

Herr Schomburg verneinte das Letztere und sprach dann die Ansicht aus, daß die Instructionen des Herrn von Belleval, von welchen die Rede war, für meine Angelegenheiten nur ein secundäres Interesse haben dürften. Indessen erbot er sich, dieselben durch eine vertraute Person im Namen Conseil's bei der französischen Gesandtschaft in Empfang nehmen zu lassen. Dies war leicht ausführbar, da es hierzu nur der Visitenkarte des Herrn von Belleval bedurfte, die sich in meinen Händen befand.

Ich übergab Herrn Schomburg die Karte und sagte ihm, daß ich ihn noch vor meiner Abreise nach Arenenberg, die ich am folgenden Morgen anzutreten beabsichtigte, bei mir zu sehen hoffe, um über den Erfolg seiner Sendung an Herrn von Belleval seinen Bericht zu vernehmen.

Herr Schomburg verließ mich sogleich, um diese verfängliche Mission in's Werk zu setzen. Hierzu blieb ihm übrigens wenig Zeit übrig, da es inzwischen bereits Abend geworden war. Glücklicherweise kam ihm dabei zu statten, daß die Gesandtschaft die Vorsicht beobachtete, ihre geheimen Agenten zu keiner andern Tageszeit, als nur in später Abendstunde zuzulassen, — ein Umstand, den ich durch den früher erwähnten Besuch Conseils beim Herrn Herzog von Montebello bestätigt fand. —

Als ich jetzt wiederholt über die Ereignisse nachdachte, welche seit meiner Abreise von Arenenberg sich zugetragen,

kam ich auf den Zweck zurück, den ich bei meiner Aufnahme in den Bund des jungen Italiens in's Auge gefaßt hatte. Um diesen Zweck nicht zu verlieren, durfte ich jetzt nicht ganz unthätig bleiben. Denn sobald dem Bunde die Rolle bekannt wurde, welche Conseil bisher gespielt hatte, konnte derselbe aus meiner Verbindung mit diesem Emissair einen schädlichen, wenn auch ungegründeten Argwohn auf mich werfen. Diesem mußte ich zuvorkommen. Ich beschloß daher, dem Bunde, von welchem ich übrigens voraussetzen durfte, daß er meinen früheren, bekannten liberalen Grundsätzen noch vertrauen würde, die nöthigen Erklärungen zu geben und diese an das Haupt desselben, Herrn Mazzini, zu richten. Damit hoffte ich zugleich Gelegenheit zu erhalten, mit dem Letzteren in Beziehungen zu treten, aus welchen mir später für meine Zwecke eine wichtige Stütze erwachsen konnte.

Ich ging sogleich daran, die beabsichtigte Erklärung zu entwerfen, auf welche ich im weiteren Verlaufe meiner Angelegenheiten zurückkommen werde. —

Als Herr Schomburg ungefähr zwei Stunden, nachdem er mich verlassen hatte, wieder zu mir in's Zimmer trat, waren seine ersten Worte:

„Soeben, Monseigneur, verbreitet sich die Nachricht, daß man Herrn Herrmann oder vielmehr Herrn Conseil gefänglich in Bern eingebracht habe.“

„Ich hoffe,“ sagte ich, „daß Ihnen diese Nachricht beim Herrn von Belleval nicht zuvorgekommen ist?“

„Durchaus nicht.“

„Also die Instructionen des Herrn von Belleval?...“

„Hier sind sie.“

Damit reichte mir Herr Schomburg ein kleines versiegeltes Billet.

„Hat die Sache Schwierigkeiten gehabt?“ fragte ich, die Depesche öffnend.

„Nicht im geringsten.“

Ich war erstaunt, in dem Billet wenig mehr, als eine einzige Zeile vorzufinden.

Diese eine Zeile lautete:

„Fliehen Sie, wenn Sie uns nicht Verlegenheiten bereiten wollen. Man hat Ihre Verhaftung beschlossen.“

Die Geschichte Conseil's.

Schloß Arenenberg, September 1836.

Die Rolle Conseil's in der Schweiz ist ausgespielt. Die durch den Herrn Herzog von Montebello vertretenen Machinationen der Regierung Louis Philipp's haben den verdienten beschämenden Fiasko gemacht.

Die Berner Zeitungen veröffentlichen heute die Enthüllung dieser Machinationen, welche die französische Politik, wie ihre Diplomatie entehrt, mit folgenden Worten:

„Am 19. Juli 1836 hatte sich der Herr Herzog von Montebello an den Vorort gewendet, um die Austreibung eines

gewissen Conseil zu fordern, welchen dieser Herr Gesandte als einen Mitschuldigen Fieschi's bezeichnete. Bald darauf erhielt die Berner Polizei die Nachricht, daß unter mehreren Fremden, die im Rathhause logirten, sich ein französischer Spion befinde. Die Polizei forderte hierauf die Vorzeigung der Päsſe. Man übergab ihr zwei, auf die Namen Berthola und Migliari und einen dritten, auf den Namen Herrmann, einem aus Straßburg gebürtigen Franzosen, welcher als Handlungsreisender eines Lyoner Hauses in der Schweiz Geschäftsreisen machte.

Der letztere Paß war von der französischen Gesandtschaft zu Bern am 15. November 1835 ausgestellt worden und unterzeichnet: Der Geschäftsträger Frankreichs, G. von Belleval.

Die Polizei erhielt noch verschiedene andere Papiere, welche dem angeblichen Herrmann gehörten. Unter denselben befanden sich:

1. Ein Paß auf den Namen Eheli Conseil, datirt aus Ancona, vom 22. April 1834.

2. Ein anderer Paß auf den Namen Corelli, ausgestellt in Besançon vom Präfecten des Doubs, am 4. August 1836, gültig auf ein Jahr.

Am 16. August wurde der angebliche Herrmann, zufolge Mittheilungen, welche der Polizei durch die beiden italienischen Flüchtlinge in Bern, Boschi und Primavesi, zugekommen waren, verhaftet. Derselbe gestand, daß sein wahrer Name Napoleon Conseil sei; er erkannte die drei bei ihm gefundenen Päsſe an und erklärte, seit langer Zeit im Dienste der französischen Polizei zu stehen, um die politischen Flüchtlinge in der Schweiz zu überwachen und bei ihnen Umtriebe

zu provociren, welche der französischen Regierung nützlich sein könnten.

Mit Conseil wurden auch seine beiden Gefährten Berthola und Migliari verhaftet und man ordnete eine Untersuchung an, welche folgenden Bericht ergab, den wir als unsterbliches Zeugniß der Moralität französischer Regierungskunst folgen lassen:

Conseil erklärte, daß er in den ersten Tagen des vergangenen Juni in den Dienst der Pariser Polizei getreten sei. Unmittelbar nach Alibeaud's Mordversuch wurde er in ein Bureau des Ministeriums des Innern im Faubourg St. Germain beschieden. Ein dort anwesender Secretair Namens Jacobin sagte ihm, daß er sich nach der Schweiz begeben solle, wo man die politischen Flüchtlinge verhaften lassen würde, um sie durch Frankreich nach England zu transportiren. Er sagte ihm ferner, daß man an die französische Gesandtschaft in Bern schreiben und diese ihn dann der dortigen Polizei als einen Mitschuldigen Fieschi's und Alibeaud's bezeichnen würde. Er solle auf diese Weise mit den Deutschen, Franzosen und anderen Flüchtlingen in Beziehung treten und dahin streben, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen zu erwerben. Dann solle er von ihnen zu erfahren suchen, ob sie einen neuen Mordversuch gegen die königliche Familie in Frankreich beabsichtigten. Endlich solle er jede Gelegenheit benutzen, sie in politische Umtriebe zu verwickeln, was, wenn es mit Erfolg geschehen könne, der französischen Regierung von großem Nutzen sein würde. Nöthigenfalls solle er sich verhaften und nach England abführen lassen, um dort seine Mission in demselben Sinne fortzusetzen. Uebrigens erwarte man von ihm, daß er über seine Wirksamkeit genaue Berichte

absenden werde. Hierauf empfing er die Adresse des Unterstaatssecretairs im Ministerium des Innern, sowie einen Paß auf den Namen Cheli Napoleon und eine Summe von 450 Frs. als ein einmonatliches Gehalt, — das will sagen 150 Frs. mehr, als er in seiner Stellung als Polizei-Agent bezog. Zugleich erhielt er die Weisung, unmittelbar nach seiner Ankunft in Bern sich auf die Polizei zu begeben, dort seinen wahren Namen Conseil zu nennen und hinzuzufügen, daß er durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände in den Prozeß Fieschi's und Alibeaud's verwickelt worden, daß er in Folge dessen, um dem Gefängnisse zu entgehen, habe Paris verlassen müssen, daß er in der Schweiz eine Zuflucht suche, und deshalb um einen Aufenthaltsschein bitte und daß endlich, was seine Existenzmittel anbelange, diese der Art gesichert seien, daß er Niemand zur Last zu fallen brauche.

Darauf reiste er über Besançon und Neuchatel nach Bern. Daselbst angelangt, wohnte er Anfangs in der Abbaye des Gentilhommes, dann in der Croix-Fédérale. In der Fremdenliste schrieb er sich als Napoleon Cheli ein.

Am Tage nach seiner Ankunft begab sich Conseil auf die Plateforme; es war Sonntag, man machte Musik und es war ein großes Publikum versammelt. Hier machte er die Bekanntschaft der beiden Italiener Boschi und Primavesi, die er Französisch sprechen hörte. Er redete sie augenblicklich an und gab ihnen zu verstehen, daß er in den Prozeß Fieschi's und Alibeaud's verwickelt sei. Diese Mittheilung erregte die Verwunderung der Italiener, da sie Conseil zum ersten Male sahen.

Der Instruction gemäß, welche Conseil in Paris erhalten hatte, begab er sich am folgenden Tage in das Büreau der

städtischen Polizei, um die Ertheilung eines Aufenthaltsscheines nachzusuchen.

Sein Gesuch wurde ihm abgeschlagen und er erhielt den Befehl, Bern zu verlassen.

Nichtsdestoweniger blieb er daselbst bis zum 22. Juli wohnen, unter dem Vorwande, daß er Geld von seinen Eltern erwarte.

Um diese Zeit war es, daß ihm von Paris aus der Befehl zuging, sich in die Nähe von Arenenberg zu begeben, um Louis Napoleon zu beobachten und sich demselben als vom Capitain Raindre zu Strasburg empfohlen vorzustellen. Er gehorchte diesem Befehle. Zugleich besuchte er in Bern häufig die Judentaverne in der Aarbergerstraße, beobachtete, wie er sagte, die Flüchtlinge, hatte häufige Zusammenkünfte mit dem römischen Grafen Berthola und dem Venetianer Martara, welche er, nach der Erklärung der beiden Letzteren, zu bereden suchte, in die neu organisirte und nach dem Muster der „Gesellschaft der Menschenrechte“ gebildete geheime Gesellschaft der Familien einzutreten, für welche Gesellschaft er in Bern, namentlich unter den Studenten, Mitglieder zu werben bemüht war.

Er selbst ließ sich in den Bund des jungen Italiens aufnehmen, dem er ebenfalls Mitglieder zuzuführen suchte.

In dieser Weise übersprang Conseil die Grenze, welche den gewöhnlichen Spion vom agent provocateur trennt, was bei Individuen, die sich einmal zu dem ersteren Geschäft bequemt haben, ziemlich gewöhnlich ist.

Während dessen hat Conseil, wie er eingesteht, zu verschiedenen Malen Berichte an einen Herrn Jacobin, angeblich Secretair im Ministerium des Innern zu Paris, eingesandt.

Er behauptet auch, von diesem Herrn Jacobin zwei Antworten poste restante erhalten zu haben. Diese beiden Antworten scheinen die beiden verstümmelten Briefe ohne Adresse und ohne Unterschrift zu sein, welche den Akten beigegeben sind und welche folgendermaßen lauten:

Nr. 1. „Nehmen Sie alle Vorschläge an, welche Ihre Landsleute an Sie richten werden. Geben Sie Ihre Adresse stets da ab, wo Sie sich aufhalten, damit man die Correspondenz fortsetzen kann."

Nr. 2. „Sollte man Sie zwingen wollen, Bern zu verlassen, so erkundigen Sie sich bei einem Freunde nach einer Zuflucht in einem benachbarten Canton, wo Sie Aussicht haben, nicht beunruhigt zu werden und wo Sie mit Freunden in Verbindung bleiben können. Wenn man Sie aus der Schweiz vertreibt, so überlassen Sie sich der Vorsehung."

Da Conseil von der Berner Polizei in der That beunruhigt wurde, so verließ er Bern, begab sich mit der Post nach Neuchatel und alsdann nach Besançon. Dort schrieb er auf der Stelle nach Paris, um neue Instructionen zu fordern, die jedoch nicht sogleich eintrafen. Sobald dieselben anlangten, begab er sich nach der Präfektur, wo er einen neuen Paß auf den Namen Peter Corelli, anstatt des alten auf den Namen Cheli Napoleon, und 150 Frs. zu Reise-Ausgaben erhielt, mit dem Befehle, sich über Morteau, Neuchatel und Le Locle wieder nach Bern zu begeben und dort nöthigenfalls bei der französischen Gesandtschaft Instructionen einzuholen.

Als er einwandte, daß er in Paris den Befehl erhalten habe, die Gesandtschaft nicht zu betreten, antwortete man

ihm, es sei Gegenordre eingegangen. Noch machte er bemerklich, daß ein ganz neuer Paß über seine Eigenschaft als Flüchtling Verdacht erregen könne; aber man nahm auf diese Bemerkung keine Rücksicht.

Conseil hatte inzwischen in hohem Grade das Mißtrauen der Flüchtlinge Migliari, Boschi und Primavesi erregt, welche, nach seiner Wiederankunft in Bern, beschlossen, sich heimlich in seine Wohnung zum „wilden Mann" zu begeben, seinen Mantelsack zu durchsuchen und sich seiner Papiere zu bemächtigen.

Das Hinzukommen Conseil's vereitelte diesen Plan. Man verabredete nun auf den folgenden Tag ein Frühstück an einem dritten Orte, welchem Conseil beiwohnen sollte. In dieser Zusammenkunft wollte man Conseil auffordern, sich von dem Verdachte der Spionerie zu reinigen. —

Am 11. August spät Abends begab sich Conseil nach der französischen Gesandtschaft. Hierüber erzählt er Folgendes:

Als ich zum Herrn Herzog von Montebello kam, bat ich einen Bedienten, mich zu melden. Dieser machte Anfangs Schwierigkeiten; er wollte meinen Namen wissen und fragte, was mich herführe. Ich nannte mich Conseil, bestand indeß darauf, den Zweck meines Besuches nur dem Herrn Gesandten mitzutheilen. Man führte mich nun in einen Corridor des Erdgeschosses und als der Bediente, um mich zu melden, in einen Salon ging, sah ich dort eine Gesellschaft von Herrn und Damen versammelt. Der Bediente kam bald zurück und führte mich darauf in ein kleines Kabinet, wo ich ein Bureau und Papiere bemerkte. Der Herr Gesandte erschien sogleich und nachdem ich ihm Auskunft über meine Stellung gegeben hatte, antwortete er mir ungefähr folgen-

dermaßen: „Wissen Sie, daß Sie sich in einer schlechten Situation befinden? Die Polizei ist hinter Ihnen her, seitdem ich Sie ihr signalisirt habe. Sie müssen Bern wieder verlassen; ich werde Ihnen einen Paß auf einen andern Namen ausstellen; dann müssen Sie zu entwischen suchen."

Hierauf setzte sich der Herr Herzog, forderte mich auf, ebenfalls Platz zu nehmen und ließ seinen ersten Secretair, Herrn von Belleval, rufen. Da dieser aber nicht gefunden werden konnte, so sagte mir der Herr Gesandte, ich möchte am folgenden Tage um fünf Uhr Morgens wiederkommen. Als ich ihm bemerklich machte, daß mein Besuch zu so ungewohnter Stunde auffallen und zu einer Entdeckung führen könnte, änderte er seine Meinung und befahl mir, mich am folgenden Tage um neun Uhr Abends in der Kanzlei einzustellen, wo man mir einen neuen Paß und Reisegeld einhändigen würde.

Als der Herr Herzog mich verabschiedete, sagte er zu mir: „Ich werde meinem ersten Secretair die nöthigen Befehle geben und er wird die Sache mit Ihnen abmachen."

Hierauf ging ich in das Gasthaus zum „wilden Mann" zurück. —

Am folgenden Tage um sechs Uhr Morgens kamen Berthola, Migliari, Boschi, Primavesi und Conseil zum verabredeten Frühstück im Rathhause zusammen.

Man forderte von Conseil den Schlüssel zu seinem Mantelsacke, welchen er augenblicklich auf den Tisch warf. Berthola nahm denselben, sowie den Paß und es wurde beschlossen, daß man in den „wilden Mann" gehen wolle, um Conseil's Sachen zu durchsuchen.

Diese Durchsuchung hat stattgefunden. Wenn man dem

Einen von ihnen glauben darf, so durchsuchte man sogar Conseil selbst, bei welchem man 7—8 Frs. fand. Berthola bemächtigte sich aller verdächtigen Papiere, zehn der Zahl nach und zwar derselben, welche später der Polizei übergeben wurden.

Bei dieser Gelegenheit legte Conseil umfassende Geständnisse ab; und um von seinem guten Willen und seiner Absicht, seine Fehler wieder gut zu machen, einen Beweis zu geben, vertraute er den Flüchtlingen an, daß er sich Abends um neun Uhr in die Kanzlei der französischen Gesandtschaft begeben solle, um einen neuen Paß, Reisegeld und Instructionen zu erhalten, welche letzteren er ihnen mitzutheilen versprach. —

Zur bestimmten Stunde begab sich Conseil in Begleitung Berthola's und Migliari's, die ihm bis auf den Platz der Kathedrale folgten, in die Kanzlei der Gesandtschaft.

Hier fand ich, erklärte Conseil, Herrn von Belleval. Er wechselte einige Worte mit mir und sagte unter Anderm: „Wie wollen wir die Sache ordnen? Sie ist geeignet, uns in Verlegenheit zu setzen." Alsdann nahm er das Formular eines Passes in blanco, füllte es in meiner Gegenwart aus, setzte seine Unterschrift darunter und sagte mir, ich möchte auch die meinige hinzufügen, was ich auf der Stelle that.

Er hatte den Paß, welcher auf den Namen Franz Herrmann ausgestellt war, vom 15. November 1835 datirt. Er übergab mir noch 200 Frs. in Napoleonsd'or und befahl mir, Bern zu verlassen, um mich in andere schweizerische Städte zu begeben, wo es mir leicht sein würde, mich für einen Reisenden auszugeben und mehrere Flüchtlinge von verschiedenen Nationen zu überwachen. Auch sagte er mir, daß, im

Falle er mir noch Weisungen zu ertheilen haben sollte, er mir am folgenden Morgen durch eine vertraute Person davon Nachricht in meine Wohnung senden würde. Er würde dann seine Karte beilegen, gegen welche ich durch irgend wen die Instructionen in Empfang nehmen lassen könnte.

Die Namen der Flüchtlinge, welche ich überwachen sollte, hatte ich in mein Portefeuille eingeschrieben, aber die Blätter, die ihre Namen enthielten, wurden von mir zerstört, bevor das Portefeuille bei meiner Verhaftung in die Hände der Polizei fiel. Ich erinnere mich nur noch der Namen von Mazzini und der beiden Brüder Ruffini. —

Unmittelbar nach diesem am 26. August abgelegten Geständnisse zog Conseil aus seinem Busen ein Papier, welches ihm bis jetzt zu verbergen gelungen war und welches die in Rede stehenden Namen enthielt und zwar in zweierlei Schriftzügen. Einige davon sind folgende:

Rauschenplatt, Ruffini, Duc Fratelli, von Ludre.
Genevra, Depercy, Dumoler.
In Zürich, Gragne (wahrscheinlich Granier).
In Interlaken, Chancel.
In Val-Champagne, Liestal.

Nach dem Geständnisse Conseil's sind die Wörter Rauschenplatt, von Ludre, Interlaken und Chancal vom Herrn von Belleval geschrieben worden. Im Worte Depercy hätte Herr von Belleval den Anfangsbuchstaben D in ein S verwandelt.

Von der Gesandschafts-Kanzlei begab sich Conseil unverzüglich nach dem Oberthor, wo ihn die vier Italiener verabredetermaßen erwarteten. Er setzte sie von dem erhaltenen Paß, sowie von den ihm gewordenen Instructionen in Kennt-

niß und nannte ihnen die Personen, welche ihm zum Zwecke der Beobachtung bezeichnet worden waren. Auch erwähnte er gegen Berthola und Migliari des empfangenen Geldes und zeigte es ihnen in Goldstücken vor.

Nachdem Conseil den Flüchtlingen noch versprochen hatte, keinen der ihm bezeichneten Italiener zu verrathen, kehrte er nach der Stadt zurück und begab sich auf Berthola's Rath, statt in den „wilden Mann,“ in den „Storch,“ wo er sich in die Fremdenliste unter dem Namen Franz Herrmann einschrieb.

Trotz der scheinbaren Offenheit Conseil's und seines Versprechens, keinen der Flüchtlinge compromittiren zu wollen, trauten ihm einige der Italiener doch nicht, und Boschi, Migliari und Primavesi faßten den Entschluß, den Zweck seiner Mission aufzudecken und ihn öffentlich als einen Agenten der französischen Polizei hinzustellen.

Indeß schien Conseil auch seinerseits den Italienern nicht getraut zu haben; denn als Boschi und Primavesi ihn am folgenden Morgen im „Storch“ aufsuchten, um ihr Vorhaben auszuführen, war Conseil verschwunden. Er war nach Lausanne abgereist.

Boschi und Primavesi setzten die Polizei in Bewegung, mit deren Hülfe sie Conseil verfolgten. In Lausanne vernahmen sie, daß er sich nach Coppet begeben habe. Sie reisten ihm nach, trafen jedoch erst dort ein, als er bereits wieder abgereist war. Hier setzte sie ein Zufall davon in Kenntniß, daß Conseil in der folgenden Nacht nach Coppet zurückkehren würde. Boschi, Primavesi und ein Polizeibeamter verständigten sich mit dem Besitzer des Fuhrwerks, welches Conseil an der savoyenschen Grenze erwarten sollte,

um ihn nach Coppet zurück zu bringen. Sie verfolgten den bezeichneten Weg und in der Nacht gelang es ihnen, den Verfolgten auf der Rückkehr nach Coppet zu verhaften." —

Was ließe sich diesen Enthüllungen noch hinzufügen?

Nichts, als daß sie Zeugniß geben von der Hohlheit und plumpen Unverschämtheit des ganzen Regierungs-Systems Louis Philipp's. —

Die Königin Hortensia.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo es galt, über den Zeitpunkt der Ausführung meines Unternehmens auf Strasburg einen letzten Entschluß zu fassen. Die Vorbereitungen waren beendet und meine Verbündeten sahen der Bezeichnung der Stunde entgegen, in welcher ich in ihre Mitte treten und das Schwert erheben sollte, um Frankreich zu erobern.

Aber bevor ich diesen Entschluß fassen konnte, hatte ich einer Pflicht der Pietät zu gehorchen.

Seit dem Kampfe in der Romagna im Jahre 1831, in welchen ich mich ohne alles Vorwissen der Meinigen gestürzt hatte und welchem mein älterer Bruder zum Opfer gefallen war, gab ich mich keiner Unternehmung von Bedeutung hin, ohne den Rath meiner geliebten Mutter gehört zu haben. Ich erfüllte damit nicht blos eine Pflicht, die mir ihre unaussprechliche Liebe und ihre große Aufopferung auferlegten, sondern ich gehorchte damit auch dem Gebote der Klugheit. Denn selten giebt es eine Frau, welche wie sie befähigt war,

mit fast instinktartigem Scharfblicke den Gang, wie den muthmaßlichen Erfolg großer und gefährlicher Unternehmungen zu beurtheilen. Zudem war ihr bisheriger Einfluß auf das Entstehen und die Entwickelung meiner Pläne kein ganz untergeordneter, wenn immerhin auch nur ein passiver gewesen. Und um dies darzuthun, will ich hier ausführlich über diese bewunderungswürdige Frau sprechen, deren hohe Eigenschaften sie weniger im Glücke, als in der Stunde der Leiden auszeichneten und von welchen die Geschichte einst Zeugniß ablegen wird. —

*   *
*

Zur Zeit meiner Geburt war Paris die politische Metropole der Christenheit . . . Der Stern des Namens Napoleon stand im Zenith seines Glanzes. Mein Vater, Louis Bonaparte, war der dritte Bruder meines großen Oheims. Der Kaiser hatte ihn auserwählt, die Krone Hollands zu tragen und somit eine Nation zu beherrschen, in der sich jener angeborene Freiheitssinn, jene unzerstörbare Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten vererbt hatten, welche einst dem eisernen Willen eines Philipp II., den Scheiterhaufen eines Granvella, dem Schwerte eines Alba Trotz geboten.

Mein Vater besaß die Tugenden eines guten Bürgers, aber nicht die Eigenschaften eines Regenten, welche einem solchen Volke hätten imponiren können.

Meine Mutter, Hortensia Fanny Beauharnais,

war die Tochter der Kaiserin Josephine aus erster Ehe. Ihre Verbindung mit meinem Vater war das Resultat der Sorgfalt für ihr Wohlergehen, sowie der zärtlichsten Zuneigung, die der Kaiser ihr stets gewidmet und welche letztere sie enthusiastisch erwiedert hatte . . . Wie hätte ihre für alles Erhabene empfängliche Seele ihn nicht verehren, bewundern, lieben sollen!

Rachsucht und Bosheit hatten es oft gewagt, über diese Sympathieen zweier edlen Menschen ihren Geifer auszugießen . . . Aber wo ist das Reine, das die Gemeinheit nicht in den Staub zu ziehen wagte? . . . Jenen Sclaven in Gold und Purpur, die zu den Füßen des Mannes lagen, der Europa beherrschte, war nur noch die Waffe der Verleumdung geblieben, die sie meuchlings gegen ihren Gebieter schleuderten. Sein Hauch hätte sie Alle vernichten können . . . Es genügte ihm, sie zu verachten. —

Die Ehe meiner Eltern war eine sehr unglückliche. Der gänzliche Mangel an Zuneigung, der schroffe, feindselige Gegensatz in ihren Charakteren, in ihrem Fühlen, Denken und Handeln erzeugte eine Abneigung, die bald in offenen Haß ausbrach. Intrigue und Egoismus, diese unzertrennlichen Gefährten der Schlechten, wetteiferten darin, die lodernde Zwietracht zu schüren und auszubeuten . . .

Des beständigen Haders müde, der ihre Gesundheit zu untergraben drohte, verließ meine Mutter im Jahre 1807 den Hof zu Haag. Zuerst begab sie sich nach dem Schlosse Loo, dann nach Paris in den Schutz des Kaisers, in dessen Palast der Tuilerien ich am 20. April 1808 das Licht der Welt erblickte.

Zwei und ein halbes Jahr alt, wurde ich am 14. No-

vember 1810 vom Kardinal Fesch, meinem Großoheim väterlicher Seits, zu Fontainebleau getauft.

Mein älterer Bruder Napoleon*) und ich wurden damals als die natürlichen Erben des französischen Reiches angesehen. Bald aber glaubte der Kaiser das Bedürfniß zu empfinden, in der verwandtschaftlichen Verbindung mit einem der ältesten gekrönten Fürstengeschlechter die Befestigung seiner Dynastie zu suchen . . .

Unglückselige Verblendung!

Mit dem Gedanken, durch veraltete Vorurtheile die unbestrittene Fortdauer seines Namens zu stützen, begann sein Stern zu bleichen!

Die Scheidung des Kaisers von der Kaiserin Josephine, seine Verheirathung mit Maria Louise erfolgten und die Geburt des Königs von Rom im Frühling des Jahres 1811 zerstörte meine und meines Bruders Hoffnungen und Aussichten. Wir wurden nur noch für den Fall als die Erben des mit so vielem Ruhme, so vieler Willenskraft und so großem Geiste erworbenen Thrones betrachtet, daß dem Könige von Rom ein Unglück begegnen möchte.

In dieser Zeit sah sich meine Mutter im Besitze alles

---

*) Ein noch älterer Bruder Louis Napoleons, welcher, nach dem in seinen Angaben immer sehr genauen Herrn v. Bausset, im Alter von sieben Jahren am 5. Mai 1807 gestorben war, muß sonach bereits vor der Verheirathung Hortensia's existirt haben, da ihre Vermählung erst Anfangs Januar 1802 stattfand. Wie dem übrigens auch sein mag, — die Existenz dieses Sohnes, sowie sein Tod zu der angegebenen Zeit, stehen außer allem Zweifel. D. H.

dessen, was Reichthum und Macht zu gewähren im Stande sind. Fünf Meilen von Paris, zu St. Leu, bewohnte sie mit ihren Kindern einen reizenden Landsitz, wo die Kaiserin Josephine und nur wenige ausgewählte Personen von Rang oder geistiger Begabung sie besuchten. Meine und meines Bruders Erziehung war ihre einzige und angenehmste Beschäftigung. Ihre Mühe, Zärtlichkeit und Fürsorge in dieser Hinsicht ging über Alles hinaus, was man gewöhnlich in Kreisen findet, denen sie angehörte.

Ich hatte kaum das Alter von sechs Jahren erreicht, als der Stern des Kaisers unterging. Seine Verbindung mit dem Hause Habsburg hatte sein Sinken nicht aufgehalten. Das französische Reich wurde durch jenen furchtbaren Wechsel verdunkelt, welcher dem ganzen Europa einen neuen Charakter aufdrückte.

Das Unglück war herein gebrochen. Die Nation, betäubt von den Schrecken der Gegenwart und von der Furcht vor den Trübsalen, mit welchen die Zukunft drohte, verleugnete kleinmüthig die Sympathieen für die gesunkene Größe. Und der Verrath vollendete, was die Feigheit begonnen hatte.

Bei der Annäherung der Verbündeten floh Alles vor ihnen her. Die ländliche Bevölkerung bedeckte die nach Paris führenden Heerstraßen, in der Hoffnung, in der Hauptstadt Schutz zu finden, während tausende von Familien Paris verließen und auf den entgegengesetzten Wegen den Provinzen und Schlössern zueilten, wo sie eine größere Sicherheit zu finden glaubten.

Meine Mutter wohnte zu dieser Zeit des allgemeinen Unglücks in Paris. Ihre kleine Umgebung theilte Anfangs alle Furcht und Angst des Volkes; allein das Beispiel einer

starken Seele wirkte, wie immer, auch hier. Meine Mutter beschloß zu bleiben, trotz der Gefahr, daß sie vielleicht schon am nächsten Tage auf der Liste der Geächteten stehen würde. Und ihre minder muthigen Begleiter entsagten der Flucht.

Mein Vater, der König von Holland, lebte damals in Paris, im Hause seiner Mutter. Er hatte den öffentlichen Angelegenheiten immer fern gestanden und fühlte sich jetzt noch weniger versucht, irgend welchen Einfluß auf dieselben zu erlangen. Zwischen ihm und meiner Mutter hatte schon lange kein persönlicher Verkehr stattgefunden; sie unterhielten nur einen spärlichen Briefwechsel, deren Inhalt mich und meinen Bruder betraf. Der König schien zuweilen große Theilnahme für uns zu empfinden. —

Als auch Marie Louise mit dem Könige von Rom Paris verlassen hatte, umlagerten Offiziere, Frauen, Soldaten und Bürger den Palast meiner Mutter. Sie versprach, mit ihren Kindern zu bleiben und die Erklärung ihres Entschlusses wurde mit lauten Beifallsrufen aufgenommen . . . Die allgemeine Bestürzung und Verwirrung war so groß, daß man dahin gekommen war, in der Anwesenheit einer einzelnen Frau ohne Autorität und Macht, eine Art Schutz und Sicherheit zu empfinden.

Bald jedoch verbreitete sich die Nachricht wie ein Feuer, daß der Feind bereits vor den Thoren stehe. Die mit der Leitung der Vertheidigungsanstalten betrauten Generäle erklärten den Platz für unhaltbar. In Folge dessen wurde meine Mutter ihres gegebenen Versprechens entbunden und von allen Freunden der bonapartischen Familie eifrigst bestürmt, mit ihren Kindern zu fliehen.

Nur von wenigen Frauen begleitet, verließ sie mit mei-

nem Bruder und mir Abends gegen neun Uhr Paris und schlug den Weg nach einem etwa zwei Meilen entfernten Landhause ein, das ihr von einer Freundin als Zufluchtsort angeboten worden war. Spät in der Nacht und bis zur Erschöpfung ermüdet dort angekommen, hatte sie sich kaum zur Ruhe begeben, als der Donner der Kanonen, welche die Vertheidigungsanstalten von Paris niederschmetterten, ihr verkündete, daß sie an diesem Orte nicht ferner sicher sei. Zugleich lief die Nachricht ein, daß die russische Kavallerie bereits die ganze Gegend zu überschwemmen beginne.

Wohin sollte man fliehen?

Meine Mutter ließ sich eine Karte von der Umgebung von Paris bringen und beschloß, auf einem Umwege Trianon zu erreichen. Dort hoffte sie für eine Weile durch den General Prèval, der mit einer starken Truppenabtheilung in Versailles lag, beschützt werden zu können.

In Trianon angelangt, machte ihr der General sogleich seine Aufwartung, wußte ihr aber über den Stand der Dinge in Paris nichts zu sagen. Der Kanonendonner war noch fortwährend zu hören und man schloß daraus, daß die Pariser noch Widerstand leisteten. Plötzlich sah man durch die lange Allée von Versailles einen Soldaten heransprengen. Auf Befragen einer der Damen aus der Umgebung meiner Mutter erklärte er, er habe Befehl, seinen Auftrag nur der Königin allein zu sagen. Als er seine Botschaft ausgerichtet hatte, befahl meine Mutter, sogleich anspannen zu lassen und den Weg nach Rambouillet zu nehmen.

Es entstand eine Verzögerung dadurch, daß einige der Bedienten sich entfernt hatten und nicht sogleich herbei-

gerufen werden konnten. Endlich wurde Alles fertig und man reiste ab.

Als meine Mutter in später Stunde Rambouillet erreichte, fand sie die Könige Joseph und Jerome beim Abendessen, während im Vorzimmer einige Minister standen und rathlos sich gegenseitig Muth einzuflößen suchten. Weder die Könige noch die Minister beobachteten die hergebrachte Höflichkeit; denn anstatt der Königin bei der Flucht behülflich zu sein, ergingen sie sich in trostlose Bemerkungen über die Gefahr, in welcher sie schwebe, von den Kosaken gefangen genommen zu werden. Sie selbst hatten alle Pferde für sich in Beschlag genommen, so daß meiner Mutter nichts übrig blieb, als auf gut Glück hin zu warten. Nach ihrer gewöhnlichen fürsorglichen Weise hatte sie mich und meinen Bruder zu Bett bringen lassen. Die Ermüdung hatte uns glücklicherweise allen Appetit genommen, denn weder die Könige noch die Minister boten uns irgend welche Erfrischung an.

Am folgenden Morgen traf ein Offizier mit einem Briefe von meinem Vater ein. Er befahl der Königin, sich bei ihm und der Kaiserin Maria Louise in Blois einzufinden. Der gebieterische Ton des Schreibens verletzte die Würde und den Eigenwillen meiner Mutter und sie beschloß, nicht nach Blois zu gehen, sondern bei der Kaiserin Josephine auf dem Schlosse Navarre in der Normandie eine Zuflucht zu suchen. Sie ließ anspannen und befahl, zu Jedermanns Erstaunen, den Weg nach dem Walde von Rambouillet zu nehmen.

Kaum hatte sie eine kurze Strecke zurückgelegt, als in voller Eile ein Diener herangeritten kam, um ihr zu melden, daß die Kosaken bereits um vier Morgens die benach-

barte Ebene durchstreift hätten. Da es somit wahrscheinlich war, daß sie auch bald den Wald durchstreifen würden, so befahl die Königin, die große Straße nach Maintenon einzuschlagen, wo man bald eine Menge Flüchtlinge einholte, welche mit Sack und Pack, so gut es sich thun ließ, in die Provinzen zu kommen suchten.

In Maintenon stand ein Regiment Cavallerie, von dessen Befehlshaber meine Mutter bei ihrer Ankunft eine Schutzwache erhielt, mit der sie in etwas größerer Sicherheit die Reise nach Navarre fortsetzte. Das Wetter war fürchterlich und die Wege so schlecht, daß die Wagen sich nur mit großer Mühe und äußerst langsam fortbewegen konnten. Endlich erreichte man die Residenz der Kaiserin Josephine.

Meine Mutter war nicht wenig erstaunt, sich hier in der Mitte einer großen Anzahl von Royalisten zu sehen, welche ihr Erscheinen als ein glückliches Ereigniß betrachteten. Sie konnte nicht bemerken, daß die Kaiserin selbst sich sehr darüber freute. Diese umarmte indeß ihre Tochter und ihre Enkel, zeigte aber ihre gewöhnliche Schwäche in der Hinneigung zu Leuten von Rang, welche dem alten Regime angehörten. —

Die Lage meiner Mutter in Navarre war keineswegs eine angenehme. Die Kaiserin Josephine war schwach und launisch; zuweilen brach sie in unnütze Klagen aus und ein andermal beschäftigte sie sich damit, mich und meinen Bruder zu verhätscheln und zu verderben. Mir war sie besonders zugethan, weil, wie sie sagte, mein Gesicht sie an das ihrer Tochter in der Kindheit erinnerte.

In dieser ungewissen und zweifelhaften Lage, welche noch durch die Furcht verbittert wurde, daß mein Vater darauf

bestehen würde, mich und meinen Bruder unter seine Obhut zu nehmen, empfing meine Mutter von Paris die Nachricht, daß der Kaiser Alexander großen Antheil an ihrem Schicksal nähme und in dem Vertrage von Fontainebleau einen Artikel eingeschoben hätte, in welchem ihr volle Herrschaft über ihre Söhne während deren Jugend gesichert war. Zugleich wurde sie von ihren bewährtesten Freunden bestürmt, nach Paris zurück zu kehren. Sie folgte diesem Rufe der Freundschaft und begab sich mit mir und meinem Bruder zuerst nach Malmaison, dann nach St. Leu und später nach Paris, wo sie wieder ihren bleibenden Wohnsitz nahm.

Man betrachtete meine Mutter zu dieser Zeit aus dem einen oder andern Grunde als von der Bonapartischen Familie getrennt, — vielleicht weil sie seit langer Zeit nicht mehr mit ihrem Gemahl lebte. Sie hatte einen bleibenden Eindruck auf viele Personen gemacht, welche eifrig bestrebt waren, ihr zu dienen. Deshalb wünschten diese vor allen Dingen, daß sie nicht, wie sie früher beabsichtigt hatte, Frankreich verlasse. Selbst der Kaiser Alexander, welcher sie in Malmaison, St. Leu und Paris öfter gesehen, legte in dieser Beziehung ein warmes Interesse für sie an den Tag. Und so kam es denn, daß von fast allen Gliedern der Bonapartischen Familie meine Mutter allein in einem Reiche verblieb, in welchem der Name Napoleon fortan geächtet war. —

Die Beschäftigungen meiner Mutter während der merkwürdigen Zeit, welche die Abreise des Kaisers nach Elba von den hundert Tagen trennte, waren von großer Bedeutsamkeit. Aeußerlich schien sie, mit nur seltenen Ausnahmen, einer eng begrenzten Häuslichkeit und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. In Wahrheit aber widmete sie ihre ganze Zeit

der Politik, indem sie in Verbindung mit zahlreichen Anhängern des Kaiserreichs jene Pläne und Verschwörungen organisirte, welche den Zweck hatten, die französische Nation für die Wiedereinsetzung des Kaisers vorzubereiten. Nachrichten, welche von Elba aus Frankreich erreichten, gelangten direct an sie und sie theilte ihren Freunden nur soviel davon mit, als eben nöthig zu sein schien, um eine gute Einwirkung zu erzeugen... Sie war die Seele der Wiederherstellung des Kaiserreichs von 1815, der Vereinigungspunkt für die alten Generäle, die pensionirten Officiere, die außer Dienst gesetzten Civil-Beamten, die Menge Agenten der kaiserlichen Regierung, sowie für die große Anzahl aller Derjenigen, welche ihre Hoffnungen auf die Bourbonen gesetzt hatten und sich nun getäuscht fanden.

Als endlich am 6 März 1815 die Nachricht von der Landung des Kaisers Paris erreichte und auf die Bourbonische Dynastie wie ein Donnerschlag wirkte, waren die ersten Befürchtungen meiner Mutter für meine und meines Bruders Sicherheit.

Sie beschloß, uns an einem unbeachteten Orte zu verbergen. Der Plan dazu war fertig und alle nöthigen Schritte waren gethan, um ihn noch am Abende dieses Tages ausführen.

Da hatte es der Zufall gefügt, daß meine Mutter, was äußerst selten geschah, an diesem Abend eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause zu erwarten hatte. Eine berühmte Sängerin war eingeladen worden und eine Anzahl Verehrer der Musik hatten kommen wollen, um die Vorträge zu hören.

Was sollte nun geschehen? Sollte sie die Partie aufschieben oder nicht? Sollte sie eine fröhliche Menge um sich versammelt sehen, während vielleicht schon in derselben Stunde

der Kaiser im Kampfe verwickelt war und in Strömen französisches Blut vergossen wurde?

Oder konnte man nicht andererseits vermuthen, daß sie ein Fest begehe, um die Landung des Kaisers zu feiern?

Freilich konnte diese Vermuthung nur bei den Mitgliedern der Regierung und der höheren Aristokratie Platz greifen, da der Menge die wichtige Nachricht noch nicht bekannt war.

Aber war es nicht eben die Regierung, welche man zu fürchten hatte?

Meine Mutter beschloß, die Gesellschaft zu empfangen und trotz der Last, die auf ihrem Herzen lag, heiter und unbefangen zu erscheinen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Gäste versammelten sich, Musik und Gesang begann und es herrschte unter den Anwesenden die Fröhlichkeit sorgloser Menschen. Nur auf einigen Gesichtern war eine Wolke zu bemerken, welche zu der Vermuthung berechtigte, daß die Kunde von dem verhängnißvollen Ereignisse sich schon weiter verbreitet habe.

Als es völlig Nacht geworden und die Stunde herangekommen war, in welcher ich und mein Bruder aus dem Hause geschafft werden sollten, kam eine der Frauen aus der Umgebung meiner Mutter, sowie meine Amme, die mich nie verließ, und führte uns vorsichtig durch den Garten in die Straße Taitbout, wo uns ein Miethswagen erwartete, der uns nach dem bestimmten Asyl brachte.

Sobald darauf meine Mutter die Gewißheit erlangt hatte, daß ihre Kinder in Sicherheit waren, hielt sie es für nöthig, auf ihre eigene Bedacht zu nehmen. Ein längeres Verbleiben in ihrem Hause wurde von allen ihren vertrauten Freunden für gefährlich gehalten. Aber wohin sollte sie sich wenden?

Sie erinnerte sich einer Dame in Paris, welche sie nebst ihrem Manne einst in Protektion genommen hatte und die ihr Alles verdankten. Bei diesen hoffte sie eine gesicherte Zuflucht zu finden. Begleitet von einer Dienerin, verließ sie am späten Abend ihren Palast und begab sich auf Umwegen zu Fuße nach dem Hause ihrer ehemaligen Schützlinge. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als man ihr sagte, daß sie dort nicht länger als nur diese Nacht bleiben könne!

Bittere Täuschung!

Man wird sich immer täuschen, wenn man auf Dankbarkeit rechnet. Das ist der Lauf der Welt. Was wir zuweilen für Dankbarkeit nehmen, ist nichts, als die Frucht von Egoismus und Eigennutz.

Voll Verdruß über die erfahrene Undankbarkeit, kehrte meine Mutter am folgenden Morgen, auf alle Fälle gefaßt, in ihre Wohnung zurück. Aber bei ruhigem Nachdenken sagte sie sich, daß sie hier nicht länger bleiben könne.

Wenn sie verhaftet wurde — was sollte aus ihren Kindern werden? Sie beschloß, einen andern Zufluchtsort zu suchen.

Das Vertrauen, welches sie das erste Mal in die Dankbarkeit vornehmer Personen gesetzt, hatte sie getäuscht. Sie sah jetzt über alle Standesvorurtheile hinweg und vertraute der Dankbarkeit einer ehemaligen Dienerin ihres Bruders, die in Dürftigkeit lebte.

In der That, die Armuth allein ist der Dankbarkeit fähig.

Meine Mutter legte den Mantel, Hut und Schleier ihrer Vorleserin an, und beschützt von dem Bruder der Letztern ging sie wieder zu Fuße fort. Ihr Muth war groß, denn sie wußte, daß sie mit jedem Schritte sich neuen Gefahren aus-

setze. Man hatte den ganzen Tag Männer gesehen, welche die Umgegend bewachten und die ihrem Hause gegenüber liegende Straße auf und ab gingen.

Als sie kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, bemerkte ihr Begleiter, daß sie von einem jener verdächtigen Männer im Dienste der Polizei verfolgt wurden. Unglücklicher Weise war die Verkleidung meiner Mutter sehr unvollständig, denn unter ihrem Mantel trug sie ein prachtvolles Kleid von indischem Mousselin, mit einem reich gestickten Besatz versehen.

War sie bereits erkannt worden? Oder hatte ihre Kleidung nur den allgemeinen Verdacht ihres Verfolgers erregt?

Wer konnte es wissen?

Ihr Beschützer rieth, ihre Schritte zu mäßigen und einen andern Weg einzuschlagen, um zu sehen, ob der Spion ihnen folgen würde, oder ob ihre Furcht vielleicht eine unbegründete sei.

Sie bogen in eine Seitenstraße ein... Vergebens. Ihr Verfolger nahm denselben Weg.

Was war zu thun? Nur eine List konnte helfen. Meine Mutter erfand diese List und der Zufall machte, daß sie glückte.

Ihr Verfolger blieb stets in einer Entfernung von etwa zehn oder zwölf Schritten hinter ihr. Da erblickte sie in einem Eckhause ein im Partere belegenes elegantes Café, zu welchem, wie sie früher einmal im Vorüberfahren bemerkt und wie es bei Eckhäusern häufig der Fall ist, auch einen Eingang von der entgegengesetzten Straße aus hatte. Ihr Plan war fertig.

„Lassen sie meinen Arm nicht los und folgen Sie mir, wohin ich Sie führe," flüsterte sie ihrem Beschützer zu.

Noch zwanzig Schritte und sie hatte das Café erreicht. Sie ging mit ihrem Begleiter hinein und, ohne alle Umstände und ohne sich um das Befremdende ihres Maneuvres zu bekümmern, zur andern Thür nach der entgegengesetzten Straße wieder hinaus. Hier kamen ihr der Zufall und ihre Geistesgegenwart zu Hülfe, ohne welche sie aller Wahrscheinlichkeit nach dennoch verloren gewesen wäre. Ein Omnibus hielt vor der Thür, welcher sich so eben in Bewegung setzte. Sie stieg schnell ein — und fort ging's.

Nach einer Fahrt von einer Viertelstunde verließ sie den Omnibus und nahm einen Miethswagen, der sie in die Nähe des Hauses brachte, in welchem sie eine Zuflucht zu finden hoffte.

Ihre Hoffnung wurde diesmal nicht getäuscht.

Mimi, die ehemalige Dienerin, war eine alte, gutmüthige Frau, der es zu großer Freude gereichte, sich meiner Mutter nützlich machen zu können. Aber zufällig erwartete sie am Nachmittage Besuch und so sah sie sich denn genöthigt, die Königin in eine Art von Rumpelkammer unterzubringen, zu welcher man auf der einen Seite durch eine sehr kleine Thür, auf der andern nur durch ein in der Wand befindliches Loch gelangen konnte. Hier war sie in Sicherheit und wurde des Abends von ihrer Vorleserin besucht, welche ihr die Tagesneuigkeiten brachte. Zu diesen gehörte auch das glücklicherweise unbegründete Gerücht von der Verhaftung meiner Mutter, welches man sich mit allen Details erzählte und wobei ein geheimer Polizist, der die Königin

eine Zeitlang auf der Straße verfolgt haben sollte, eine wichtige Rolle spielte.

Man sieht, auch das unbegründetste Gerücht trägt immer ein Körnchen Wahrheit in sich. —

Bald machte meine Mutter in ihrem Verstecke eine Entdeckung, welche sie in große Unruhe versetzte.

In einem der unteren Stockwerke des Hauses wohnte ein Mann, welcher früher Adjutant des Generals von Broc gewesen, aber zur Zeit des Einzuges der Verbündeten in Paris im vorigen Jahre ein eifriger Bourbonist geworden war. Durch seine neuen Gönner war dieser Mann an die Spitze einer Abtheilung der geheimen Polizei gestellt worden, deren Mitglieder er täglich zu einer Conferenz zusammenberief, die er in einem Zimmer abhielt, welches unmittelbar an die Polterkammer stieß, die meiner Mutter zum Verstecke diente.

Seltsames Zusammentreffen! Während die Regierung mit Eifer und Schlauheit Alles in Bewegung setzt, um sich Derjenigen zu bemächtigen, welche sie mit Grund im Verdachte hat, die Verschwörung geleitet zu haben, durch welche die Rückkehr des Kaisers vorbereitet worden war, werden die Werkzeuge dieser Regierung nur durch eine dünne, gebrechliche Lehmwand von dem vergeblich verfolgten Opfer getrennt! —

Am Tage des Wiedereinzuges des Kaisers in die Tuilerien hatten die Angst und Sorgen meiner Mutter ein Ende.

Ach! Wer konnte damals in die Zukunft sehen? — Wer konnte sagen, daß diese Angst und diese Sorgen sich so bald erneuern und verdoppeln, verzehnfachen würden?

Später, als das Unglück bei Waterloo das Kaiserreich

zum zweiten Male niedergeschmettert hatte, tauchten hunderte jener Propheten auf, welche auf's Haar gewußt, was sich endlich begeben würde. Aber bis zu dem Augenblicke, wo an dem großen Unglückstage der letzte Kanonenschuß fiel, hatten alle jene Propheten sich in ihre Weisheit gehüllt und geschwiegen! —

Mein Bruder und ich wurden aus unserm Asyl geholt und in die Tuilerien gebracht, wo wir in Gegenwart unserer Mutter vom Kaiser auf's Zärtlichste empfangen wurden. Er küßte uns wiederholt und behielt uns eine Zeitlang bei sich. Dann nahm er uns mit sich auf den Balkon und zeigte uns dem Volke, das unter den Fenstern sich drängte und freudige Zurufe aufsteigen ließ.

Ganz Paris war berauscht von Freude.

Am folgenden Tage hielt der Kaiser eine Musterung ab, bei welcher auf seinen Befehl ich und mein Bruder ebenfalls zugegen waren. Da sein eigener Sohn weit entfernt von ihm lebte, so schien er das Bedürfniß zu empfinden, die Beweise seiner Liebe auf seine Neffen zu übertragen. —

Als die großen Vorbereitungen beendet waren, welche der neue Feldzug des Kaisers, der sein letzter sein sollte, erheischte, begab sich meine Mutter mit mir und meinem Bruder nach Malmaison, um hier die Nachricht vom ersten Siege zu erwarten.

Der Kanonendonner der Schlacht von Ligny brachte ihr die ersehnte Siegesbotschaft . . . Es war die letzte.

Die Katastrophe von Waterloo folgte. —

* *

*

Am 14. Juli 1815 erhielt meine Mutter Befehl, binnen zwei Stunden Paris zu verlassen. Alle Vorstellungen gegen die Härte und das Ehrenrührige dieser Maßregel hatten nur die Gewährung einer dreitägigen Frist zur Folge.

Am 17. Juli, Abends neun Uhr, verließ die Königin mit mir und meinem Bruder Paris, begleitet von dem Haushofmeister Herrn von Marmold und dem Grafen von Voyna, einem Adjutanten des Fürsten von Schwarzenberg.

Es war der Wunsch der Königin, sich in der Schweiz niederzulassen, und sie schlug daher die Straße nach Genf ein.

Bis Dijon, welches man am folgenden Tage bei Einbruch der Nacht erreichte, hatte sich nichts Besonderes zugetragen. Hier aber gerieth meine Mutter in Gefahr, während des Pferdewechsels von einem wüthenden Volkshaufen, unter welchen sich sogar wohlgekleidete Frauen gemischt hatten, niedergemacht zu werden. Ihre eigene Kaltblütigkeit und der Muth eines österreichischen Soldaten, sowie das Hinzukommen des Herrn von Voyna, welcher sich auf kurze Zeit entfernt hatte, verhinderten das schreckliche Verbrechen. Indeß blieb die Menge noch fortwährend unter großem Lärm um den Wagen versammelt, bis es einigen verständigen Personen gelang, die Massen zu beruhigen und unser Fortkommen zu begünstigen.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, theilte Herr von Voyna meiner Mutter mit, daß der Vorfall in Dijon, welcher so leicht ein blutiges Ende hätte nehmen können, weder durch persönlichen Haß, noch durch patriotischen Fanatismus unter den Anhängern der Bourbonen, sondern durch die unter dem Pöbel verbreitete Meinung veranlaßt worden

sei, daß meine Mutter ungeheure Geldsummen mit sich führe, die man zu erbeuten gehofft hatte.

Die erstere Ansicht fand in der That bald ihre Bestätigung. Denn als die Bauern des nächsten Dorfes meine Mutter erkannten, schaarten sie sich um den Wagen, warfen Blumen hinein und bezeugten durch freudige Ausrufungen ihre unveränderten Sympathieen für den Namen Napoleon. Einen noch stärkern Ausdruck seiner Anhänglichkeit an den Kaiser gab das Volk von Dole. In der Meinung, daß man die Königin als Gefangene fortführe, strömten große Menschenmassen herbei und fielen den Pferden in die Zügel. Der Wagen wurde geöffnet und ein alter Mann, welcher der Sprecher der Uebrigen war, fragte meine Mutter, ob die Herren, welche sie begleiteten, ihre Freunde wären und ob sie freiwillig diese Reise mache. Als er die nöthigen Erklärungen erhalten hatte, schloß er den Wagen wieder, schwenkte seine Mütze und rief uns eine glückliche Reise zu, in welchen Wunsch hunderte der Anwesenden enthusiastisch einstimmten, worauf sie sich friedlich zerstreuten. —

In Genf angelangt, war meine Mutter nicht wenig überrascht, als man ihr sagte, daß die Behörde ihr Verweilen im Canton nicht gestatten wolle, — sei es aus Haß gegen die bonapartische Familie oder um den Bourbonen sich gefällig zu zeigen. Mit vieler Mühe erlangte Herr von Voyna die Erlaubniß eines Aufenthaltes von nur wenigen Tagen, damit er nach Paris schreiben könne, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Es hatte den Anschein, daß es meiner Mutter in der Schweiz nirgends gelingen würde, das von ihr gesuchte Asyl zu finden.

Den kurzen Aufenthalt in Genf benutzte die Königin

zu einem kleinen Ausflug in die benachbarten Alpen, was ihrem Kummer Zerstreuung und ihrer angegriffenen Gesundheit einige Erholung gewährte.

Bei ihrer Rückkehr nach Genf benachrichtigte sie Herr von Voyna, daß die erwarteten Verhaltungsbefehle von Paris eingetroffen und daß es ihr freigestellt sei, das Ziel ihrer Reise zu bestimmen; jedoch dürfe sie vorläufig nicht darauf rechnen, von den Behörden die Erlaubniß zur Niederlassung in irgend einem schweizer Cantone zu erlangen.

Auf diese Weise gezwungen, Genf und die Schweiz zu verlassen, begab sich meine Mutter nach Aix in Savoyen, von wo Herr von Voyna nach Paris zurückkehrte, nachdem er versprochen hatte, der Königin dort nützlich zu sein. Seine Verwendung blieb jedoch ohne Erfolg. Die Metternich'sche Politik, eben so verfolgungssüchtig als inhuman, fand sich durch den Umstand beunruhigt, eine wehrlose Frau des Namens Napoleon nahe den deutschen Grenzen zu wissen.

In Aix miethete meine Mutter ein Haus mit einem großen Hofraum, auf welchem mein Bruder und ich, nebst den kleinen Knaben aus der Nachbarschaft, Soldaten spielten. Die Königin schien an diesen harmlosen Spielen großes Wohlgefallen zu finden, was ich aus den Liebkosungen wahrnahm, mit welchen sie mich und meinen Bruder empfing, wenn wir von unsern militairischen Exercitien, denen sie stets vom Fenster ihres Zimmer aus zuzusehen pflegte, zu ihr zurückkehrten. Welchen reichen Stoff zu Betrachtungen mußten ihr nicht diese kindischen Spiele gegeben haben, wenn ich an der Spitze der kleinen Truppe an ihrem Fenster vorbeimarschirte und salutirend meinen zinnernen Degen vor ihr senkte!

Nachdem wir kurze Zeit anscheinend in aller Ruhe gelebt hatten, wurde meine Mutter von neuen Sorgen heimgesucht. Das System der Reaktion in Frankreich verbreitete sich schnell und in einer furchtbaren Weise über den ganzen Süden. Die Gewaltthätigkeiten gegen alle Diejenigen, welche man, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, im Verdachte hatte, die Rückkehr des Kaisers von Elba begünstigt oder während der hundert Tage ihm ihre Sympathieen zugewendet zu haben, mehrten sich in schreckenerregender Weise. Als der General Brune in Avignon ermordet wurde, fand sich der österreichische General Rochemann, welcher die Macht der Verbündeten in Lyon und den benachbarten Provinzen befehligte, veranlaßt, meine Mutter davon in Kenntniß zu setzen, daß ihr Leben, sowie das ihrer Söhne bedroht wäre. Er hielt es für seine Pflicht, sie von dieser Gefahr zu unterrichten; da aber ein Brief in dieser traurigen Angelegenheit ihn compromittiren konnte, so sandte er einen Adjutanten nach Aix, um seine Befürchtungen mündlich mittheilen zu lassen.

In wie weit diese Befürchtungen begründet waren, läßt sich nicht genau bestimmen. Gewiß ist es aber, daß von Paris aus eine große Anzahl Emissaire sich nach allen Richtungen verbreitet hatte, welche allen Gliedern des Namens Bonaparte auf dem Fuße folgten und deren Benehmen auf's Sorgfältigste überwachten.

Seit der Benachrichtignng des Generals Rochemann war meine Mutter ausschließlich von der Sorge für die Erhaltung ihrer Kinder erfüllt und mit den Maßregeln zu deren Sicherheit beschäftigt, worin sie von allen Mitgliedern ihres Haushaltes freudig unterstützt wurde. Fremde wurden unter keinem Vorwande zu uns ins Haus gelassen. Und wenn sie

mit mir und meinem Bruder ausging, so wurde sie begleitet und bewacht, — weniger aus Furcht vor einem besondern Feinde, sondern weil man eine Maßregel allgemeiner Sicherheit für nöthig hielt.

Während dieser Zeit der Sorgen und Aufregung fand sich eine neue Ursache, den Kummer meiner Mutter zu vermehren. Mein Vater hatte sich in die päpstlichen Staaten begeben, mit dem Entschlusse, sich dort niederzulassen. Jetzt verlangte er durch einen gewissen Herrn von Zuite, welcher bei meiner Mutter in Aix erschien, daß diese ihm meinen Bruder zusenden solle, den er in Rom zu erziehen beabsichtigte. Meine Mutter hatte zwar schon eine Zeitlang erwartet, daß ihr Gemahl diesen Schritt thun würde; nichts desto weniger traf sie dieser Schlag sehr empfindlich. Sie liebte ihre Kinder auf's Zärtlichste und sich von einem derselben zu trennen, betrachtete sie als ein um so größeres Unglück, als jener Herr von Zuite keineswegs eine Person war, welche Vertrauen einflößen konnte. Keine für die Wohlfahrt und Erziehung ihrer Kinder nur einigermaßen besorgte Frau würde einem solchen Manne ihren Sohn anvertraut haben. Sein Aeußeres trug das treue Abbild seiner Seele und ließ in der unzweideutigsten Weise einen Charakter erkennen, in welchem alle schlimmen Leidenschaften und Laster wohnten. Die Gesinnungen meines Vaters mußten in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen, daß er einen solchen Menschen mit einer solchen Mission hatte beauftragen können.

Meine Mutter weigerte sich, meinen Bruder ohne Weiteres der Obhut des Herrn von Zuite zu übergeben. Doch that sie dies mit vieler Vorsicht. Sie sagte demselben, daß es vortheilhafter für ihn sein würde, ihren Sohn erst ken-

nen zu lernen, bevor er mit ihm die Reise antrete und daß er noch einige Zeit auf den von Paris kommenden Lehrer warten möchte, der auf ihren Wunsch seinen Schützling nach Italien begleiten sollte.

Dieser Lehrer war zwar kein durch seine Fähigkeiten ausgezeichneter Mann; aber seine Sitten waren tadellos und das war unter diesen Umständen von größter Wichtigkeit. Meine Mutter versöhnte sich zwar durch diese Verzögerung keineswegs mit dem Gedanken, ihren Sohn zu verlieren; aber sie hoffte im Stillen auf die Gunst der Umstände, welche die Zukunft bringen konnte.

Allein dies war eine vergebliche Beschwichtigung ihres Kummers, eine Hoffnung, welche sich nicht erfüllte. Andererseits trugen die Ereignisse, welche der politische Fanatismus in Frankreich täglich herbei führte, dazu bei, ihre Besorgnisse für das Leben ihrer Kinder zu vermehren. In Folge dessen fand sie eine Art Beruhigung in dem Gedanken, wenigstens eins derselben bei ihrem Gemahl in Rom in Sicherheit zu wissen und dies linderte einigermaßen den Schmerz der Trennung, als der erwartete Lehrer aus Paris in Aix angekommen war und die Abreise des Herrn von Zuite sich nicht mehr hinausschieben ließ.

Was mich betraf, so machte die Abreise meines Bruders, von dem ich nie getrennt gewesen war und den ich zärtlich liebte, trotz meiner großen Jugend, einen erschütternden Eindruck auf mich. Die Trauer um seinen Verlust zog mir eine Krankheit zu, von der ich, sehr geschwächt, erst nach langer Zeit genas.

Hatte mir meine Mutter schon früher eine Art bevorzugtere Zuneigung zugewendet, so war ich jetzt in Wahrheit

ihr einziges Kind geworden und von nun an übretrug sie auf mich ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit. —

Die Sorgen, der Kummer und alle die Trübsale, welche seit Jahresfrist auf meine Mutter eingestürmt waren, hatten in bedenklichem Grade ihre Gesundheit untergraben, so daß Alle, welche Theilnahme für sie bewiesen, für ihr Leben besorgt wurden. Sie lebte von der Welt völlig abgeschlossen und kannte kein anderes Vergnügen, als einsame Plätze aufzusuchen, dort allein zu sitzen, sich in den Anblick der Alpen zu vertiefen und mit sichtbarem Trübsinn über das Unglück ihrer Familie nachzudenken.

Endlich faßte sie den Entschluß, ihren Aufenthalt zu verändern und Savoyen zu verlassen.

Aber wohin konnte sich wenden? Jeder Schritt, den ein Glied der Bonapartischen Familie that, wurde von hundert Spionen bewacht und stieß auf unübersteigliche Hindernisse, mit welchen die Machthaber sie tausendfach umstellt hatten.

Sie beschloß, sich nach Constanz zu begeben.

Da das Großherzogthum Baden nicht mit unter die Zahl der Länder aufgeführt war, in welchen man ihr den Aufenthalt gestattete, so konnte die Reise nicht ohne Gefahr unternommen werden. Dazu trat noch der Umstand, daß sie, an Ort und Stelle angekommen, voraussichtlich nirgends einen Ruhepunkt finden würde, auf den sie mit einiger Sicherheit den Fuß setzen konnte.

Aber sie hoffte auf die Vermittelung ihrer Cousine, der Großherzogin von Baden, beim Kaiser Alexander und im Vertrauen auf diese Vermittelung reiste sie am 28. November von Aix mit mir ab.

Die Hemmnisse und Beschwerlichkeiten, welche wir wäh-

rend dieser Reise zu überwinden und zu erdulden hatten, waren zahllos. Die Behörden geriethen in eine unbeschreibliche Angst über das Erscheinen einer Frau, welche von Paris aus als eine die Ruhe Europa's gefährdende signalisirt worden war.

Als wir uns der kleinen Stadt Murten im Canton Freiburg näherten, ließ meine Mutter den Wagen halten und stieg aus, um die Umrisse einer Landschaft aufzunehmen. Inzwischen war der Vorreiter vorausgeschickt worden, um im Gasthause das Mittagsmahl zu bestellen, während die übrige Dienerschaft sich in der Nähe meiner Mutter auf die Erde niedergesetzt hatte. Kaum waren zehn Minuten verstrichen, als zehn bis zwölf in Mäntel gehüllte Männer sich ihnen von verschiedenen Seiten näherten und die Gruppe völlig einschlossen. Dann trat einer derselben an meine Mutter heran, sah ihr einen Augenblick forschend ins Gesicht und fragte sie dann, ob sie nicht die Herzogin von St. Leu *) sei.

Als ihm dies bestätigt wurde, sagte er:

„Dann, Madame, haben wir Befehl, Sie und Ihre Leute zu verhaften und im Gasthofe zu bewachen, bis wir von den Canton-Behörden die Weisung erhalten, Sie freizugeben."

Was war zu machen?

Es blieb meiner Mutter keine Wahl, als sich zu fügen. Sie stieg in den Wagen und mußte es sich gefallen lassen, in der Mitte von Gensd'armen und einer Menge Bauern,

*) Diesen Namen hatte Hortensia bekanntlich seit ihrer Reise ins Exil im Jahre 1815 angenommen. D. H.

welche von den angrenzenden Feldern zusammengelaufen waren, in Murten einzuziehen.

Außer dieser Unannehmlichkeit und dem Zeitverlust hatte indeß der Vorfall keine Folgen, da die Canton-Behörden sogleich die Freilassung meiner Mutter befahlen, — vielleicht, weil sie nicht wußten, was sie mit ihr anfangen sollten. —

Ueber Bern, Frauenfeld, Winterthur und andere Orte erreichten wir endlich Constanz. —

Nach dieser langen und ermüdenden Reise, dabei von angegriffener Gesundheit, war es natürlich, daß meine Mutter sich nach Ruhe sehnte. Zu diesem Zwecke war es vor allen Dingen nöthig, ein Haus zu finden, welches ihren Bedürfnissen entsprach und dessen Lage ihr den Genuß einer schönen Natur gewährte.

Nach langem Suchen wurde ein solches Haus gefunden, welches allen Anforderungen genügte. Es stand auf einer Landzunge, welche sich Constanz auf dem Punkte nähert, wo das Bett des See's, der hier sich plötzlich verengt, nur Fahrwasser nach dem Rheine zu gewährt, welcher den obern und untern See verbindet. Hier zieht sich über den Strom jene altmodische bedeckte Brücke, die den Eingang zur Stadt bildet.

Wie die meisten schweizerischen Häuser, so war auch dieses Haus von der Bauart, daß alle Zimmer, welche wir bewohnten, auf eine hölzerne Gallerie führten, die rings um das Gebäude ging. Im Innern hatten die Zimmer keine Verbindung mit einander.

Meine Mutter ordnete selbst die Aufstellung des Hausgeräthes an, welches sie schon vor ihrem Eintreffen in Constanz

von Paris hatte kommen lassen, und freute sich bei dem Gedanken, daß sie nun wieder eine Heimath besaß.

Diese Freude sollte schnell getrübt werden. Die Glieder der napoleonischen Dynastie schienen verurtheilt zu sein, fortan in der Welt umher zu irren, ohne eine bleibende Stätte zu finden...

Meine Mutter empfing ein Schreiben von ihrer Cousine, der Großherzogin von Baden, in welchem dieselbe ihr anzeigte, daß ihr Gemahl, der Großherzog, sich in der unangenehmen Lage befinde, den Wünschen der verbündeten Monarchen entsprechen zu müssen, wonach er die geringe Bitte meiner Mutter, ihr den Aufenthalt in seinem Lande zu gestatten, nicht gewähren könne.

Voll Verdruß und Kummer über eine Verfolgung, welche in Ansehung ihrer Person sich über die ganze Erde zu erstrecken schien, beschloß meine Mutter, auf ihren Willen zu bestehen und nur der Gewalt zu weichen.

Zu diesem Aeußersten kam es nicht.

Man mochte das Unrühmliche fühlen, welches in einem Kampfe der Gewalt mit einer wehrlosen, kränklichen Frau hätte liegen müssen, deren Trübsale allein schon hinreichten, sie zu Boden zu drücken, und man ließ es bei dem Systeme der Ueberwachung bewenden.

Und so blieben wir unangefochten in Constanz.

Die Hauptbeschäftigung meiner Mutter bestand jetzt in meiner Erziehung, wobei die zärtlichste Liebe der leitende Gedanke war. Da sie außer meinem Erzieher, dem Abbé Bernard, welcher für die classischen Studien bestimmt war, im Orte keinen weiteren passenden Lehrer fand, so unterrichtete sie mich selbst im Zeichnen, in der Musik, im Tanzen und in

vielen andern schönen Künsten. Jeder Abend wurde bis zur Schlafenszeit mit dem Lesen solcher Bücher hingebracht, welche den Geist veredeln und die Unterrichtsstunden unterstützen. Den hervorragendsten Theil derartiger Belehrungen bildeten die geschichtlichen Studien, und diese waren es, welche die erste Ahnung der Ansprüche in mir erweckten, zu welchen ich einst der Welt gegenüber berufen sein würde.

Der Unterricht des Herrn Lebas, meines zweiten Lehrers, den meine Mutter bald darauf aus Paris hatte kommen lassen, begann nach einer andern Seite hin, Hand an meine Bildung zu legen. Herr Lebas war ein Mann von Verdienst und großer Gelehrsamkeit. Sein Vater war ein Republikaner aus der Schule Robespierres gewesen, und als dieser gemordet wurde, erschoß er sich, um der Schande zu entgehen, ihn zu überleben. Der Freiheitssinn dieses Mannes hatte sich auf seinen Sohn, meinen Lehrer, vererbt, jedoch in so veredelter Gestalt, daß selbst seine erbittertsten Feinde ihn darum achten mußten.

Die Leitung des Herrn Lebas und die Art, mit welcher er mich in den Kreis der Wissenschaften einführte, begannen daher schon früh einen unabhängigen Charakter in mir zu bilden und mir jenen Freiheitssinn einzuflößen, den ich später lange Zeit bethätigt hatte. Meine künftige Stellung zur Welt, die ich anfangs nur dunkel geahnt hatte, wurde schnell zum lebendigsten Bewußtsein in mir und ich war nun eifrig bestrebt, um dieser Zukunft willen mich ganz den Wissenschaften hinzugeben. —

Ungefähr ein und ein halbes Jahr mochte seit der Ankunft meiner Mutter in Constanz verflossen sein, als ein Ereigniß eintrat, welches dieselbe um einen erheblichen Theil

ihres Vermögens und den Verlust eines alten, treuen Dieners brachte. Dieses Ereigniß war schrecklich, weil es den gewaltsamen Tod eines braven alten Mannes zum Gegenstande hatte, noch schrecklicher aber durch den Verdacht, welcher daraus entsprang, daß das Leben meiner Mutter, wie das meinige, vor dem scheußlichsten Meuchelmorde nicht sicher sei. Der Vorfall ist niemals vollständig in die Oeffentlichkeit gedrungen, noch weniger ist sein Ursprung jemals ganz aufgeklärt worden.

Der Zusammenhang der Sache war folgender:

Noch in glücklichern Zeiten hatte meine Mutter Sorge getragen, sich mit den Mitteln zu versehen, welche ihr für den Fall eines Umschlages der Verhältnisse eine sorgenfreie Existenz gewähren konnten. Zu diesem Zwecke hatte sie es leicht ausführbar gefunden, Ländereien zu erwerben, Häuser anzukaufen, werthvolle Kunstgegenstände anzusammeln und Personen für sich zu interessiren, welche ihre Absichten verstanden und sich bemühten, alle diese Dinge zu erhalten und fruchtbar zu machen.

Um die Zeit, von welcher ich spreche, hatte meine Mutter eines ihrer Landgüter an einen Herrn Bouson verkauft, welcher den Kaufpreis von 380,000 Frs. an einem bestimmten Termine in Paris zu bezahlen hatte.

Ein alter Diener unseres Hauses, Herr de Braz, war neben Herrn von Marmold, dem Haushofmeister, diejenige Person, welche alle wichtigern Geschäfte, namentlich die Geldangelegenheiten meiner Mutter zu besorgen hatte. Derselbe wurde daher nach Paris gesandt, um von Herrn Bouson die 380,000 Frs. in Empfang zu nehmen.

Herr de Braz ist von dieser Reise niemals zurückgekehrt.

Als sein langes Ausbleiben Befremden erregte, schrieb meine Mutter an Herrn Bouson nach Paris, welcher ihr sogleich antwortete, daß er an dem bestimmten Termine die genannte Summe an Herrn de Braz bezahlt und daß dieser am folgenden Tage die Rückreise nach Constanz angetreten habe.

Meine Mutter sandte nun Herrn von Marmold ab, um sowohl in Paris als auch auf dem Wege dahin Ermittelungen anzustellen. Die erprobte Treue des Herrn de Braz gab keinem andern Gedanken Raum, als daß demselben ein Unglück begegnet sein müsse; er konnte somit nur in Paris oder, was wahrscheinlicher war, auf der Rückreise nach Constanz irgendwie ein Ende gefunden haben.

Nach acht oder zehn Tagen kehrte Herr von Marmold von Paris zurück. Er hatte trotz der umsichtigsten Nachforschungen nichts entdeckt, was auf die Spur des Verschwundenen hätte leiten können.

Was war aus dem alten Manne geworden?

Da verbreitete sich die Nachricht, daß man im Gasthofe einer kleinen Stadt jenseits der französischen Grenze eines Morgens einen ältlichen Reisenden, welcher am vergangenen Abende in Gesellschaft eines jungen Mannes mit Extrapost dort angekommen war, in seinem Zimmer todt gefunden habe. Die Aerzte hätten seinen Tod einer Vergiftung durch Blausäure zugeschrieben, und es lägen die unzweifelhaftesten Anzeichen vor, welche auf einen Mord schließen lassen.

Der junge Mann, welcher in Begleitung des Verstorbenen angekommen war, aber mit diesem nicht in demselben Zimmer gewohnt hatte, war am Morgen, als man den Todesfall entdeckte, aus dem Orte spurlos verschwunden.

Beim Bekanntwerden dieser Nachricht eilte Herr von Marmold sogleich nach dem bezeichneten Städtchen. Denn obwohl Herr de Braz ohne alle Begleitung gereist war, der Ermordete aber sich in Gesellschaft eines jungen Mannes befunden haben sollte, so lag doch der schreckliche Gedanke nahe, daß Jener der verschwundene Herr de Braz sein könne. Mit schmerzlicher Besorgniß sah daher meine Mutter der Rückkehr des Herrn von Marmold entgegen.

Bevor aber diese erfolgte, trat in unserm Hause in Constanz ein Umstand ein, welcher mit jenem Morde in gewisse unerklärbare Beziehungen zu stehen schien.

Eines Morgens nämlich machte einer unserer Bedienten, Namens Varlet, meinem Lehrer, Herrn Lebas, die Anzeige, daß man damit umgehe, meine Mutter und mich durch Gift zu beseitigen, und daß man ihm eine große Summe Geldes geboten habe, wenn er sich dazu hergeben wolle, diesen Doppelmord auszuführen.

Zur Angabe der nähern Umstände aufgefordert, theilte Varlet ungefähr Folgendes mit:

In einer Schenke, welche er zuweilen besuche, habe er einen jungen Mann, einen Franzosen, kennen gelernt, welcher, wie er ihm gesagt habe, zu seinem Vergnügen reise. Der Fremde gehöre, soviel er zu beurtheilen vermöge, den gebildeten Ständen an, verrathe großen Reichthum und bezeige sich sehr freigebig. Er habe ihn, Varlet, schon öfter mit seinen Weinen und allerhand Delikatessen traktirt, ohne daß er für diese Freigebigkeit des Fremden sich einen andern Grund habe denken können, als daß er an ihm, als an einem Landsmanne, Wohlgefallen gefunden habe. Der Fremde sei ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, von hoher,

kräftiger Gestalt, etwas gebräunter Gesichtsfarbe und trage einen kleinen Schnurrbart. Seine Haltung verrathe, daß er früher Militair gewesen und seine desfallsigen Anspielungen ließen darauf schließen, daß er zur Emigration gehört habe. Er nenne sich du Gregoire und halte sich in der Nähe von Constanz auf dem Lande auf, beabsichtige jedoch mit Nächstem nach Italien zu gehen, wo er, seiner Angabe nach, ansehnliche Güter besäße.

Am vergangenen Abende sei er, Varlet, wieder mit dem Fremden in der Schenke zusammen getroffen. Derselbe habe, wie schon öfter geschehen, Wein bringen lassen und sie hätten Beide bis spät in die Nacht hinein stark getrunken. Als bereits alle übrigen Gäste sich aus der Schenke entfernt hatten, habe du Gregoire geäußert, daß er in den nächsten Tagen die Gegend verlassen würde, um sich nach Italien zu begeben und fragte Varlet, ob er geneigt wäre, ihn in der Eigenschaft eines Kammerdieners zu begleiten; in Italien auf seinen Gütern würde er ihn als Verwalter anstellen.

Varlet, vom Weine stark erhitzt, erklärte, daß er mit seinem gegenwärtigen Dienste zwar zufrieden sei, daß er diesen jedoch verlassen würde, wenn es mit Einwilligung seiner jetzigen Gebieterin geschehen und er dadurch sein Glück machen könnte.

Diese Antwort schien den Fremden nicht zu befriedigen. Derselbe erwiederte darauf nichts, sondern ließ noch mehr Wein briugen und sie tranken noch eine Weile fort, bis Varlet, die Wirkung des Weines fühlend, erklärte, daß er sich nun nach Hause begeben müsse. Auch der Fremde schien bereits angetrunken zu sein oder stellte sich nur so. Da nahm derselbe sein voriges Anerbieten wieder auf und fügte hinzu,

daß Varlet nicht nöthig haben würde, zum Verlassen seines jetzigen Dienstes die Einwilligung seiner Gebieterin zu erlangen, wenn er geneigt sei, 1000 Louisd'or zu verdienen und dann die ihm angebotene Stellung anzunehmen.

Auf das Befragen Varlet's, wie dies zu bewerkstelligen sei, erwiederte du Gregoire, daß die Herzogin von St. Leu mit ihrem Sohne bald nicht mehr am Leben sein würden und es komme jetzt nur noch darauf an, ob er, Varlet, die Sache ausführen und dafür die 1000 Louisd'or verdienen wolle. Uebrigens, fügte er hinzu, würde die That auf alle Fälle vollbracht werden, selbst wenn er, Varlet, sich zu derselben nicht sollte verstehen wollen. Und was die Entdeckung betreffe, so könne er darüber sich vollkommen beruhigen, da die Art der Ausführung den Thäter nicht leicht verrathe.

Obwohl Varlet, wie er sagte, stark angetrunken und der Kopf ihm wirre war, so begriff er dennoch vollkommen das ganze Gewicht des schändlichen Planes, zu dessen Ausführung der Fremde ihn ausersehen hatte. Er nahm daher alle seine Selbstbeherrschung zusammen, um, trotz der Verwirrung seiner Sinne, sich von dem ganzen Umfange des Anschlages Kenntniß zu verschaffen, zu dem Zwecke, denselben zu vereiteln. Er sagte daher du Gregoire, daß er in diesem Augenblicke sich nicht erklären könne, doch wolle er dies am folgenden Abende thun und möge ihn dann der Fremde zu einer bestimmten Stunde in der Schenke erwarten. Zugleich befragte er denselben, durch welches Mittel die That ausgeführt werden solle und setzte hinzu, daß er sich nur in dem Falle zu derselben verstehen würde, wenn die Ausführung eine leichte und es wahrscheinlich sei, daß er nicht entdeckt werden könne.

Der Fremde vertraute ihm, daß es sich um eine Vergiftung handle. Das Gift würde er selbst ihm zustellen und bestehe dasselbe in einer Flüssigkeit, welche augenblicklich tödtlich wirke — in Blausäure.

Entgegnung. — Soeben geht uns die neueste Nummer der „Patrie," des officiösen Organs des Kaisers Napoleon III., zu, welche folgende Notiz enthält:

„Ein deutsches Blatt kündigt an, daß eine Buchhandlung gegenwärtig die „„Geheimen Memoiren des Kaisers Napoleon III."" veröffentlicht, deren Manuscript im Palais Elisée entwendet worden sei. Man muß darüber staunen, daß eine so lächerliche Fabel von einem ernsthaften Journal verbreitet wird. Um aber einer auf eine Lüge begründeten Speculation, deren Zweck ist, Scandal zu erregen, ein Ende zu machen, erklären wir, daß wir ermächtigt sind, dieser Nachricht das förmlichste Dementi zu geben."

Hierauf erwiedern wir Folgendes:

Daß die „Patrie" die Echtheit der Memoiren ihres kaiserlichen Herrn zu dementiren versucht, ist begreiflich. Nicht minder begreiflich ist es, daß dies in einer Weise geschieht, welche die Französische Presse so sehr kennzeichnet... Das Wort „Lüge" aber, welches sie uns zuschleudert, ist wenig geeignet, das gesteckte Ziel zu treffen. Man kennt die üble Gewohnheit dieser Presse, der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen! Der „Moniteur" giebt ein redendes Beispiel davon.

Wenn aber die „Patrie" uns die Absicht unterlegt, durch die Herausgabe der „Geheimen Memoiren" Scandal erregen zu wollen, so klingt dies mindestens sehr naiv ... Was berechtigt das edle Journal zu der Voraussetzung, daß der Gegenstand, welchen wir behandeln, scandalöser Natur ist? ...

In einer solchen Präsumtion liegt für Den, welchen die Sache zunächst angeht, ein schlechtes Kompliment ... Napoleon III. möge sich bei der „Patrie" dafür bedanken.

Ueber das Motiv des schrecklichen Anschlages einige Aufklärung von du Gregoire zu erlangen, lag außer dem Gesichtskreise Varlet's und so verließ dieser die Schenke, nachdem er mit dem Fremden Abrede genommen hatte, am folgenden Abend zu einer bestimmten Stunde wieder mit ihm zusammen zu treffen.

Nein, unser Zweck ist ein ernsterer, ein bedeutungsvollerer, — ein historischer.

Vor allen Dingen hat die „Patrie," gleich Denjenigen, welche sie „ermächtigt" haben, in dieser Angelegenheit ihre Stimme zu erheben, sich zu einem falschen Schritte hinreißen lassen. Dieses inspirirte Organ mußte wissen, daß in Deutschland ein derartiges Dementi nicht verfängt. Hier zu Lande schlägt man die Wahrheit nicht mit der Lüge todt. Will die „Patrie" sich hier Anspruch auf Glaubwürdigkeit erwerben, so möge sie damit den Anfang machen, indem sie sich bemühe, einfach die Thatsachen zu widerlegen, welche ihr in den „Geheimen Memoiren" in reicher Fülle geboten werden, — Thatsachen, hinter welchen, wenn sie die öffentliche Stimme noch nicht gerichtet hat, hunderte von Zeugen stehen, um ihre Wahrheit zu bekräftigen.

Am 27. October 1859. Der Herausgeber.

Unabhängig von Vorstehendem geht uns die Nachricht zu, daß in Belgien eine Uebertragung unseres Werkes in's Französische vorbereitet werde. Diese Nachricht ist verfrüht. Es sind uns zwar Anträge gemacht, welche die Uebertragung der „Geheimen Memoiren" in's Französische sowohl wie auch in's Englische zum Gegenstande haben, jedoch sind die desfallsigen Unterhandlungen noch nicht zum Abschlusse gediehen; auch dürfte dies mindestens vor Beendigung des ersten Bandes nicht geschehen.

D. H.

So weit ging die Anzeige, welche Varlet dem Herrn Lebas gemacht hatte. —

Der Bediente Varlet hatte früher zehn oder zwölf Jahre zum Hofhalte der Kaiserin Josephine gehört und war vor fünf Jahren in das Dienstpersonal meiner Mutter aufgenommen worden. Seine Aufführung war stets eine tadelfreie gewesen, niemals war die geringste Klage über ihn gehört worden. Auch in seinem Privatleben galt er für einen Menschen von sittlichem Wandel, großer Bescheidenheit und geringen Bedürfnissen. Es lag daher kein Grund vor, an der Richtigkeit seiner Mittheilungen, welche überdies das Gepräge der Wahrheit an sich trugen, irgendwie zu zweifeln . . . Die treue Anhänglichkeit, welche er meiner Mutter, sowie seiner früheren Gebieterin schon in vielen Fällen bewiesen hatte, ließ diese Mittheilungen so natürlich erscheinen. Vollends aber schwand jeder Zweifel, als an demselben Morgen, an welchem er sich dem Herrn Lebas entdeckt hatte, Herr von Marmold von seiner Reise zurückkehrte und einen Bericht abstattete, welcher, mit der Anzeige Varlet's zusammengehalten, die Ermordung des Herrn de Braz und den Anschlag jenes du Gregoire in eine Verbindung brachte, deren Hintergrund einen entsetzlichen, tief angelegten Plan ahnen ließ.

Die Ermittelungen des Herrn von Marmold zu Champagney, als dem Orte, wo Herr de Braz in so räthselhafter Weise seinen Tod gefunden, bestanden in folgenden, amtlich constatirten Thatsachen:

Herr de Braz war, von Paris über Langres und Vesoul kommend, am 18. Dezember 1816 Abends um 8 Uhr mit Extrapost in Champagney eingetroffen und im Gasthofe

du Rhin abgestiegen. Mit ihm im Wagen hatte sich ein anderer Reisender befunden, der sich in der Fremdenliste als Pierre Dummont aus Dijon eingeschrieben. Derselbe wird von dem Besitzer des Gasthofes und dessen Leuten als ein junger Mann von etwa 23—25 Jahren, hoher, kräftiger Gestalt, dunklem Haar, starkem Schnurr- und Backenbart und etwas gebräunter Gesichtsfarbe geschildert.

Den beiden Reisenden waren bei ihrer Ankunft von einem Garçon des Gasthofes zwei nebeneinander gelegene, aber vermittelst einer verschlossenen Verbindungsthür getrennte Zimmer im ersten Stockwerke angewiesen worden. Diese Zimmer waren mit den Nummern 6 und 7 bezeichnet. Herr de Braz hatte das Zimmer Nummer 6, sein Reisegefährte das Nummer 7 erhalten.

Der ältere Reisende — Herr de Braz — hatte eine Cassette bei sich geführt, welche er beim Aussteigen aus dem Wagen durch den Garçon auf sein Zimmer hatte bringen lassen. Die Cassette war verschlossen gewesen; ihr verhältnißmäßig geringes Gewicht ließ darauf schließen, daß sie nur Papiergeld enthalten habe.

Ungefähr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft waren die beiden Reisenden in dem Parterre belegenen gemeinschaftlichen Fremdenzimmer erschienen, um ein Abendessen einzunehmen. Nachdem sie hier soupirt hatten, wobei Jeder eine Flasche Wein getrunken, unterhielten sie sich kurze Zeit und lasen dann die eben angekommenen Zeitungen. Während dessen kam die Haushälterin und erbat sich von Herrn de Braz den Schlüssel zu seinem Zimmer, um daselbst die Vorbereitung für die Nachtruhe zu treffen. Der jüngere Rei-

sende hatte sein Zimmer, beim Verlassen desselben, nicht verschlossen.

Herr de Braz händigte der Haushälterin den Schlüssel nicht ein, sondern sagte, er würde sogleich selbst hinauf kommen, was etwa zehn Minuten später auch geschah.

Der jüngere Reisende war noch im Gastzimmer zurück geblieben und er verließ dasselbe erst, als Herr de Braz nach Verlauf einer Viertelstunde nicht dahin zurückgekehrt war.

Er hatte dann ein Licht genommen und sich ebenfalls auf sein Zimmer begeben.

Eine halbe Stunde später, etwa gegen zehn Uhr, begab sich ein Garçon des Gasthofes zum Herrn de Braz, um dessen Befehle für den kommenden Morgen in Empfang zu nehmen. Er traf dort den jüngeren Reisenden anwesend, welcher mit Herrn de Braz, auf dem Sopha sitzend, eine Unterhaltung führte. Der Letztere trug dem Garçon auf, für den Morgen um acht Uhr Extrapost nach Belfort zu bestellen, änderte jedoch, auf Zureden seines Reisegefährten, diese Bestimmung dahin ab, daß er erst um neun Uhr abreisen zu wollen erklärte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Garçon, daß die Verbindungsthür, welche die Zimmer der beiden Reisenden von einander trennte, geöffnet war. Der frühere Verschluß dieser Thür war, vor der Ankunft der Fremden, von dem Zimmer Nummer 7 aus geschehen und hatte man daselbst den Schlüssel im Schlosse stecken lassen. Die Thür mußte somit von dem jüngern Reisenden, welcher das genannte Zimmer bewohnte, geöffnet worden sein. Ob dies im Einvernehmen mit Herrn de Braz geschehen, hat, nach Lage der Sache, später nicht ermittelt werden können.

Von dem Augenblicke an, wo der Garçon gegen zehn Uhr den Herrn de Braz verlassen hatte, bis zum folgenden Morgen, hat eine Verbindung irgend eines der Bewohner des Gasthofes mit den beiden Reisenden nicht mehr stattgefunden. Die Nacht war in gewohnter Ruhe, ohne jedes bemerkenswerthe Ereigniß verstrichen.

Als früh um sieben Uhr der Garçon bei Herrn de Braz anfragen wollte, ob er das Frühstück verlange, fand er die Thür von Innen verschlossen und wurde dieselbe auf sein wiederholtes Klopfen nicht geöffnet. In der Meinung, daß Herr de Braz bereits aufgestanden sei und sich im Zimmer seines Reisegefährten aufhalte, begab er sich an die Thür des Zimmers Nummer 7. Aber auch hier wurde ihm nach wiederholtem Klopfen nicht geöffnet. Diese Thür war jedoch nicht von Innen, sondern von Außen verschlossen und der Schlüssel war abgezogen worden.

Der Garçon unterrichtete von diesen befremdenden Umständen sogleich seinen Prinzipal, und unter Hinzuziehung eines Polizeibeamten schritt man zuerst zur gewaltsamen Oeffnung desjenigen Zimmers, welches der jüngere Reisende bewohnt hatte.

Das Zimmer war leer, die wenigen Reiseeffecten, welche sein Bewohner bei sich geführt hatte, mit diesem selbst verschwunden. Die Verbindungsthür nach dem anstoßenden Zimmer Nummer 6 war verschlossen, doch steckte der Schlüssel im Schlosse.

Als man jetzt dieses Zimmer öffnete, fand man Herrn de Braz todt in seinem Bette. Sein Gesicht war blau, der Mund etwas geöffnet, das Auge offen und gebrochen. Er

lag wie in ruhigem Schlafe auf dem Rücken und fast nichts verrieth, daß vor dem Tode ein Kampf stattgefunden habe.

Ein herbeigerufener Arzt erklärte, daß der Tod durch Vergiftung mit Blausäure erfolgt und daß das Gift, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Verstorbenen in starker Quantität durch den während des Schlafes geöffnet gewesenen Mund eingeflößt worden sei. Die Leiche war bereits starr und kalt. Der Tod mußte somit schon vor Mitternacht eingetreten sein.

Bei einer näheren Besichtigung des Zimmers und der darin befindlichen Gegenstände fanden sich die unzweideutigsten Anzeichen eines begangenen Raubmordes, sowie diejenigen Merkmale vor, welche die von dem Arzte angegebene Todesart bestätigten.

Auch waren Beweisstücke vorhanden, welche die Identität des Ermordeten mit der Person des Herrn de Braz feststellten.

Auf dem Tische stand die Cassette des Herrn de Braz. Dieselbe war geöffnet und leer. Daneben lag der Schlüssel zu derselben, sowie zehn Stück Napoleonsd'or. Dieses Gold war ein Stück neben dem andern hingezählt — als hätte der Mörder, der das Uebrige gestohlen, damit andeuten wollen, es sei zur Bestattung des Ermordeten bestimmt.

Nach Angabe des Herrn Bouson in Paris hatte dieser dem Herrn de Braz 350,000 Frs. in Papieren und 30,000 Frs. in Napoleonsd'or gezahlt. Rechnet man hierzu 1000 Frs., welche der Ermordete zu Reiseausgaben bei sich geführt, so mußte die Cassette etwas über 380,000 Frs. enthalten haben.

Auf einem Nachttische neben dem Bette lag ein kleiner Flacon von weißem, geschliffenem Glase. Derselbe war

geöffnet und enthielt den unbedeutenden Rest einer Flüssigkeit, welche der Arzt als Blausäure erkannte. Ein fast unbemerkbarer Ring im Innern des Glases, wie ein solcher sich zu bilden pflegt, wenn man längere Zeit eine Flüssigkeit in einer Flasche aufbewahrt, berechtigte zu der Annahme, daß der Flacon ursprünglich mehr als bis zu Dreiviertheilen gefüllt gewesen.

Dieser Umstand ließ auf die ungewöhnliche Menge des Giftes schließen, welches der Mörder seinem Opfer eingeflößt haben mußte — eines Giftes, von welchem drei Tropfen mehr als hinreichend sind, um den Tod eines Menschen herbeizuführen!

Neben dem Glase lag ein Papier, dessen Beschaffenheit erkennen ließ, daß der Flacon bis zum Gebrauche des Giftes darin eingeschlagen gewesen. Es war das Fragment eines Briefes, von flüchtiger, geübter Hand geschrieben und dessen Empfänger in Paris zu wohnen schien. In dem Fragmente war von einer Reise nach der Schweiz die Rede, ohne daß sich jedoch ein Zusammenhang des ganzen Inhaltes herausfinden ließ.

Einige Documente und Schriften, die sich auf den Gegenstand der Reise des Herrn de Braz bezogen und welche dieser ohne Zweifel in der Cassette aufbewahrt hatte, waren mit dem Gelde ebenfalls verschwunden. Von allen übrigen Sachen des Unglücklichen war, bis auf ein fast werthloses Cigarren-Etui, nichts entwendet.

Dieses Cigarren-Etui war bestimmt, bei der Ermittelung des Mörders eine wichtige, wenngleich resultatlose Rolle zu spielen.

Ueber das Verschwinden des Reisegefährten des Ermordeten, als des unzweifelhaften Thäters, herrschte völliges

Dunkel. Seit der Garçon ihn noch am späten Abende nach seiner Ankunft im Zimmer des Herrn de Braz angetroffen, hatte ihn Niemand gesehen, Niemand konnte sagen, wann und wie er das Haus verlassen. Die deshalb in Champagney selbst, sowie in der Umgegend, angestellten Nachforschungen der Behörden waren ohne allen Erfolg geblieben. —

So weit der Bericht des Herrn von Marmold, bei dessen Ankunft in Champagney die Ueberreste des unglücklichen Opfers bereits im Grabe ruhten.

Welchen Stoff zu Betrachtungen und Folgerungen bot nicht dieser Bericht dar, wenn man denselben mit der Anzeige des Bedienten Varlet zusammenhielt! Mußte man nicht unwillkürlich auf die Vermuthung gerathen, daß zwischen dem Mörder des Herrn de Braz und jenem räthselhaften Fremden in der Schenke eine geheimnißvolle Verbindung, wenn nicht gar eine Identität der Person bestehe? Und mußte man dann weiter nicht zu dem Schlusse gelangen, daß der Reisegefährte des Ermordeten ein Mörder von nicht gewöhnlichem Schlage sei?

Herr de Braz war ein bedächtiger, scharfblickender Geschäftsmann von feiner Weltbildung und nicht leicht zugänglichem Charakter. Es mußten also ganz besondere Veranlassungen, ganz besondere Gründe gewesen sein, welche ihn bestimmt hatten, einen Reisegefährten sich zuzugesellen, der ihm bis dahin völlig unbekannt gewesen zu sein schien. Aber welches waren diese Veranlassungen, diese Gründe?

Niemand wußte es, Niemand konnte es sagen, außer dem Mörder. Dieser aber war verschwunden und das Grab seines Opfers war stumm.

Verfolgte man aber die Vermuthung einer Identität des

Mörders mit dem von Varlet bezeichneten Fremden und erwog dabei, daß der Mord, den dieser im Schilde führte, nur politischer Natur sein konnte — zog man ferner die Umstände in Betracht, welche dafür sprachen, daß der Reisegefährte des vorsichtigen, scharfblickenden und zurückhaltenden Herrn de Braz mindestens ein Mann von Bildung und seinem äußern Wesen nach ein Mensch gewesen sein mußte, dessen Erscheinung keiner Befürchtung, keinem Verdachte Raum gab, so gelangte man zu Schlüssen und Voraussetzungen, welche Schaudern erregten, wenn man die damalige politische Situation in Frankreich in Anschlag brachte.

Die Restauration hatte zum zweiten Male gesiegt. Die katholische und legitimistische Partei im Süden war stark und erbittert. Sie erlaubte sich täglich die empörendsten Unterdrückungen und Aufreizungen gegen die ehemaligen Anhänger des Kaiserthums; sie verfolgte racheschnaubend die liberalen Reformirten, welche während der Revolution ihre alten, unter Blut und Greuel der Dragonaden verlorenen Rechte sich wieder angeeignet und unter der Herrschaft des Kaisers bestätigt erhalten hatten. Zu dieser Aufregung und Parteiwuth kamen noch alle die Machinationen der damaligen Ultra, der Jesuiten und ihrer Missionäre, welche darauf gerichtet waren, den reichen Zündstoff, der im Süden mehr als im Norden Frankreichs sich vorfand, in Flammen zu setzen. Es geschahen täglich arge, böse Dinge und noch ärger und schlimmer waren die Befürchtungen. Daß die wüthenden Royalisten von einer Ausrottung der Anhänger des Kaiserthums, die Jesuiten von der Vertilgung der Protestanten, als den Bekennern eines Glaubens träumten, der ihnen für Liberalismus galt, war ein bekanntes Faktum,

dessen Wahrheit täglich, stündlich durch grausame, blutige Thaten besiegelt wurde.

Konnte es bei dieser Lage der Dinge befremden, daß es einigen der exaltirten Royalisten in den Sinn gekommen, neben den Anhängern des Kaiserthums zugleich auch alle Glieder der bonapartischen Familie von der Erde verschwinden zu lassen und zu diesem Zwecke ein Dutzend ihrer Sendlinge mit Gift und Dolch zu bewaffnen? War nicht meine Mutter schon während ihres Aufenthaltes in Aix durch den General Rochemann aufgefordert worden, vor derartigen Gewaltthätigkeiten auf ihrer Huth zu sein?

Und hatten seitdem die Zustände im Süden Frankreichs sich verändert, gebessert?

Diese Zustände waren trauriger, schrecklicher denn jemals geworden.

An die Stelle eines regellosen Ausbruchs der Parteiwuth war die organisirte Verfolgung getreten. Und hatte sich selbst unter den wüthendsten Fanatikern zuweilen noch die Furcht geregt, wegen der einen oder andern Frevelthat dem Arme des Gesetzes zu verfallen, so herrschte jetzt in Allen das Bewußtsein gesicherter Straflosigkeit. Denn die Gewalthaber, die Richter, die Sicherheitsbehörden sahen die Frevel, kannten die Schuldigen — und schwiegen.

Und dieses Schweigen sanctionirte das Verbrechen.

Alles dieses erwogen — konnte man da über den Ursprung und Zweck des von dem Bedienten Varlet entdeckten Anschlages noch im Zweifel bleiben?

Herr Lebas und Herr von Marmold beschlossen, aus Rücksicht für die schwankende Gesundheit meiner Mutter, über die gemachte Entdeckung zu schweigen und derselben nur das-

jenige davon mitzutheilen, was sich ihr nicht verbergen ließ — die Ermordung des Herrn de Braz und den Verlust der 380,000 Frs. In Ansehung alles Uebrigen beriethen sie die Mittel, das beabsichtigte Verbrechen abzuwenden und jenen du Gregoire, auf welchem ohnehin der Verdacht des an Herrn de Braz begangenen Mordes lastete, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Nachdem sie sich über diese Mittel verständigt hatten, wurde der Bediente Varlet angewiesen, das tiefste Stillschweigen zu beobachten und, der mit dem Fremden getroffenen Abrede gemäß, sich am Abende in die bezeichnete Schenke zu begeben. Dort sollte er auf das ihm von du Gregoire gemachte Anerbieten scheinbar eingehen und das zur Ausführung des ihm angesonnenen Mordanschlages erforderliche Gift in Empfang nehmen. Dagegen wurde ihm anempfohlen, in Ansehung der ihm versprochenen Belohnung von 1000 Louisd'or Schwierigkeit zu erheben. Er sollte auf die sofortige Auszahlung von mindestens der Hälfte dieser Summe bestehen und von dieser Bedingung nur dann abgehen, wenn ihm dieselbe unerreichbar erscheine. Der Zweck dieses Maneuvre's sollte sein, den Fremden sicher zu machen. Das Weitere würde dann von selbst folgen.

Nachdem Varlet in dieser Weise instruirt worden war, begab sich Herr von Marmold zur Polizeibehörde von Constanz, um dieselbe von dem Stande der Dinge zu unterrichten und zu Vorkehrungen zu veranlassen, um du Gregoire in ihre Gewalt zu bringen.

Man sagt, daß die Polizei im Allgemeinen selbst aus den reinsten Handlungen ein Körnchen Böses herauszufinden verstehe. Es mußte daher sonderbar erscheinen, daß die

Polizei von Constanz das Verlangen des Herrn von Marmold, zur Habhaftwerdung eines des Mordes verdächtigen und in einem neuen, unerhörten Mordanschlage begriffenen Menschen mitzuwirken, Anfangs ablehnte. Es hieß, man könne auf die Erzählung des Bedienten nicht viel geben — die Situation mache so sehr zu Uebertreibungen geneigt — man könnte sich compromittiren und was dergleichen mehr. Erst auf die dringendsten Vorstellungen des Herrn von Marmold und nachdem es ihm gelungen war, einen höheren Gerichtsbeamten für die Sache zu interessiren, wurde ihm die nachgesuchte Hülfe zugesagt. Einige Polizisten sollten den Auftrag erhalten, zur bestimmten Stunde die bezeichnete Schenke zu beobachten, um den Fremden, für den Fall derselbe dem Bedienten Varlet das zur Ausführung des Mordes bestimmte Gift verabfolgen sollte, anzuhalten und vor die Behörde zu führen, um über seine Person und sein Treiben Auskunft zu geben.

Man sieht, daß die Hülfe der Polizei sich noch immer einen Vorbehalt gestellt hatte . . .

Aus welchem Grunde?

Man betrachtete damals Alles, was gegen die Glieder der bonapartischen Familie gerichtet war, selbst die unwiderlegbarsten Thatsachen, als Uebertreibungen, als Chimären, zu dem Zwecke ersonnen, die Gewalthaber zu compromittiren.

Möglich, daß bei den Behörden von Constanz auch noch die kleinliche Rücksicht ins Gewicht fiel, einen Fremden nicht zu belästigen, dessen Aufenthalt dem Orte Gewinn brachte und der möglicherweise im Stande sein konnte, sich zu rechtfertigen. —

Abends um sieben Uhr begab sich Varlet in die Schenke.

Herr Lebas und Herr von Marmold folgten ihm in einiger Entfernung, um das, was sich ereignen würde, zu beobachten. Vor ihnen gingen drei Polizisten in ihre Mäntel gehüllt die Straße auf und nieder; sie waren angewiesen, du Gregoire festzunehmen, sobald Varlet die Schenke verlassen und ihnen angezeigt haben würde, daß er das in Rede stehende Gift erhalten habe . . . Früher nicht.

Es hieß, man wolle sich nicht zu falschen Schritten hinreißen lassen. —

Als Varlet die Schenke betrat, war der Fremde noch nicht erschienen. Er nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, ließ sich eine Flasche Wein bringen und wartete.

Die Wirthin der Schenke — eine Wittwe — war bei der Ankunft Varlet's nicht anwesend gewesen. Als sie nach Verlauf einer Viertelstunde ins Zimmer trat und den Bedienten erblickte, fragte sie ihn, ob er am vergangenen Abend sein Cigarren-Etui auf dem Tische liegen gelassen habe. Varlet verneinte es, bemerkte jedoch, daß das Etui dem Fremden gehören könnte, mit welchem er schon öfter dort zusammen gewesen und dessen baldige Ankunft er erwarte.

„Dann geben Sie ihm wohl das Etui," sagte die Wirthin, indem sie dasselbe herbei holte und vor Varlet auf den Tisch legte.

Der Bediente war durch Herrn von Marmold vollständig von den Umständen unterrichtet worden, welche derselbe über die Ermordung des Herrn de Braz zu Champagney ermittelt hatte. Als er daher das Cigarren-Etui erblickte, erkannte er es sogleich für dasselbe, welches er am vergangenen Abend in den Händen des Fremden gesehen hatte. Die darauf eingestickte Chiffre „E. d. B." stellte es außer Zweifel, daß

dieses Etui früher dem Herrn de Braz gehört habe und dasselbe sei, welches unter dessen Effecten zu Champagney vermißt worden war.

Diese Entdeckung erhob den Verdacht des Mordes, welcher auf du Gregoire lastete, zur Gewißheit. Varlet steckte das wichtige Beweisstück zu sich und sah der Ankunft des Fremden mit derjenigen Aufregung und gespannten Erwartung entgegen, welche seine Lage so natürlich machte.

Unterdessen war es halb acht, es war acht Uhr geworden und du Gregoire erschien nicht. Er pflegte sonst nicht so lange auszubleiben.

War er gewarnt worden? . . .

Diejenigen Gäste, welche regelmäßig den Abend in dieser Schenke zuzubringen pflegten und fast sämmtlich dem mittlern Beamten- und Bürgerstande von Constanz angehörten, waren bereits anwesend. Nur der Erwartete fehlte.

Endlich, gegen neun Uhr, öffnete sich die Thür . . . Es war nicht du Gregoire.

Ein unbekannter Mann trat ins Zimmer, überflog mit schnellem, jedoch unsichern Blicke die Gesellschaft, bestellte eine halbe Flasche Wein, die er sofort bezahlte und nahm dann Varlet gegenüber Platz.

Der Unbekannte war ein Mann von hohem Wuchs, gegen dreißig Jahre alt und schien dem Handwerkerstande anzugehören. Varlet, welchem derselbe völlig fremd war, nahm wenig Notiz von ihm, obgleich nur die Breite des Tisches an welchem sie saßen, Beide von einander trennte. Der Bediente hatte, trotz der späten Stunde, die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß du Gregoire erscheinen werde, und sein

Auge verließ keinen Augenblick die Thür, durch welche der Erwartete eintreten mußte.

Allein es verging Viertelstunde nach Viertelstunde, ohne daß der Fremde erschien und bereits begann ein Theil der Gäste die Schenke zu verlassen.

Da richtete der Unbekannte, welcher Varlet gegenüber saß, plötzlich die Worte an ihn:

„Er kommt heute nicht!“

Varlet sah dem Unbekannten betroffen ins Gesicht, welcher seinerseits völlig unbefangen, als handle es sich um eine einfache Geschäftssache, die Worte wiederholte:

„Gewiß, er kommt heute nicht.“

„Wer, mein Herr?“ fragte der Bediente mit gedämpfter Stimme.

„Herr du Gregoire,“ entgegnete der Unbekannte so harmlos als zuvor.

„Wird er morgen kommen?“

„Ich weiß es nicht; ich halte mich nur an meinen Auftrag.“

„Ah, Sie haben einen Auftrag von ihm?“

Bei dieser Frage faßte Varlet die Züge des Unbekannten etwas näher ins Auge und er glaubte darin eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Person zu entdecken, welche den ganzen Abend ausschließlich seine Gedanken beschäftigt hatte . . .

Diese Person war — du Gregoire.

Aber nein, du Gregoire war jünger, sein Haar dunkler, seine Stimme tiefer und sein Dialekt war der des südlichen Frankreichs. Der Unbekannte aber sprach ein so elegantes Französisch, wie man es nur in den Pariser Salons zu hören bekommt.

Es konnte du Gregoire nicht sein.

Als Varlet sich hiervon überzeugt hielt und seine Frage von dem Unbekannten noch nicht beantwortet worden war, wiederholte er dieselbe.

Jener zog ein kleines Billet aus der Tasche, entfaltete es und sprach:

„Mein Auftrag ist ein sehr sonderbarer und noch ist es mir räthselhaft, wie ich zu demselben gekommen bin. Man brachte mir heute dieses Billet nebst 1000 Louisd'or und einem kleinen Fläschchen. Ein Herr du Gregoire, der mir völlig fremd ist, fordert mich in dem Briefe auf, diesen Abend hierher zu gehen, Ihnen zu sagen, daß er heute nicht kommen würde und Sie zu fragen, ob Sie seinen Vorschlag annehmen? Im bejahenden Falle sollte ich Ihnen das erwähnte Fläschchen übergeben. Glücklicherweise habe ich das Vergnügen, Sie zu kennen; sonst würde es mir unmöglich gewesen sein, mich meines Auftrages zu entledigen."

Varlet wußte nicht recht, was er aus dieser Mittheilung des Unbekannten machen sollte. Seine Lage war jetzt verschieden von derjenigen, auf welche er sich vorbereitet hatte. Würde du Gregoire erschienen sein, so war ihm sein Benehmen vorgezeichnet und er würde seine Rolle ohne Zweifel gut durchgeführt haben. Jetzt aber sah er sich plötzlich einem ganz fremden Manne, einem Beauftragten gegenüber, der obenein diese discrete Angelegenheit in einer so offenkundigen Weise behandelte, welche ganz geeignet war, ihn zu verwirren. Dazu kam noch, daß er den eigentlichen Zweck seines Rendezvous an diesem Abende — die Verhaftung du Gregoire's — völlig verloren sah.

Alles in Allem war dies ein Fall, welcher ein selbstständi-

ges Handeln und mehr Gewandtheit erforderte, als dem zwar braven, aber doch unerfahrenen Bedienten eigen war. Derselbe glaubte daher nichts Besseres thun zu können, als, soweit es die veränderten Umstände zuließen, der ihm von Herrn von Marmold gewordenen Weisung zu folgen und das Weitere dem Zufalle, sowie Denen zu überlassen, welche ihn hergesandt hatten.

Er erklärte daher dem Unbekannten, daß er das Anerbieten du Gregoire's annehme und fragte dann, ob die 1000 Louisd'or, welche der Letztere seinem Beauftragten habe zustellen lassen, für ihn, Varlet, bestimmt seien?

„Nur 500 Stück," sagte der Unbekannte, „sind für Sie bestimmt. Die übrigen 500 sind als Belohnung für die Ausrichtung meines Auftrages mir zugedacht. Doch bin ich ermächtigt, Ihnen zu sagen, daß Herr du Gregoire selbst Ihnen morgen Abend noch weitere 500 Louisd'or zahlen wird. Dagegen erwartet derselbe, daß Sie bis dahin seinem Vorschlage Folge geleistet haben werden. Andernfalls würden Sie Ihre Person großen Gefahren aussetzen."

Hiermit übergab der Unbekannte dem Bedienten zwei Päckchen, jedes zu 125 Stück Doppel-Louisd'or, nebst einem sorgfältig in Papier eingeschlagenen Flacon, mit dem Hinzufügen, daß der Umschlag des Letztern Instructionen enthalte, welche er genau zu befolgen habe.

Darauf leerte er den Rest seiner Weinflasche und bevor Varlet sich noch dessen versah, hatte er, selbst ohne die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen beobachtet zu haben, bereits die Schenke verlassen. —

Der Bediente war durch dieses Benehmen des Unbekannten nicht minder überrascht, als wenig befriedigt von dem,

was er erreicht hatte. Er war von dem Herrn von Marmold dahin instruirt worden, sobald er das Gift von du Gregoire empfangen habe, vor diesem die Schenke zu verlassen und den Polizisten, welche auf der Straße Wache hielten, eiligst Bericht zu erstatten. Durch das Ausbleiben du Gregoire's und die unerwartet schnelle Entfernung des Beauftragten desselben aber sah er dem beabsichtigten Einschreiten der Polizeibeamten jeden subjectiven Halt entzogen. Er mußte daher, der Hauptsache nach, seine Mission an diesem Abende als gescheitert betrachten. Auch erkannte er bald, daß er durch ein einsichtsvolleres und entschiedeneres Benehmen ein bei Weitem günstigeres Resultat erlangt haben würde.

Aber die weisern Gedanken kommen in der Regel zu spät; der begangene Fehler ließ sich nicht verbessern.

Sollte er dem räthselhaften Unbekannten nacheilen und Lärm machen?

Derselbe hatte bereits einen starken Vorsprung, Niemand konnte wissen, wohin er sich gewendet. Und es war später Abend, die Straßen waren finster und leer.

Eine Verfolgung würde zu Nichts geführt haben. —

Unzufrieden mit seinem schlechten Erfolge, verließ Varlet die Schenke und berichtete dem Herrn von Marmold, was sich zugetragen. Zugleich übergab er demselben den von dem Unbekannten erhaltenen Flacon, die beiden Geldpackete, sowie das Cigarren-Etui des unglücklichen Herrn de Braz.

Die beiden Polizeibeamten wurden von dem Stande der Dinge ebenfalls unterrichtet, und so war die Sache für diesen Abend abgethan.

Was sollte nun weiter geschehen?

Ueber diese Frage berieth sich am folgenden Morgen Herr

von Marmold mit Herrn Lebas, nachdem dieselben die von Varlet erhaltenen Gegenstände einer näheren Besichtigung unterworfen hatten. Auch sie erkannten das von du Gregoire in der Schenke zurückgelassene Etui als das Eigenthum des Herrn de Braz, und ein herbei gerufener Apotheker erklärte, daß der Flacon, welchen der Bediente von dem Unbekannten empfangen, Blausäure enthalte.

Im Umschlage dieses Flacons befand sich eine förmliche, bis in die unbedeutendsten Details gehende Instruction zur Anwendung des gefährlichen Giftes ... Meine Mutter und ich sollten damit aus dem Wege geräumt werden. —

Es blieb nun Herrn von Marmold nichts übrig, als wiederum die Polizei in Anspruch zu nehmen. Dieselbe bezeigte sich jetzt bereitwilliger als zuvor. Sie setzte sich in den Besitz der beiden wichtigen Beweisstücke, des Giftes, sowie des Etuis, und versprach, der Verfolgung des Gegenstandes die eifrigste Thätigkeit zu widmen ... Man schien die frühere Ansicht von der Sache völlig geändert zu haben. Die Thatsachen sprachen zu stark, um ihnen länger widerstehen zu können.

Die bei dieser Gelegenheit von dem Herrn von Marmold aufgeworfene Frage, ob es angemessen sei, daß Varlet am nächsten Abende sich noch einmal in die Schenke begebe, wurde verneinend entschieden. Denn man setzte voraus, daß du Gregoire dort keinenfalls erscheinen würde, — gleichviel, ob er glaube, daß Varlet den ihm ertheilten Auftrag ausgeführt habe oder nicht. Im erstern Falle bedurfte er des Bedienten nicht mehr; im letztern Falle aber mußte er fürchten, daß sein Anschlag verrathen worden, und es war dann nicht anzunehmen, daß er sich unnöthigerweise der Gefahr aussetzen würde, entdeckt zu werden.

Dagegen wurde für mehrere Abende eine strenge polizeiliche Ueberwachung der Schenke und der daselbst verkehrenden Personen angeordnet. —

In dieser Lage verblieb die Sache während einiger Wochen unverändert. Weder von du Gregoire, noch von seinem geheimnißvollen Beauftragten ließ sich eine Spur entdecken.

Endlich wurde Varlet eines Tages vor die Gerichtsbehörde zu Constanz geladen und aufgefordert, sich nach Champagney zu begeben, um einen Menschen zu recognosciren, den man dort verhaftet habe. Diese Person sollte im Verdachte stehen, der Mörder des Herrn de Braz und mit jenem Fremden identisch zu sein, welchen Varlet unter dem Namen du Gregoire kennen gelernt hatte.

Diese Nachricht erregte bei Allen, welche in der Sache interessirt waren oder von derselben auch nur eine nähere Kenntniß hatten, großes Aufsehen. Und als Herr von Marmold sich nach den nähern Umständen erkundigte, vernahm er, daß die Entdeckung des Mörders durch jenes Cigarren-Etui herbeigeführt worden sei, welches dem Herrn de Braz angehört hatte. Die Constanzer Behörde hatte dasselbe nach Champagney gesandt, um bei den von der dortigen Polizei angestellten Ermittelungen als Beweisstück zu dienen, und da habe es sich ereignet, daß jene des Mordes verdächtige Person das Etui als ihr Eigenthum in Anspruch genommen. —

Varlet reiste sogleich nach Champagney ab und mit gespannter Erwartung sah man der Wendung, welche die Sache dadurch nehmen würde, entgegen.

Man blieb nicht lange in Ungewißheit.

Ungefähr acht Tage nach seiner Ankunft in Champagney meldete Varlet dem Herrn von Marmold, daß die dort ver-

haftete Person identisch sei mit derjenigen, welche er in Constanz unter dem Namen du Gregoire kennen gelernt. Der wahre Namen dieser Person sei Baron von Fleuremont. Der gegen denselben sich erhobene Verdacht des an Herrn de Braz verübten Mordes habe sich nicht bestätigt. Es sei jetzt vielmehr bis zur Evidenz erwiesen, daß Herr von Fleuremont zur Zeit des Mordes sich in Avignon aufgehalten, von wo er sich direct nach Constanz begeben. Ferner habe es sich herausgestellt, daß der Baron schon seit längerer Zeit geisteskrank und völlig unzurechnungsfähig, so daß dessen Einschließung in eine Irren-Anstalt von der Behörde angeordnet worden sei.

Das Etui, welches Herrn von Fleuremont in den Verdacht des Mordes gebracht und seine Verhaftung zu Champagney veranlaßt, sei in der That dessen Eigenthum. Die darauf befindliche Chiffre sei die seines Namens mütterlicherseits und habe den Irrthum herbeigeführt, daß dieses Etui früher dem Herrn de Braz gehört habe.

Was das Benehmen des Barons zu Constanz, insbesondere den Mordplan betreffe, zu dessen Ausführung er Varlet zu gewinnen versucht hatte, so beobachte er darüber das unverbrüchlichste Schweigen, und weder Drohungen, noch Schmeichelei, noch List vermögen ihm in dieser Beziehung eine Aeußerung zu entlocken. —

Diese Mittheilungen Varlet's, welche derselbe nach seiner bald darauf erfolgten Rückkehr nach Constanz im Wesentlichen mündlich wiederholte, waren einfach und überzeugend. Aus denselben ergaben sich die Thatsachen, daß der Mörder des Herrn de Braz nicht entdeckt worden und daß der Mordversuch auf das Leben meiner Mutter lediglich im Gehirn eines Wahnsinnigen entsprungen war.

In dieser Lage blieb die Sache factisch bis auf den heutigen Tag. Das an Herrn de Braz zu Champagney verübte Verbrechen ist in seinem Ursprung niemals vollständig aufgeklärt worden. Nur in Ansehung des Barons von Fleuremont hatte die immer geschäftige Fama sich damals und noch später mit gravirenden Bemerkungen und Deutungen getragen, offenbar zu dem Zwecke, die Handlung eines Wahnsinnigen mit Veranlassungen in Verbindung zu setzen, welche meine Mutter verschuldet haben sollte und worin man die Motive des gegen dieselbe gerichteten Mordanschlages zu erblicken glaubte.

Diese den Ruf meiner Mutter verunglimpfenden Gerüchte haben ihrer Zeit keinen Vertheidiger gefunden. Es gab damals keine Stimme von Einfluß, die es gewagt hätte, sich für die Ehre einer Frau zu erheben, welche der Bonapartischen Familie angehörte.

Seitdem sind zwanzig Jahre verstrichen. Die aufgeregten Partei-Leidenschaften haben sich besänftigt, die Voreingenommenheit gegen den Namen Napoleon ist längst verschwunden und eine neue Generation ist zum Bewußtsein der Größe Desjenigen gekommen, der erhaben im Glücke, im Unglücke ein Heros gewesen. Ich will daher das Thatsächliche berichten, das den erwähnten Gerüchten zum Grunde lag und der allgemeinen Verfolgungssucht zum Vorwande diente, um die Ehre meiner Mutter zu beflecken. Jedermann wird sich dann in der Lage befinden, in dieser Angelegenheit sich ein Urtheil zu bilden und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. —

Als im Haag jene bittern Zwistigkeiten ausgebrochen waren, welche meine Mutter endlich genöthigt hatten, ihren Ge-

mahl zu verlassen, befand sich unter einer Anzahl von Cavalieren, welche auf Seiten der Ersteren standen, auch der Baron von Fleuremont. Derselbe durfte sich rühmen, vermöge seiner ausgezeichneten Eigenschaften mit der Achtung und dem besonderen Vertrauen meiner Mutter beehrt worden zu sein.

Den erwähnten Cavalieren gegenüber stand eine andere, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Partei, welche, selbstsüchtige Zwecke verfolgend, das dem Herrn von Fleuremont zu Theil gewordene Vertrauen in ehrloser Weise auszubeuten bemüht war. Ihre Verläumdungen, ihre Aufreizungen, ihre Intriguen fanden einen fruchtbaren Boden, ihre giftigen Einflüsterungen bei meinem Vater ein nur zu geneigtes Ohr. Und so gelang es ihnen, den Bruch zwischen beiden Gatten schnell zu vollenden.

Herr von Fleuremont befand sich im Gefolge meiner Mutter, als dieselbe den Haag verließ und sich nach Paris, in den Schutz meines Oheims begab.

Von diesem Zeitpunkte an, bis zur Verheirathung des Kaisers mit Maria Louise, hatten nähere Beziehungen zwischen meiner Mutter und dem Baron nicht stattgefunden. Man hatte vielmehr an dem Letztern, wenn er in der Umgebung meiner Mutter erschien, eine Zurückhaltung wahrzunehmen geglaubt, welche die Einen für Maske, die Andern für natürlich hielten, die aber Allen ebenso auffallend, als unerklärbar war.

Erst als meine Mutter nach der Verheirathung des Kaisers ihren Wohnsitz von Paris nach St. Leu verlegte, trat in jenem Verhältnisse eine Aenderung ein. Herr von Fleuremont gehörte von jetzt an zu den bevorzugtern Personen der kleinen, ausgewählten Zirkel, welche meine Mutter zu St.

Leu um sich zu versammeln pflegte. Auch wurde ihm die Ehre zu Theil, von derselben in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden. Er begleitete meine Mutter auf ihren Reisen, welche sie zur Stärkung ihrer Gesundheit in verschiedene Theile Frankreichs unternahm und bei welcher Gelegenheit er einmal, vermöge seiner großen Geistesgegenwart und seines Muthes, derselben das Leben rettete.

Plötzlich änderte sich dieses Verhältniß.

Es ist unbekannt geblieben, welche Gründe meine Mutter veranlaßten, den Baron erst mit weniger Auszeichnung, dann sogar mit Zurücksetzung zu behandeln und endlich ihn gänzlich aus ihrer Umgebung zu entfernen. Mißgunst, vielleicht auch Rachsucht glaubten diese Gründe in gewissen Indiscretionen zu erblicken, deren Herr von Fleuremont sich schuldig gemacht haben sollte. Auch schrieb man dieselben einem Einflusse zu, welcher vom Haag aus sich geltend gemacht habe. Man flüsterte sich in's Ohr, der König von Holland habe beim Kaiser auf die Entfernung des Barons gedrungen, um gewissen Gerüchten ein Ende zu machen, welche die Ehre der Familie compromittirten. Was an diesen Vermuthungen Wahres gewesen, ist stets in Dunkel gehüllt geblieben. Gewiß ist, daß der Baron alsbald vom Kaiser den Befehl erhielt, sich in die Provinz zurückzuziehen, welchem Befehle derselbe jedoch erst nach langem Zögern Folge leistete.

Hiermit war die Sache jedoch nicht beendet.

Nach Verlauf eines halben Jahres erschien Herr von Fleuremont wieder in Paris. Auch zu St. Leu ließ er sich sehen. Er wurde kalt empfangen. Man staunte darüber, daß er dem Befehle des Kaisers zu trotzen wagte und gab ihm zu verstehen, daß ein wiederholter Besuch seine Freiheit in

Gefahr bringen würde. Nichts desto weniger erschien er mit großer Zudringlichkeit auf's Neue. Und als meine Mutter sich genöthigt zu finden glaubte, ihn nicht mehr vorzulassen, benahm er sich in einer Weise, welche Aufsehen erregte und an seinem Verstande zweifeln ließ. Der Kaiser hörte davon. Der Baron wurde verhaftet, ärztlich untersucht und, für gemüthskrank erklärt, in ein Irrenhaus eingeschlossen.

Mit Unrecht beschuldigte man damals meine Mutter, dieses Verfahren betrieben zu haben, — wie man von mancher Seite mit demselben Unrecht den Irrsinn des Herrn von Fleuremont in Zweifel zog. Diese letztere Beschuldigung hat sich in der Folge, wie sich zeigen wird, auf's Unwiderlegbarste als unbegründet erwiesen.

Im Jahre 1814, nach der ersten Rückkehr der Bourbonen, wurde der Baron aus dem Irrenhause als geheilt entlassen. Seine Freunde behaupteten, er sei niemals krank, sondern das Opfer einer frivolen Verfolgung gewesen, welche man meiner Mutter zur Last legte. Dies ist eine von den vielen Verleumdungen, mit welchen die Anhänger der Bourbonen die gestürzte Dynastie überschüttet hatten.

Kurz vor der Rückkehr des Kaisers von Elba erschien Herr von Fleuremont wieder zu St. Leu. Er hatte mit meiner Mutter eine lange und heftige Unterredung, welche jedoch für ihn von nicht befriedigender Art gewesen sein mußte, denn er wiederholte seinen Besuch nicht mehr. Dagegen empfing meine Mutter von ihm einige Briefe, welche von Haß und Drohungen angefüllt waren und die unbeantwortet blieben. Noch mehrere Briefe, welche später von ihm eingingen, wurden ihm uneröffnet zurückgesandt.

Seit dieser Epoche, bis zu dem mitgetheilten Vorfalle in

Constanz, auf welchem ich jetzt zurückkomme, hatte meine Mutter von dem Herrn von Fleuremont keine weitern Belästigung erfahren. Sein Name kam in Verbindung mit dem ihrigen erst wieder zum Vorschein, als der Bediente Varlet, von Champagney aus, den Herrn von Marmold benachrichtigte, daß der Baron von Fleuremont dieselbe Person sei, welche er in Constanz unter dem Namen du Gregoire kennen gelernt hatte. Und so hatte denn, wenn zwar nicht der an dem Herrn de Braz verübte Mord, doch der gegen meine Mutter angelegte Vergiftungsplan seine Erklärung gefunden.

Ein Wahnsinniger hatte auf Mord gesonnen gegen eine hochgestellte, tugendhafte Frau, mit welcher derselbe in früherer Zeit in engen Beziehungen gestanden ... War es zu verwundern, daß die Welt Gerüchten glaubte, welche diesem Verhältnisse, das will sagen meiner Mutter, die Veranlassung des beabsichtigten Mordes aufbürdeten?

Ich glaube das Falsche, das Verleumderische dieser Gerüchte dargethan zu haben, indem ich die Beziehungen, wie die Thatsachen geschildert, aus welchen die Alles entstellende Verleumdung sich einen Schein von Wahrheit hatte aneignen können. Es giebt Dinge und Zustände, welche, aus ihrem Zusammenhange gerissen, so leicht der Lästerung verfallen, die man aber nur wieder mit einander in Verbindung zu setzen braucht, um ihre ursprüngliche Reinheit desto anschaulicher zu machen. So auch im vorliegenden Falle. Man hatte aus der frühern Stellung des Herrn von Fleuremont und den Auszeichnungen, mit welchen meine Mutter ihn beehrt hatte, dasjenige benutzt, was sich dem Zwecke, den man in's Auge gefaßt, der Beschimpfung meiner Mutter, am dienlichsten zeigte. Jeder Vernünftige, der meiner Schilderung der

beregten Verhältnisse folgt, wird dies begreifen und, zu Gunsten der verunglimpften Ehre einer tugendhaften Frau, leicht das Wahre vom Falschen unterscheiden.*)

Dieser düstern Episode aus dem viel bewegten und hart geprüften Leben meiner Mutter habe ich nur noch hinzuzufügen, daß der Baron von Fleuremont vier Jahre nach seinem Erscheinen in Constanz, im Jahre 1820, im Irrenhause verstorben. —

*   *

*

Wenige Monate nach den eben erzählten Begebenheiten, und zwar zu Anfange des Jahres 1817, erhielt meine Mutter eine Einladung des Königs Maximilians von Baiern, ihren Aufenthalt in seinem Lande zu nehmen. Sie bereitete sich vor, Constanz zu verlassen, was nicht ohne Bedauern geschah, denn die große Anziehungskraft ihres liebenswürdigen Charakters hatte ihr dort viele Freunde erworben.

Wie bei jeder Gelegenheit, so verlor diese edle Frau auch jetzt ihre erste Sorge, meine Erziehung, nicht aus dem Auge. Sie beschloß, ihren Wohnsitz in Augsburg zu nehmen, damit ich an der ausgezeichneten Schule dieser Stadt mir diejenige Bildung aneignen könne, welche weder der Abbé Bernard, noch Herr Lebas zu ersetzen fähig waren. Ganz besonders aber wurde meine Mutter hierbei noch durch einen andern Grund bestimmt, dessen Wichtigkeit ich erst in der Folge be-

---

*) Eine kühne Folgerung, deren Richtigkeit wir der Beurtheilung des Lesers überlassen.

D. H.

greifen und würdigen lernte. Ich sollte in Deutschland mir nicht blos gediegene wissenschaftliche Bildung erwerben, sondern ich sollte auch den Charakter der Deutschen als Volk studiren, um aus der genauen Kenntniß desselben in geeigneten Zeiten Nutzen ziehen zu können.

Hierin erkannte ich später den politischen Scharfblick meiner Mutter, dessen sie durch ihre Beziehungen zu meinem großen Oheim theilhaftig geworden war.

Würde der Kaiser jemals zu den glänzenden Siegen, die er in Deutschland errungen, gelangt sein, wenn die politische Natur seiner Kämpfe sich nicht auf die genaue Kenntniß des Charakters, der Vorzüge und Fehler der Deutschen gegründet hätte?

Niemals griff er Deutschland in seiner Gesammtheit an. Deutsche Länder warf er vereinzelt nieder... Die Nation in ihrer Vereinigung würde unbesiegbar gewesen sein.

Dies wußte der Kaiser. Er kannte die Zwietracht, die Eifersucht, die Mißgunst der Deutschen unter sich, und diese waren es, welche ihm den Erfolg in die Hände spielen mußten, selbst wenn er und seine Generäle weniger heldenmüthig, weniger erfahren, weniger glückliche Krieger gewesen wären.

In der That, — seit ich es im politischen Denken zur Selbstständigkeit gebracht, war ich mir über diese Frage stets klar gewesen. Trotz der vielen achtungswerthen Eigenschaften, welche die Deutschen auszeichnen, vermögen sie nicht, sich zu einem politischen Ganzen zu erheben. Jeder Einzelne unter ihnen ermangelt des Muthes, der Hochherzigkeit, der Aufopferungsfähigkeit, welche in nur geringem Maaße nöthig sind, um durch Entsagung kleiner persönlicher, zum Theil nur illusorischer Vortheile zu einer Vereinigung beizutragen, welche

ihn als Nation auf den höchsten Gipfel der Macht stellen würde ...

Ein einiges Deutschland würde im Rathe der Fürsten Europa's die erste Stimme, im Felde Unbesiegbarkeit behaupten.

Glücklicherweise gehört die Idee einer solchen Vereinigung in das Reich der frommen Wünsche einiger begabtern Köpfe. Aber der Tag wird kommen, wo man sich ihrer erinnern wird! —

Damit meine Mutter bei ihrer Ankunft in Augsburg nicht in eine unbequeme Lage gerathe, sandte dieselbe den Herrn von Marmold, mit den nöthigen Mitteln versehen, dorthin ab, um ein Haus zu kaufen und dasselbe mit der nöthigen Ausstattung zu versehen.

Herr von Marmold entledigte sich zwar dieses Auftrages mit vieler Umsicht, kehrte aber in sehr gedrückter Stimmung nach Constanz zurück. Das düstere Aussehen der altdeutschen Städte ist wenig geeignet, einen Franzosen mit angenehmen Vorstellungen zu erfüllen. Kein Wunder also, daß Herr von Marmold an dem neuen Wohnorte wenig Geschmack fand.

Meine Mutter dachte hierin anders. Obgleich sie einen heitern Himmel und frohe, lebhafte Gesellschaft liebte, so entsagte sie doch gern diesen Genüssen, wo es galt, meiner Erziehung einen Vortheil zu bieten. Ihre Fürsorge in dieser Beziehung grenzte in der That an Aufopferung. Sie hatte um diese Zeit gleichsam ganz aufgehört, ihretwillen zu leben; sie lebte nur für mich, den sie als die einzige Hoffnung ihres Herzens und Hauses betrachtete.

Am 6. Mai 1817 verließen wir Constanz. —

Jetzt folgten vier Jahre, welche meine Mutter, mit kurzen Unterbrechungen, in Augsburg verlebte, während ich die dortige Schule frequentirte. Um diese Zeit empfing ich erst das, was man Erziehung nennt und auf welche der belebende, rathende und bildende Einfluß meiner Mutter sich vorherrschend geltend machte. Ihr Geist war erfüllt von den Ueberlieferungen der Revolution, des Consulats, des Kaiserreichs und trug die Keime von Eigenschaften und Thaten in sich, welchen eine spätere Reife vorbehalten war. Die Belehrungen, welche ich von ihr empfing, die Gedanken, welche sie meiner Seele einhauchte, entwickelten meine Fähigkeiten und hatten für meine Ausbildung einen unendlich größern Werth, als die Beredsamkeit von tausend Professoren.

Meine Mutter besaß im Canton Thurgau ein Gut, woselbst sie das Schloß Arenenberg hatte erbauen lassen. Die Lage des Schlosses auf dem Abhange eines bewaldeten Hügels ist überraschend und malerisch. Es beherrscht eine weite Fernsicht über den See von Constanz und dessen reichgeschmückte Ufer und Inseln. Hierher begab sich meine Mutter mit mir, als ich im August 1821 die Schule von Augsburg verließ.

Wer einmal in der Schweiz gelebt hat, muß den Einfluß, welchen diese wilde, großartige Natur auf das Gemüth ausübt, tief empfunden haben. Nirgend anderwärts als in jener Gegend vermischt die äußere Welt sich so innig mit dem Seelenleben des Menschen und entwickelt in ihm so vorzugsweise jene Fähigkeiten des Geistes, welche für das praktische Leben großen Werth haben. Es ist daher begreiflich, daß mein Aufenthalt in der Schweiz während jener Epoche, in welcher meine Erziehung ihre Vollendung erhielt,

einen mächtigen Einfluß auf dieselbe äußerte und, in Verbindung mit andern Einwirkungen, meiner Zukunft diejenige Richtung gab, welche den verschleierten Absichten entsprachen, die meine Mutter an ihren Aufenthalt in Arenenberg geknüpft hatte.

Ich verstand diese Absichten, welche darin bestanden, Verbindungen anzuknüpfen, um aus ihnen politische Verschwörungen entstehen zu machen, zu dem Zwecke, das Glück der Familie Bonaparte wieder herzustellen.

Demgemäß wandte meine Mutter von nun an ihre gesammelten Schätze auf, um durch klug berechnete Gastlichkeit Arenenberg zum Sammelplatze aller derjenigen Personen zu machen, welche in Frankreich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne auf den möglichen Eintritt einer politischen Veränderung Bedacht zu nehmen. Hierzu kamen noch alle die alten Anhänger des Hauses Bonaparte, welche, gleich kleinen Punkten über ganz Europa zerstreut, nur eines Anstoßes bedurften, um sich für eine Sache zu rüsten, der sie ihr ganzes Leben gewidmet hatten. Man erblickte in mir einen jungen Mann, der ein Thronbewerber werden konnte und dies genügte, um den Weg nach dem Schlosse Arenenberg bald so belebt zu machen, wie den zu irgend einem wunderthätigen Heiligenbilde.

Unterdessen widmete ich mich den militairischen Wissenschaften und eignete mir diejenigen Kenntnisse an, welche einen brauchbaren Artillerie-Offizier aus mir machen konnten. Dazu unternahm meine Mutter mit mir öftere Reisen, vorzüglich nach Baiern, Toscana und Rom, damit ich den Vortheil genieße, mit Personen in Berührung zu kommen, die schon in vielen Fällen eine wichtige politische Rolle gespielt,

sowie mit solchen, welche sich in der Welt umgesehen und Kenntniß von der Staatswirthschaft erlangt hatten.

Die Unterhaltung solcher Personen anzuhören, ist für einen jungen Mann, der sich auf dem Wege der Vollendung seiner Erziehung befindet, unstreitig von großer Wichtigkeit. Ich erkannte dies und unterließ daher Nichts, um aus der mir gebotenen Gelegenheit den möglichsten Nutzen zu ziehen und den Erwartungen zu entsprechen, die man in mich setzte.

Während solchergestalt meine Mutter mit Befriedigung alle die Eigenschaften in mir reifen sah, welche ihren Absichten entsprachen, gab es einen Umstand an mir, welcher mit ihren politischen Grundsätzen in Conflict trat und mit den Ueberlieferungen meiner Familie wenig in Einklang zu bringen war ...

Ich war Republikaner.

Aber auch in diesem Punkte, welcher andere Frauen in gleicher Lage unzweifelhaft zu einem Widerstande verleitet haben würde, der leicht ihre liebsten Pläne hätte scheitern machen können, bewies meine Mutter jenen feinen Takt und jenen Scharfblick, welche ihr so eigenthümlich waren und sie zur Beherrschung der schwierigsten Situationen befähigten. Statt jeden Widerstandes, dessen Anwendung bei mir die Sache nur verschlimmert haben würde, überließ sie es ruhig der Zeit und den Umständen, mich von der Unhaltbarkeit des Republikanismus, sowie von der Unmöglichkeit zu überzeugen, meine politischen Grundsätze mit den lockenden Aussichten vereinbaren zu können, welche den Hintergrund ihrer Pläne bildeten.

Und sie hatte Recht.

In der Verschwörung, der ich bald darauf angehörte und

welche mit dem verunglückten Aufstande in der Romagna endete, gelangte ich zur Einsicht von dem geringen thatsächlichen Werthe des Republikanismus. Als Republikaner dachte ich mehr an das Wohl Anderer, als an den eigenen Vortheil. Bei Andern aber fand ich die entgegengesetzte Anwendung dieser Gesinnung. Das eigene Wohl, in die eine oder andere Form gekleidet und selbst auf Kosten des allgemeinen Besten gegründet, ging ihnen über Alles, war ihnen endlicher Zweck. Nur wenige gab es, die eine rühmliche Ausnahme machten.

Diese Erkenntniß, zu welcher ich durch eigene Wahrnehmungen gelangte, bewirkte in meinen politischen Grundsätzen eine Revolution, welche bestimmt ist, für meine ganze Zukunft von hoher Bedeutung zu werden...

Ich gab den Republikanismus auf.

Indessen trug ich dafür Sorge, daß ich noch heute — im Jahre 1836 — als der aufrichtigste Vertreter des Prinzips der Freiheit gelte und wahrscheinlich noch so lange dafür gelten werde, bis ich ungestraft es werde wagen dürfen, im Angesichte der Welt das Banner des Absolutismus zu entfalten und über Blut und Leichen hinweg es über meinem Haupte aufzupflanzen. —

*　　　*

*

Ich komme nunmehr zu demjenigen Lebensabschnitte meiner Mutter, welcher mit meinen eigenen Erlebnissen und Schicksalen in unmittelbarem Zusammenhange, in ununterbrochener Wechselwirkung steht. Diese edle Frau wird jetzt von Prüfungen und Leiden heimgesucht, welche sie um so

tiefer und schmerzlicher treffen, als dieselben das zärtlichste Mutterherz verwunden und die letzte Quelle trüben, aus welcher sie bisher Trost und Hoffnung geschöpft hatte. —

Seit mehreren Jahren hatte meine Mutter mit mir den Winter in Italien zugebracht. In Toscana, Ancona, Florenz und Rom lebten alle Glieder unseres Hauses. Mein Vater hielt sich zu Florenz auf, bei meinem Bruder, welcher inzwischen meine Cousine, die Tochter des früheren Königs von Spanien, Joseph Bonaparte, geheirathet hatte.

Am 4. November 1830 reiste meine Mutter, hergebrachter Weise, mit mir nach Rom ab. Diesmal galt es indeß nicht, in der heiligen Stadt die Zerstreuungen zu suchen, an welchen während der strengen Jahreszeit Arenenberg Mangel litt, sondern einen Plan zum Abschluß zu bringen, welcher in der letzten Zeit alle Glieder unserer Familie auf's Eifrigste beschäftigt hatte und gleichsam ein werthvolles Gemeingut derselben geworden war.

Es handelte sich darum, jenseits der Alpen ein Reich zu gründen, das gleich an Macht, aber schöner und reizender wäre, als das Französische, auf welches, nach der eben erst erfolgten Thronbesteigung Louis Philipp's, sich vor der Hand keine Aussicht zeigte.

Das schlechte Regiment, welches in Neapel, im lombardisch-venetianischen Königreiche, in Piemont und im Kirchenstaate bestand, gab Gelegenheit, Aufregung zu unterhalten und Verwirrung herbei zu führen; und alle Umstände schienen sich zu vereinigen, um dem ins Auge gefaßten Plane den Erfolg zu sichern. Nur in Ansehung jener geheimen Gesellschaften, welche, über ganz Italien verbreitet, seit Jahren daran gearbeitet hatten, eine Revolution zu Stande zu bringen, deren Ziel

die italienische Republik war, bot die Situation noch Schwierigkeiten dar, welche auf die eine oder andere Weise geebnet werden mußten.

Man war in meiner Familie endlich dahin übereingekommen, eine Verbindung mit jenen Gesellschaften einzugehen, ihre Absichten scheinbar zu begünstigen, dieselben jedoch so geschickt zu leiten und auszuführen, daß man hoffte, bei errungenem Siege mich als König von ganz Italien ausrufen zu können.

Zu diesem Zwecke wurde ich ausersehen, das Mittel zur Herstellung jener Verbindung zu werden.

Die Verwirklichung dieses Planes wurde durch meine damals bekannten republikanischen Grundsätze begünstigt, indem man sich versichert halten durfte, daß die verschworenen Republikaner mir mit Freuden ihre Arme öffnen würden. Allein meine Familie kannte auch zugleich die damalige Reinheit meiner Grundsätze und mußten daraus schließen, daß ich mich zu der erstern Rolle nicht verstehen würde, welche man mir in dem Plane zugedacht hatte. Man durfte nicht hoffen, daß ich, einmal in die Verschwörung eingetreten und durch den Eid gebunden, dieselbe verrathen würde.

Ich war noch nicht dahin gekommen, es mit den Begriffen von Ehre und Gewissen vereinbar zu halten, daß man die Heiligkeit des Eides schände, das öffentliche Vertrauen ausbeute, das Prinzip der Freiheit dem Egoismus aufopfere.

Meine Familie hielt es daher für angemessen, mir ihre wahren Absichten zu verbergen. Vor der Hand sollte ich ihrem Zwecke als Mittel dienen und falls der Plan glückte, hoffte man, daß ich mich nicht sträuben würde, eine der schönsten Kronen der Welt anzunehmen.

Später zeigte sich, daß ein italienischer Fürst, der Herzog von Modena, denselben Plan verfolgte, jedoch noch vor der Eröffnung des Kampfes es für gerathen fand, das begonnene Wagniß wieder aufzugeben. —

Dieses war die Lage der Sache, als ich, wie erwähnt, am 4. November 1830, mit meiner Mutter nach Rom abreiste.

Ein gefährliches Abenteuer, welches wir auf dieser Reise zu bestehen hatten, hätte leicht allen unsern Plänen zugleich mit unserm Leben ein Ende machen können.

Meine Mutter hatte sich vorgenommen, mit dieser Tour einen Besuch in Neapel zu verbinden. Als wir uns demzufolge nur noch einige kurze Tagereisen von dieser Hauptstadt befanden, traf es sich, daß der Wagen, in welchem sich unsere Dienerschaft befand, eine Beschädigung erlitt, welche uns in die unangenehme Alternative versetzte, entweder einen Tag über in einem elenden Dorfe liegen zu bleiben oder ohne Bedienung langsam voraus zu reisen.

Meine Mutter entschloß sich für das Letztere. Mit Ausnahme eines Kammermädchens, welches neben dem Postillon, der uns fuhr, einen Sitz angewiesen erhielt, blieb die Dienerschaft zurück, nachdem sie die Weisung empfangen hatte, durch Zurücklegung doppelter Stationen am dritten Tage wieder zu uns zu stoßen.

Am folgenden Tage war es bereits Abend geworden, als wir langsam den Weg hinauf nach einem der Apenninen-Pässe nahmen. Nach Verlauf einer halben Stunde ging es durch einen der wildesten Hohlwege, wo nur in weiten Zwischenräumen hier und da ein Weiler auf dem Gipfel einer Felsenhöhe erschien oder die weißen Thürme eines Klosters

aus dem dichten Waldgehölz hervorblickten. Nachdem wir eine weitere halbe Stunde zurückgelegt hatten, fuhren wir eine Zeitlang durch enge Bergschluchten, längs dem Ufer eines rauschenden Waldstromes hin. Die Gegend war einsam und wild. Die Felsen hingen oft über den Weg herüber und waren hier und da von weißen Ziegen belebt, welche harmlos die Sprossen der Sträucher abrupften und neugierig auf die Reisenden herabstarrten.

Nach der Aussage des Postillons hatten wir noch zwei bis drei Stunden zurück zu legen, bis wir ein Dorf erreichen konnten. Aber ein alter, zerlumpter Kerl, den der Postillon auf der letzten Station als Gehülfe zur Wartung der Pferde mitgenommen hatte und der neben dem Wagen einhertrabte, meinte, daß wir, wenn die Pferde gut ausschritten, nicht so langer Zeit bedürfen würden, um das Nachtquartier zu erreichen.

Die Pferde schritten jedoch nicht gut aus, sondern schlichen, trotz des doppelten Trinkgeldes, welches ich dem Postillon versprochen, wie die Schnecken dahin.

Unterdessen war es völlig Nacht geworden. Die Wolken lagerten sich in schweren Massen um die Berge und verhüllten ihre Gipfel. Die Luft ward feucht und kalt, so daß ich es für rathsam hielt, die Wagenfenster zu schließen.

Als endlich noch zwei Stunden verflossen waren, ließ sich die Stimme des alten Kerls, welcher neben dem Wagen herlief, vernehmen:

„Dort, Excellenz, dort ist es! ..."

„Wo?" fragte ich, das Wagenfenster öffnend.

„Dort!"

Damit wies der Mensch auf ein einsames Gebäude, wel-

ches in der Entfernung einer Viertelstunde seitwärts vom Wege lag.

„Wie? Das ist das Dorf?“ fragte ich verwundert. „Das sieht ja mehr einer Ruine, als einem Wirthshause ähnlich! Ich dachte, wir würden in einem ordentlichen Dorfe übernachten?“

Jetzt ließ der Postillon eine Reihe von Ausrufungen und Betheurungen hören, wie sie die Zunge dieser Leute immer in Bereitschaft hat. Er klagte die schlechten und mühsamen Wege an, welche die armen Pferde so schrecklich ermüdet hätten, daß sie vollends zu Grunde gehen würden, wenn ich darauf bestände, noch bis zum nächsten Dorfe zu fahren, was länger als eine Stunde in Anspruch nehmen würde. Und in diesem Falle könnte er nicht dafür einstehen, daß die armen Thiere nicht unterweges liegen blieben.

„Euer Excellenz,“ fügte der neben dem Wagen hertrabende Kerl hinzu, „können nichts Besseres wünschen, als dieses Wirthshaus. Welche Küche — und welche Betten! Euer Excellenz können da so kostbar leben und so ruhig schlafen, wie ein Prinz!“

Unter diesen Umständen blieb keine andere Wahl, als nachzugeben, zumal meine Mutter nicht wünschte, sich noch länger der kalten Nachtluft auszusetzen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde fuhr der Wagen durch den großen Thorweg des Wirthshauses in einen geräumigen Hof von sehr wüstem Aussehen ein.

Das Gebäude war umfangreich genug, um für ein Schloß zu gelten, in einem einfachen, sehr rohen Styl gebaut und mit einer Menge großer Zimmer. Es mußte in frühern Zeiten das Jagdschloß irgend eines italienischen Fürsten gewesen sein. Es bot Raum genug dar, um eine kleine Armee zu

beherbergen. Uebrigens schien darin eine sehr dürftige Haushaltung zu wirthschaften, und die Bewohner hatten ein wenig einladendes Aeußere.

Die Gesichter, welche sich bei unserer Ankunft zeigten, waren schmutzig und von mürrischem Ausdruck. Die Wirthin begleitete meine Mutter und mich, um uns die Zimmer zu zeigen, in welchen wir übernachten sollten. Wir wurden durch einen langen und dunkeln Corridor geführt und dann eine Treppe hinauf durch eine Reihe aneinander stoßender Gemächer mit hohem Getäfel und großen Querbalken an der Decke. Alles aber hatte ein elendes, schmutziges, liederliches Aussehen. Die Wände waren feucht und kahl; nur hier und dort hing ein bis zur Unkenntlichkeit schwarz angerauchtes Gemälde von ungeheurer Dimension.

Wir wählten zwei zusammenhängende Zimmer, eins mit einem Kabinet für meine Mutter und ihrem Kammermädchen, das andere für mich. Die Bettstellen waren plump und in schlechtem Zustande. Ich untersuchte die Betten und fand sie mit Werg ausgestopft, das an manchen Stellen in großen Kugeln zusammengeballt war. Meine Mutter lachte über diese Entdeckung und tröstete sich damit, daß der dritte Theil der Nacht bereits verstrichen, denn es war schon nahe an zwölf Uhr.

Die Kälte, welche in dem Zimmer herrschte, zog uns durch alle Glieder und nöthigte uns in eine Art Salon zurück zu kehren, wo in einem ungeheuren Kamin ein schlechtes Feuer brannte, welches, vermöge des grünen Holzes, das ihm zur Nahrung dienen sollte, Massen von Rauch ausspie. Die Beschaffenheit dieses Zimmers stand mit den übrigen Gemächern im Einklang. Die Wände waren leer, der Fußboden zwar

parquettirt, aber äußerst schmutzig. In der Mitte stand ein großer Tisch von Eichenholz, unbeweglich durch seine Größe und sein Gewicht.

Was mit diesem vorherrschenden Gepräge allgemeiner Dürftigkeit in auffallendem Kontrast stand, war der Anzug der Wirthin. Sie war ihrem ganzen Aeußern nach eine gemeine, unordentliche Person; aber ihre Kleider, obgleich schmutzig und vernachlässigt, bestanden aus theuren Stoffen. Sie trug mehrere Ringe von Werth an den Fingern und eine Perlenschnur um den Hals, an welcher ein in Juwelen gefaßtes Cruzifix hing. Sie besaß einige Ueberreste ehemaliger Schönheit, aber in ihren Gesichtszügen lag ein gewisses Etwas, das einen eigenen Widerwillen einflößte. Sie bezeigte sich sehr geschäftig und bereitwillig in ihrer Bedienung; meine Mutter fühlte sich jedoch erleichtert, als sie dieselbe der Sorgfalt einer mürrisch blickenden Magd empfahl und das Zimmer verließ, um für das Abendessen Sorge zu tragen.

Jetzt erschien der Postillon, um sich nach der Zeit der Weiterreise für den folgenden Morgen zu erkundigen und ich befahl ihm, mit Tagesanbruch die Pferde bereit zu halten. Dann rückte ich einen großen zerbrochenen Lehnstuhl für meine Mutter an's Feuer, einen andern für mich und suchte mit einer großen Zange das Holz zum Brennen zu bringen. Als es mir nicht gelingen wollte und der Qualm sich dadurch nur noch vergrößerte, wandte ich mich an die Magd und verlangte nach trockenem Brennholz. Sie entfernte sich mürrisch und kehrte bald mit einem Bündel Reiser auf den Armen zurück. Als sie sich jedoch dem Kamine näherte, glitt sie aus, schlug mit dem Kopf auf die Ecke eines Stuhles und verletzte sich stark an der Schläfe.

Der Fall betäubte die Person eine Zeitlang und die Wunde blutete stark. Als sie sich wieder erholte, sah sie meine Mutter ihre Wunde stillen und sie mit ihrem eigenen Taschentuche verbinden.

Es war dies ohne Zweifel eine Hülfsleistung, welcher jede Frau von gewöhnlichem Gefühle sich unterzogen haben würde. Aber vielleicht lag in der Erscheinung meiner Mutter, indem sie sich über die Verwundete beugte, oder im Tone ihrer Stimme ein unbekannter Zauber, der das Herz der Magd rührte, die nicht gewohnt war, von solchen Händen bedient zu werden. Sie war augenscheinlich gerührt davon. Bewegt ergriff sie die Hand meiner Mutter und drückte sie inbrünstig an ihre Lippen, indem sie ausrief:

„Möge San Francesco über Euch wachen, Signora!"

Bald darauf erschien die Wirthin und servirte das Abendessen, welches im Ganzen nicht ganz schlecht war. Während wir bei Tische saßen, entnahmen wir aus dem Gerassel eines Wagens, sowie aus dem Hin- und Hergehen der Hausbewohner, daß noch mehr Reisende angekommen waren. —

Nach eingenommenem Mahle begab meine Mutter sich in ihr Zimmer, ich in das meinige. Das Kammermädchen verrichtete noch einige Dienste, indem sie das kleine Gepäck, welches man vom Wagen genommen hatte, für die Weiterreise ordnete. Dann begab sie sich in das ihr angewiesene Kabinet und legte sich zur Ruhe nieder.

Meine Mutter empfand wenig Neigung zum Schlafe. Und da inzwischen der Mond aufgegangen war, so löschte sie das Licht in ihrem Zimmer, öffnete ein Fenster und lehnte sich auf die Brüstung desselben, um den Anblick einer wildromantischen Landschaft zu genießen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde und während im Hause schon Alles in tiefem Schlafe zu liegen schien, vernahm sie plötzlich ein leichtes Geräusch unter dem Fenster. Zwei Personen gingen leise sprechend darunter hin und blieben dann, wie im Eifer des Gespräches, in kurzer Entfernung stehen.

Die eine dieser Personen war die Magd des Hauses, die andere jener alte Kerl, der während der letzten Station unsern Wagen begleitet hatte.

Meine Mutter zog sich ein wenig vom Fenster zurück und lauschte.

„Aber was soll aus der armen Signora werden?" fragte die Magd mit gedämpfter Stimme.

„Pah! Was soll aus ihr werden? Sie muß d'ran!" antwortete der Alte.

„Aber kann sie nicht verschont bleiben? Sie ist so gutherzig . . ."

„Cospetto! Was fällt dir ein?" sprach Jener auffahrend. „Willst du das ganze Unternehmen eines albernen Weibes wegen verderben?" . . .

Bei diesen Worten gingen Beide wieder vorwärts und entfernten sich so weit vom Fenster, daß meine Mutter nichts weiter hören konnte.

In diesem Bruchstücke einer Unterredung lag allerdings viel Beunruhigendes für meine Mutter.

Aber bezog es sich auf sie? Und wenn dem wirklich so war, — worin bestand die Gefahr, vor welcher die Magd sie hatte bewahren wollen?

Im Begriffe, an die Thür meines Zimmers zu klopfen, um mich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, wurde meine Mutter plötzlich durch ein Geräusch an dem Getäfel

auf einer entfernten Stelle ihres Zimmers erschreckt. Sie zündete schnell Licht an und ward an jener Stelle eine kleine Thür gewahr, welche sie vorher nicht bemerkt hatte. Dieselbe war von Innen verriegelt. Sie näherte sich und fragte, ob Jemand Einlaß begehre.

Die Stimme der Magd antwortete. Meine Mutter öffnete die Thür und das Frauenzimmer stand blaß und bewegt vor ihr. Sie trat leise herein und legte dabei zum Zeichen der Behutsamkeit und Verschwiegenheit den Finger an den Mund. Dann sprach sie mit flüsternder Stimme:

„Fliehen Sie, Signora! Verlassen Sie dieses Haus augenblicklich, oder Sie sind verloren!“

Bestürzt forderte meine Mutter eine nähere Erklärung.

„Ich habe keine Zeit,“ versetzte die Magd; „ich wage es nicht . . . Ich werde vermißt, wenn ich noch länger bleibe . . . Fliehen Sie auf der Stelle, oder es wird zu spät!“

„Und mein Sohn? . . .“

„Wo ist er?“

„In dem Nebenzimmer.“

„Rufen Sie ihn herein, aber eilen Sie. Sie haben keine Minute zu verlieren!“

Ich war noch nicht zu Bette. Als ich im Zimmer meiner Mutter leise sprechen hörte und die Stimme der Magd erkannte, vermuthete ich, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich zugetragen habe und öffnete in dem Augenblicke die Thür, als meine Mutter im Begriffe stand, mich herbei zu rufen.

Dieselbe erzählte mir die schreckliche Warnung, und meine Fragen fanden dann aus den verlegenen Antworten der Magd bald die Wahrheit heraus. Das Wirthshaus war

von Räubern umzingelt. Nach Mitternacht, wenn Alles im Schlafe lag, sollten sie eingelassen werden.

Da ich Pistolen und Munition bei mir führte, äußerte ich, daß man das Haus verrammeln und sich vertheidigen könne. Auch müsse man die übrigen Reisenden wecken.

„Wie?" rief die Magd; „Sie müssen wissen, daß die Leute vom Hause mit den Banditen gemeinschaftliche Sachen machen!"

„Können wir nicht unsern Wagen herausfahren lassen und sogleich abreisen?" fragte ich.

„San Francesco! Wollen Sie es kund machen, daß der Anschlag entdeckt ist? Das würde die Sache nur verschlimmern; sie würden Alle zusammen über Sie herfallen. Sie sind benachrichtigt worden, daß Sie Geld und Geldeswerth bei sich führen und da würden sie sich den Fang nicht entgehen lassen."

„Aber wie können wir auf andere Weise entkommen?" fragte meine Mutter.

„Hinter dem Hause steht ein Pferd," sagte die Magd; „es gehört einem der Räuber, der soeben angekommen ist, um sich zu erkundigen, wann er seine Raubgenossen herbei rufen solle."

„Was nützt uns ein Pferd, da wir unserer Drei sind?"

„Diavolo! Was geht das mich an?" rief die Magd auffahrend. „Ich bin gekommen, um Sie zu retten und Sie werden mich noch verrathen. Dann sind wir Alle verloren. Horch!" fuhr sie fort, „ich werde gerufen — man wird mich hier entdecken . . . Schnell noch ein Wort. Diese Thür führt mittelst einer Treppe in den Hof. Im Hintergrunde des Hofes steht ein Schuppen, von welchem eine kleine Thür

ins Feld hinaus geht. Dort finden Sie das Pferd des Räubers; besteigen Sie es und machen Sie einen Umweg unter dem Schatten des Felsenrückens, den Sie sehen werden. Reiten Sie aber behutsam und still, bis Sie über einen Bach kommen und sich auf der Landstraße befinden, wo drei weiße Kreuze an einen Baum genagelt sind. Dort setzen Sie Ihr Pferd in Galopp und machen Sie den Weg nach dem Dorfe so schnell, als Sie können!"

Mit diesen Worten eilte die Magd aus dem Zimmer.

Eine kurze und hastige Berathung fand nun zwischen mir und meiner Mutter statt. Das Resultat war, daß wir beschlossen, das uns angebotene Rettungsmittel zu benützen und gemeinschaftlich das Pferd zu besteigen.

Aber was sollte aus dem Kammermädchen werden?

Es war anzunehmen, daß die Räuber dasselbe unbelästigt lassen würden, sobald ihnen die Flucht ihrer Herrschaft bekannt geworden. Auch rechnete ich darauf, daß ich vom nächsten Dorfe aus ihr würde Hülfe senden können.

Ich steckte meine Pistolen zu mir, löschte die Lichter aus und verließ mit meiner Mutter in aller Stille auf dem uns bezeichneten Wege das Haus. Ueber den Hof gelangten wir zu der kleinen Hinterthür, welche wir öffneten und wo wir, an einen Mauerring angebunden, das Pferd fanden. Ich bestieg es, nahm meine Mutter hinter mich und ritt so still als möglich in der Richtung, welche die Magd angegeben hatte, fort.

Nach Verlauf von zehn Minuten kamen wir unbeachtet und wohlbehalten an der Felsenwand vorbei, deren tiefer Schatten uns vor Entdeckung sicherte. Dann ritten wir durch den Bach und erreichten den Ort, wo die an einen

Baum genagelten drei weißen Kreuze von irgend einer Mordthat zeugten, welche hier verübt worden war.

In dem Augenblicke, als wir an diesem ominösen Punkte anlangten, bemerkten wir in der Dunkelheit einige Männer, welche einen abschüssigen Hohlweg zwischen den Felsen herabkamen.

„Wer reitet dort?“ rief plötzlich eine rauhe Stimme.

Ich gab meinem Pferde die Sporen, aber einer der Männer sprang herbei und fiel demselben in die Zügel.

Das Thier stand, hufte und bäumte sich. Meine Mutter klammerte sich an meine Schultern, um nicht herunter zu fallen.

Unterdessen hatte ich unbemerkt ein Pistol aus meiner Brusttasche gezogen. Ich bog mich vor, hielt die Mündung gegen den Kopf des Räubers und gab Feuer.

Er fiel todt nieder.

Durch den Knall erschreckt, machte mein Pferd einige Sätze und jagte dann davon. Zwei oder drei Schüsse der Räuber folgten uns, und die Kugeln pfiffen mir und meiner Mutter an den Ohren vorbei. Wir beschleunigten unsere Flucht nur um so mehr, bis wir nach einer kleinen halben Stunde wohlbehalten das Dorf erreichten.

Bald war der ganze Ort in Bewegung. Aber der Respect, in welchem die Banditen standen, war so groß, daß die Einwohner erschraken bei meiner Aufforderung, zum Angriffe derselben sich aufzumachen und mir nach dem Wirthshause zu folgen.

Eine verzweifelte Bande hatte seit einiger Zeit diesen Gebirgspaß beunruhigt, und jenes Wirthshaus stand schon lange im Verdacht einer jener schrecklichen Höhlen, wo der harmlose Reisende gefangen und in der Stille der Nacht aus

dem Wege geräumt wird. Der reiche Schmuck, sowie die theuren Kleiderstoffe, welche die Wirthin an sich trug, hatten zuerst jenen Verdacht rege gemacht. Auch hatten sich mit kleinen Reisegesellschaften Beispiele ereignet, daß einzelne Personen derselben auf der Landstraße plötzlich verschwanden, ohne daß je wieder Etwas von ihnen gehört wurde.

Dieser Art waren die Gerüchte, welche ich aus dem Munde der Dorfbewohner vernahm, als ich mehrere derselben dringend zur Verfolgung der Räuber und zur Rettung der übrigen in dem Wirthshause vorhandenen Reisenden aufforderte.

Meine Aufforderung würde jedoch wahrscheinlich vergeblich gewesen sein, wenn nicht ein junges Mädchen, dessen Bruder vor Kurzem im Handgemenge mit den Räubern getödtet worden, mich mit aller Beredsamkeit unterstützt hätte, zu welcher das Verlangen, an den Banditen das Blut ihres Bruders zu rächen, sie entflammt hatte. Dazu kam noch, daß ein kleines Detachement Gensd'armen im Dorfe anwesend war, welches mein Verlangen nicht leicht von der Hand weisen konnte. Eine Anzahl junger Bauern erbot sich freiwillig, die Gensd'armen zu begleiten, und bald setzte sich die kleine Armee in Bewegung, welcher ich mich, trotz alles Abrathens meiner Mutter, anschloß.

Der Trupp erreichte das Wirthshaus gerade noch zur rechten Zeit.

Als die Räuber ihren Plan entdeckt und die übrigen Reisenden, welche durch die bei meiner Flucht gefallenen Schüsse gewarnt worden waren, auf ihren Empfang vorbereitet fanden, hatten sie einen offenen und wüthenden Angriff gewagt. Die Reisenden hatten sich in einer Reihe von Zimmern verschanzt und trieben die Banditen von Thüren und Fenstern

zurück. Die auf solche Weise Belagerten besaßen zwar einige Waffen, aber nur wenig Munition und sie mußten einsehen, daß sie sich nicht lange würden behaupten können.

Da gab ihnen plötzlich eine Musketensalve der heranrückenden Gensd'armen die Nachricht von einem erwünschten Succurs.

Bald entspann sich ein hartnäckiges Gefecht; denn ein Theil der Räuber wurde in dem Wirthshause selbst überfallen und hatte nun ebenfalls eine Belagerung auszuhalten, während ihre Kameraden aus dem Hinterhalte der nahen Felsen und Gebüsche verzweifelte Angriffe zu ihrem Entsatz unternahmen, welche jedoch wenig Erfolg hatten.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war Alles entschieden. Die Banditen wurden zurückgeschlagen, einige von ihnen getödtet, andere gefangen genommen und gebunden nach dem Dorfe gebracht.

Zu den Letztern gehörten auch die Wirthsleute.

Als ich den Salon betrat, in welchem ich mit meiner Mutter das Abendessen eingenommen hatte, fand ich das Kammermädchen derselben ziemlich ruhig in einem alten Lehnstuhle sitzen. Die Räuber, von unserer Flucht unterrichtet, schienen es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, diesen Theil des Hauses zu betreten. So war denn das Mädchen unbelästigt geblieben und hatte nur den Schrecken zu bestehen gehabt, welchen das nahe Kampfgetöse ihr eingeflößt hatte.

Der Postillon ward bei seinen Pferden im Stalle eingeschlafen gefunden. Der alte Kerl jedoch, welcher am vorigen Tage unsern Wagen begleitet hatte und mit den Räubern offenbar im Einverständnisse gewesen, war verschwunden.

Ich befreite den Postillon, den ich übrigens nicht von

dem Verdachte der Mitwissenschaft freisprechen konnte, ließ den Wagen packen, beschenkte die Magd, welche meiner Mutter und mir das Leben gerettet hatte und verließ das Wirthshaus, dessen Besitzer bald darauf am Galgen endeten. —

*   *

*

Als wir am 6. Dezember in Rom anlangten, fand meine Mutter neuen Stoff, ihre umfassende politische Thätigkeit zu nähren . . .

Am 29. November war in Warschau die polnische Revolution ausgebrochen.

Als meine Mutter die Nachricht von dieser Katastrophe, welche, durch die Umstände gedrängt, den ursprünglichen Absichten der Verschworenen *) um drei Monate vorausgeeilt war, empfing, beschloß sie sogleich, aus derselben für mich Nutzen zu ziehen.

Sie sandte eine vertraute Person, Herrn von Blois, nach Warschau, um den Häuptern der Revolution, unter Zusicherung der wärmsten Sympathieen, meine Dienste anbieten zu lassen.

Der wahre Zweck dieses Schrittes bestand darin, meiner Person eine gewisse Publicität zu gewinnen und zugleich mit Rücksicht auf den nahen Eintritt der Katastrophe in

*) Die Verschworenen hatten den Ausbruch der Revolution auf Ende Februar 1831 verabredet.

D. H.

Italien, welche im nächsten Frühjahr erwartet wurde, für meine Brauchbarkeit im Felde Zeugniß zu geben.

Dieser Zweck wurde nicht erreicht. Die Antwort, welche dem Abgesandten meiner Mutter zu Theil wurde, war ablehnend und bitter.

Die Polen, hieß es, erinnerten sich der feierlichen Versprechungen, welche der Kaiser, mein großer Oheim, ihrer Nation gemacht und unerfüllt gelassen hatte. Sie erinnerten sich der Ströme Bluts, welche ihre Väter für jene dreimal gegebenen und dreimal gebrochenen Zusicherungen auf mehr als hundert Schlachtfeldern vergossen hatten und glaubten aus noch vielen andern Rücksichten nicht, in dem Neffen des Kaisers ein Element zu finden, welches ihrer Sache frommen könnte. —

Die Bitterkeit und das Verletzende dieser Antwort war nicht ohne Berechnung. Die Polen hatten damals bereits die Unterstützung der Regierung Louis Philipp's nachgesucht und man glaubte dieser Regierung zu schmeicheln, indem man ihren gefährlichsten Gegner in schnöder Weise von sich stieß. Einige dem Herrn von Blois befreundete, einsichtsvolle Polen versuchten es später, die mir ertheilte beleidigende Antwort nachträglich dadurch zu mildern, daß man die unbegründete Nachricht verbreitete, als habe man mir in der polnischen Armee ein Commando angetragen. Dieser zwar gutgemeinte, aber keineswegs zu rechtfertigende Schritt führte indeß ein ganz entgegengesetztes Resultat herbei. Meine Feinde in Warschau dementirten jene Nachricht und die Freunde des Herrn von Blois hatten große Mühe, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß der Ursprung derselben nicht in mir zu suchen sei.

Nachdem von den Polen sich nichts für mich hatte erlangen lassen, wandte meine Mutter alle ihre Thätigkeit den italienischen Angelegenheiten zu.

Ich habe bereits gezeigt, bis zu welchem Punkte die Pläne meiner Familie in dieser Sache gediehen waren und daß man nur erst über das Endziel derselben, sowie über die mir dabei zugedachte Rolle eine Vereinbarung unter sich getroffen hatte.

Man sollte auch hierin nicht glücklich sein.

Als meine Mutter in Rom das Terrain sondirte, auf welches sie ihre Hoffnungen gebaut hatte und an deren Verwirklichung sie jetzt arbeitete, ward ihr die Ueberraschung zu Theil, dasselbe bereits von einem dritten Bewerber in Besitz genommen zu sehen . . .

Ein italienischer Fürst, der Herzog von Modena, hatte ihr das Prävenü gespielt und schien in der Verschwörung bereits zu festen Fuß gefaßt zu haben, als daß man hätte daran denken können, ihn aus dem Felde zu schlagen. Es würde dies eine nutzlose Rivalität gewesen sein, durch welche man sich den Gefahren des Unternehmens ausgesetzt haben würde, ohne seine Vortheile zu ernten.

Nichts desto weniger sollte auch er das Ziel seiner verschlagenen Politik nicht erreichen, welche mit der meiner Familie in dieser Angelegenheit auf's Wunderbarste zusammen traf.

Dieser Fürst, in das Geheimniß der verschworenen Republikaner eingeweiht, strebte ebenfalls dahin, die Absichten derselben so geschickt zu leiten und auszuführen, daß er sich die Krone von ganz Italien aufzusetzen hoffte. Zu diesem Zwecke ließ er der allgemeinen Verschwörung ihren Lauf und

willigte ein, jene Wirren zu unterhalten, zu welchen der Stoff über das ganze Land verbreitet war.

Aber die Hauptverschwörer waren allen Formen des Königthums feindlich und worauf sie hinzielten, war eine einige italienische Republik.

Es ist nicht völlig aufgeklärt worden, ob man sich gegenseitig betrog, indem der Herzog von Modena die Republikaner und diese Jenen zur Erreichung ihrer Absichten zu benützen gedachten.

Das Erstere ist durch die bald eingetretenen Ereignisse bis zur Evidenz erwiesen worden; das Letztere dagegen ist mindestens zweifelhaft geblieben. —

Bei diesem Stande der Dinge beschloß meine Mutter, für den Augenblick ihre Pläne zu vertagen und die Katastrophe, welche bald eintreten mußte, in Florenz abzuwarten. Sie hatte in Rom ihre geheimen Verbindungen dazu benützt, sich von den Mitteln der Verschworenen zu unterrichten, und da sie dieselben so gering fand, daß ein Erfolg des Unternehmens sich mehr als bezweifeln ließ, so beabsichtigte sie, entfernt vom Kampfplatze eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um das für den Herzog von Modena voraussichtlich unerreichbare Ziel später mit größern Mitteln für sich wieder aufzunehmen.

Was mich betrifft, so war ich inzwischen, ohne Vorwissen meiner Mutter, bereits der Verschwörung beigetreten und brannte vor Verlangen, in Rom zu bleiben, um mich ohne jedes Sonderinteresse dem bevorstehenden Kampfe anzuschließen. Diesem widersetzte sich jedoch meine Mutter auf's Entschiedenste, indem sie mir mit Gründen, welche die Bewunderung des erfahrensten Feldherrn erregt haben würden, be-

wies, daß der in Aussicht stehende Kampf nur mit einer Niederlage der Republikaner enden könne und es daher klug sei, demselben nicht Mittel aufzuopfern, welche in der Zukunft vortheilhafter verwendet werden könnten.

Ich fügte mich diesen Gründen und wir reisten noch an demselben Tage nach Florenz ab. Es bedurfte indeß nicht langer Zeit, um mich dennoch thätig in dieses Unternehmen zu stürzen, welches an sich so blutig, für meine Familie so schmerzlich enden sollte . . .

Die Idee der Freiheit riß mich hin. —

Ausgangs Dezember 1831 war es, als ich mit meiner Mutter Rom verlassen hatte. Am 3. Februar 1831 begann bereits jenes blutige Drama, welches bestimmt war, die italienische Freiheit auf's Neue und für lange Zeit zu Boden zu werfen.

Bevor ich in diesem Drama eine Rolle übernahm, hatte sich Folgendes zugetragen:

Der mächtige Stoß, welchen die Welt im Jahre 1830 durch die französische Revolution erlitten hatte, war nirgends von so gewaltigem Eindrucke gewesen, wie in Italien. Ueberall rührten sich die Patrioten, überall machte man Anstrengungen, das bestehende politische Joch abzuwälzen, der Freiheit Raum zu geben, den republikanischen Ideen Geltung zu verschaffen.

Ich habe bereits der egoistischen und verschlagenen Politik des Herzogs von Modena erwähnt, welche denselben mit den Republikanern in Beziehungen brachte, die, ihrem Zwecke nach, nichts weniger als ehrenvoll für ihn waren. Diese Beziehungen begannen bald einen düstern, blutigen Verlauf zu nehmen. Und wenn ich gestehe, daß ich jetzt, im Jahre

1836, mich keinen Augenblick bedenken würde, in gleicher Weise, ja vielleicht noch schlimmer zu verfahren, so waren damals meine Anschauungen doch noch nicht der Art, daß der Gang der Dinge mich nicht hätte empören müssen.

Einer der verschworenen Republikaner, der berühmte und zugleich unglückliche Menotti, war seit langer Zeit der Freund Franz IV., Herzogs von Modena, und sie hatten zusammen Pläne entworfen, deren Zwecke seltsamerweise sich so schroff gegenüber standen. Der Eine hatte die Erwerbung eines glänzenden Reiches, der Andere die Freiheit, die Unabhängigkeit Italiens im Auge. Freilich waren die Absichten und Hoffnungen des Erstern noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Man glaubte, Beide stützten sich auf geheime Verabredungen mit hohen Personen in Frankreich, denen man damals den natürlichen Beruf zuschrieb, für die Demokratie in die Schranken zu treten.

Eine Unterhaltung, welche der Herzog in einem geheimen Winkel seines Palastes bereits im October 1830 mit Herrn Misley, einem bekannten Republikaner von großem Einfluß, führte, kann von den Gesinnungen dieses Fürsten eine Vorstellung geben.

Der Herzog empfing den Verschworenen mit außerordentlicher Leutseligkeit, indem er sagte:

„Sie können mir Ihre ganze Seele öffnen. Mein Ehrenwort, das ich Ihnen gebe, schützt Sie vor jeder Gefahr; auch wissen Sie, daß ich Ihre Grundsätze theile. Herr Menotti wird Ihnen das bestätigen.“

Herr Misley antwortete, sein Vertrauen sei unbegrenzt; den Beweis gebe die Leichtigkeit, mit welcher er sich zu einer

solchen Zusammenkunft verstanden, da es bekannt sei, daß seine Prinzipien republikanisch seien.

„Gerade wegen dieser Prinzipien und wegen der Art, wie Sie dieselben vertheidigen,“ fuhr der Fürst fort, „besitzen Sie meine ganze Achtung.“

Als hierauf das Gespräch auf die italienischen Liberalen im Allgemeinen kam, erklärte der Herzog, daß die Rolle, die er gezwungener Weise habe spielen müssen, ihm die Hoffnung raube, daß die Liberalen, namentlich die der Romagna, welche ihm ungerechterweise ihre Leiden zuschrieben, sich nun auf seine Seite schlagen würden.

Herr Misley suchte ihn zu überreden, daß man in den in Frankreich und England für die Ausführung des Planes eines unabhängigen Italiens gebildeten Comité's und selbst in der Romagna nur auf einen Beweis der Redlichkeit seiner Absichten warte. Aber der Herzog schien zu fürchten, daß die Republikaner ihn mit gleicher Münze bezahlen und sich seiner nur als eines Werkzeuges bedienen, sodann aber, anstatt ihn zum König von Italien auszurufen, die Republik proklamiren würden.

Man traute sich gegenseitig nicht.

Die Unterhaltung endete damit, daß der Herzog Herrn Misley bat, allen braven Patrioten, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hätten, seinen Dank zu sagen. Er wünschte ihnen guten Erfolg bei ihrem gewagten Unternehmen und fügte beim Abschiede hinzu:

„Möge sich mir Gelegenheit bieten, zu zeigen, daß auch ich ein guter Italiener und bereit bin, Alles für das wahre Wohl des Landes zu opfern. Handeln Sie mit Klugheit und besuchen Sie mich vor Ihrer Abreise nach Paris, wohin Sie,

wie ich vernommen, im Begriffe sind zu gehen, um für das Unternehmen zu wirken."

In dieser Weise ermunterte der Herzog von Modena heimlich die Insurrektion, ohne sich jedoch bestimmt zu verpflichten. Er hielt sich für alle Fälle einen Ausweg offen.

Menotti, welchen Misley von dieser Unterredung unterrichtete, ließ sich von der Taktik des Fürsten nicht ganz täuschen. Aber der Name des Herzogs war ihm nützlich, theils um seinen Plänen eine anscheinend größere Bedeutung zu geben, theils um die noch schwankenden Patrioten durch die Lockung eines vornehmen Mitschuldigen zu verführen.

Demgemäß unterhielt Menotti fortdauernde Beziehungen mit dem Herzoge von Modena, übertrieb absichtlich den Vortheil einer solchen politischen Freundschaft und gab so der Anwerbung von Verschwörern, welche damals die große Aufgabe seines Lebens war, gewissermaßen einen offiziellen Charakter. Er war weit entfernt davon, die wahren Gesinnungen des Herzogs zu durchschauen. Er wußte zwar, daß dieser eine bestimmte Verpflichtung nicht übernommen habe; aber durch das, was bereits vorgegangen war, hielt er sich für berechtigt, in der Stunde der Entscheidung eine befriedigende Erklärung zu erhalten. Es schien ihm so natürlich, daß ein souverainer Fürst sich nicht voreilig und ohne allen Rückhalt einem Unternehmen anschloß, das bei einem unglücklichen Ausgange ihn verderben konnte.

Unterdessen suchte der Herzog im Geheimen sich in den Besitz aller Fäden der Verschwörung zu setzen, und er betrieb dies mit einer kaum geahnten Heuchelei. Während Menotti sich bei allen seinen mißtrauischen Freunden die unsäglichste Mühe gab, die unaufhörlich bezweifelte Aufrichtigkeit des Her-

zogs zu verfechten, dachte dieser nur daran, die Ereignisse zu belauschen, um Herr der Situation zu werden. Er schien sogleich bereit, sich an die Spitze der Verschwörer zu stellen, wenn sie die Stärkeren wären, oder entgegengesetzten Falls ihr grausamster Feind zu werden.

Er wartete nur auf die Erklärung eines auswärtigen Bundesgenossen, dessen Politik nicht minder verschlagen, als seine eigene war, — auf die Erklärung Louis Philipp's.

Die Sache der Italiener hatte in Frankreich Sympathien gefunden. Die Minister hatten das Princip der Nichtintervention proklamirt. Aber konnte nicht hinter dieser öffentlichen Politik auch noch eine geheime stehen?

Der Herzog von Modena traute Louis Philipp in diesem Punkte nicht. Er zog im Stillen Erkundigungen ein und erfuhr, daß über die schwebende Frage zwischen den Kabineten von Paris und Wien geheimnißvolle Mittheilungen ausgetauscht worden waren, welche für den Fall einer Katastrophe in Italien die Intervention Oesterreichs in Aussicht stellten.

Augenblicklich änderten sich die Gesinnungen des Herzogs. Und dieser Veränderung folgte eine Menge von Umtrieben, welche darauf berechnet waren, den Verschwörern Hindernisse zu bereiten und sie bei der öffentlichen Meinung in Mißkredit zu bringen. So schrieb am 7. Januar 1831 Menotti an Misley:

„.....Ich bin gestern in Gefahr gewesen, getödtet zu werden. Der Herzog hat durch die San-Fedisten (eine anti-liberale Partei) das Gerücht verbreiten lassen, daß ich und Du Agenten seien, die besoldet würden, um demokratische Vereine zu bilden und sie zu denunciren. Dies war in Bologna für so wahr ge-

halten worden, daß ich beinahe ermordet woeden wäre. Wahr ist's, daß in Zeit von acht Tagen die Romagna sich ganz verändert hatte; aber sie wird zu mir zurückkommen. Nun ich weiß, daß ich für einen Agenten des Herzogs gehalten werde, werde ich mich mit solcher Klugheit benehmen, daß ich zu meinem Zwecke gelangen werde, ohne mein Versprechen zu brechen." — Menotti und seine Freunde verloren nicht den Muth. Allerdings konnten sie bis zu einem gewissen Punkte auf den instinktartigen Beitritt des italienischen Volkes, aber nicht auf seine thätige Mitwirkung rechnen. Denn sie hatten die Bedürfnisse der Nation, welche sich materiell glücklich fühlte, nicht gehörig studirt und sie waren zu ihr in keine jener Beziehungen getreten, welche die Grundlage eines großen Einflusses bilden. Andrerseits war Oesterreich allein im Stande, ihre Anstrengungen zu unterdrücken, und die große Frage war jetzt für sie, zu wissen, ob Frankreich dem Prinzip der Nichtintervention treu bleiben würde, welches es so laut proklamirt hatte.

Hierüber, gleich dem Herzoge von Modena, Gewißheit zu erlangen, war ihnen unmöglich. Herr Misley, welcher in dieser Beziehung es zu Paris nicht an Nachforschungen fehlen ließ, empfing nur die beruhigendsten Zusicherungen. Der damalige Conseil-Minister antwortete ihm mit den Worten, welche er noch vor Kurzem in seiner Kammerrede ausgesprochen hatte: „Frankreich wird nicht gestatten, daß das Princip der Nichtintervention verletzt werde."

Solche Erklärungen schienen jungen Leuten ohne Erfahrung und in der traurigen Kunst der politischen Lügen unbewandert, zu genügen, um Gut und Blut von Tausenden

daran zu setzen. Zur Entschuldigung dient ihnen, daß sie selbst von Männern Zusicherungen erhalten hatten, deren Wort keinen Zweifel an der Wahrheit zuließ. So waren ihnen von Herrn Dupin, dessen Beziehungen zu Louis Philipp bekannt, sowie von Lafayette, in welchem jeder Republikaner einen Parteigenossen zu sehen gewohnt war, die bestimmtesten und ermuthigendsten Erklärungen geworden. Freilich zeigte sich später, daß man diese Männer im Palais-Royal ebenfalls getäuscht hatte.

Endlich beschloß man zu handeln.

Es wurde unter den Verschworenen verabredet, daß das Signal der Revolution von Modena ausgehen und im Hause Menotti's gegeben werden solle.

Man hatte die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, daß man im Augenblicke der Entscheidung an dem Herzoge von Modena, wenn zwar nicht eine thätige Unterstützung, so doch keinen erheblichen Widerstand finden würde. Man glaubte noch, daß dieser Fürst während der ersten Aktion eine abwartende Stellung einnehmen würde, um je nach dem Ausgange derselben sich für oder wider die Revolution zu entscheiden. Man hätte sonst zum Ausbruche des Komplotts einen günstiger gelegenen Punkt wählen können, denn die Vorbereitungen waren überall getroffen.

Die Katastrophe sollte am 7. Februar erfolgen.

Plötzlich bewiesen den Verschworenen sichere Anzeichen, daß man ihrer Absicht auf der Spur sei.

Unter den Eingeweihten befand sich ein Bürger, Namens Ricci, ein guter Patriot, der in der Garde des Herzogs diente und zugleich der Sohn eines Mannes war, welchen die Ver-

schworenen schon im Voraus als Opfer ihrer Rache bezeichnet hatten.

Man sagte, daß Ricci, der für das Leben seines Vaters gezittert, einige Tage vor dem Ausbruche des Komplotts zu ihm gegangen sei und ihn gebeten habe, am 7. Februar sich von Modena entfernt zu halten. Verwundert über die dringende Bitte des Sohnes, habe der Vater Verdacht geschöpft und denselben dem Herzoge mitgetheilt.

Ricci wurde in den Palast des Fürsten gerufen, durch Drohungen eingeschüchtert, und wenn auch seine Geständnisse keine Namen verriethen, so wurden sie doch sicher dem Erfolge des kühnen Planes gefährlich.

Später lieferte der noch nicht ganz erloschene Groll des Herzogs dem unglücklichen jungen Mann die Gelegenheit zu einer edlen Buße. —

Menotti und seine Genossen entnahmen aus gewissen ungewöhnlichen Maßregeln, zu welchen namentlich die Entfernung des, einer Veränderung der Dinge zugethanen braven Generals Zuchi aus Modena gehörte, daß das Komplott ruchbar geworden sei.

Man beschloß die Ausführung zu beschleunigen. —

Am 3. Februar herrschte in Modena eine ungewöhnliche Stille. Während einerseits die Verschworenen in aller Eile und mit heroischer Verwegenheit ihre Vorbereitungen zum Kampfe trafen, ertheilte andrerseits der Herzog von Modena dringende Befehle, ließ seinen Palast befestigen und konsignirte die Truppen in den Kasernen.

Um acht Uhr Abends waren die Verschworenen, etwa vierzig Mann stark, im Hause Menotti's versammelt.

Viele der Verschworenen, namentlich die auf dem Lande,

waren nicht benachrichtigt worden. Dennoch vertrauten jene vierzig Italiener auf ihren Muth und das Glück ihres Landes und schickten sich an, theilweise den Palast zu überfallen, theilweise sich der vier Thore von Modena zu bemächtigen.

Plötzlich füllten sich die Straßen, welche das Haus Menotti's umgaben, mit Soldaten.

Da die Verschworenen nur das erste Stockwerk inne hatten, das Erdgeschoß aber von einer friedlichen Familie bewohnt wurde, die größtentheils aus Frauen und Kindern bestand, so war die Thür des Hauses offen geblieben.

Dragoner und Pioniere drangen vom Hausflur in den Hof, stiegen in's erste Stockwerk hinauf und suchten die Thür des Zimmers einzuschlagen, in welchem sich die Verschworenen befanden.

„Was ist zu thun?" fragte man sich gegenseitig.

Als Antwort nimmt Menotti eine Pistole und feuert sie durchs Fenster ab.

Augenblicklich erfolgt vom Flur des ersten Stockwerkes aus eine Gewehrsalve und die Thür ist von Kugeln durchbohrt.

Einige der Verschworenen stürzen an die Fenster, eröffnen auf die Truppen in den Straßen ihr Feuer und der Kampf entspinnt sich.

Es war ein schreckliches und seltsames Schauspiel. In den Lärm des Gewehrfeuers mischte sich das Jammern der Frauen und Kinder, welches aus dem Erdgeschoß und dem zweiten Stockwerke ertönte. Die in's Haus gedrungenen Dragoner, welche der lebhafte Wiederstand, den sie fanden, auf die Meinung brachte, daß sie es mit zahlreichen Feinden

zu thun hätten, wichen endlich zurück und stürzten die mit ihrem Blute gefärbte Treppe hinab.

Plötzlich erlosch das Gewehrfeuer. Die Soldaten entschlüpften im Dunkel der Säulengänge, und in der Umgebung des Hauses herrschte tiefe Stille.

Nun setzten sich die Verschworenen in der Aufregung ihres wunderbaren Sieges zu Tische, halb freudig, halb melancholisch, und während der Tod im Verborgenen lauerte, tranken sie auf die Befreiung ihres Vaterlandes.

Seltsame Unterbrechung eines glücklich begonnenen Wagnisses! Unbegreifliche Verblendung, in einem Momente Halt zu machen, wo jede Secunde den Werth eines Jahres aufwog! Glaubten sie, daß der Herzog, dessen Bajonnete soeben ihr Leben bedroht hatten, anderen Sinnes geworden sei?

Einen Augenblick erwachte diese Hoffnung in ihrer Seele. Sie sollten schnell enttäuscht werden.

Ein unbestimmter Lärm ließ sich in der Ferne hören. Die Verschworenen glaubten, die Thore der Stadt würden durch ihre Verbündeten vom flachen Lande gestürmt, und sie stiegen auf das Dach des Hauses, in welchem sie sich befanden, um ihre Befreier hereinziehen zu sehen.

Bittere Täuschung! Dieser ferne Lärm rührte von einem Haufen halbbetrunkener Soldaten des Herzogs her, welche im Voraus ihren leichten Sieg feierten.

Um über den Stand der Dinge Gewißheit zu erlangen, entschließt sich Menotti, direkt zum Herzoge zu gehen. Da er jedoch fürchtete, daß auf der Straße sich noch Soldaten verborgen halten, die auf ihn feuern könnten, will er sich vom Dache an einem Seile in den Hof hinablassen, um von hier auf einem Umwege in den Palast des Herzogs zu gelangen.

Aber als er noch nicht die Mitte des Seiles erreicht hatte, ruft plötzlich eine Stimme:

„Wer da?“

„Menotti!“ antwortet der Verschwörer, „ich will mit dem Herzoge sprechen!“

Auf diese Worte tritt aus einem Winkel des Hofes ein Soldat hervor... Es fällt ein Schuß und Menotti wird blutend vom Pflaster aufgehoben.

Während sich dies ereignete, hatte man dem Herzoge gerathen, den Zufluchtsort der Verschwörer in die Luft sprengen zu lassen. Aber der Minister Scozia, dessen Familie in dem bedrohten Hause wohnte, warf sich dem Fürsten zu Füßen und beschwor ihn mit Thränen, seine Rache nicht auf Schuldige wie auf Unschuldige fallen zu lassen. Der Herzog ließ Kanonen gegen die Verschworenen aufführen, und diese, um das Leben von Familien, die bei ihrem Unternehmen nicht betheiligt waren, nicht in Gefahr zu bringen, überlieferten sich freiwillig den Soldaten.

Unter Beschimpfungen und Mißhandlungen wurden sie in den herzoglichen Palast geschleppt. —

Der folgende Tag, der 4. Februar, war für Modena ein Tag der Trauer. Aber bereits am 5. Februar erfuhr man, daß in Bologna eine Insurrektion ausgebrochen sei, und von hier aus verbreitete sich die Revolution mit schnellen Schritten über die ganze Romagna. —

* *
*

Als meine Mutter von dem Ausbruche des Aufstandes zu Modena, sowie von der Partie, welche der Herzog den Ver-

schworenen gegenüber ergriffen hatte, die erste Nachricht erhielt, verließ sie sogleich Florenz und begab sich nach Faenza, um die Ereignisse in der Nähe zu beobachten und an denselben zu prüfen, ob jetzt eine Wiederaufnahme ihres frühern Planes rathsam erscheine.

Bei ihrer Abreise hatte sie mir die strengste Weisung ertheilt, für den Fall mir von den Häuptern der Revolution Eröffnungen gemacht würden, mich auf Nichts einzulassen, bevor sie über den Stand der Angelegenheiten sich ein Urtheil gebildet und mich demgemäß von ihren Absichten unterrichtet haben würde.

Vergebliche Vorsicht!

Die Macht der Ereignisse, der Ruf der Freiheit, welcher überall erschallte und alle Herzen entflammte, waren stärker als das weise Gebot einer klugen, erfahrenen Frau und vernichteten den kindlichen Gehorsam.

Und war ich nicht ohnehin schon durch meinen Eid an das Schicksal der Verschworenen gekettet?

Als daher die Nachricht von der Insurrection zu Bologna in Florenz eintraf, vermochte nichts mehr, mich und meinen Bruder zurück zu halten. Wir reisten im Geheimen nach Bologna ab und ich hinterließ für meine Mutter, in Beider Namen, folgende Zeilen:

„........ Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Ihre Liebe wird Sie in den Stand setzen, uns zu verstehen. Mit unserer Geburt haben wir Verpflichtungen übernommen, die wir halten müssen. Der Name, den wir tragen, zwingt uns, jenen unglücklichen Völkern beizustehen, deren Erhebung genügt, uns an den Ort der Gefahr zu rufen. Rechtfertigen Sie mich

in den Augen meiner Schwägerin, welche mich ohne Zweifel tadeln wird, ihren Mann mitgeführt zu haben. Es thut diesem leid, jemals in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, nur eine einzige That seines Lebens vor ihr zu verbergen." —

Als ich mit meinem Bruder in Bologna anlangte, woselbst sich der Sitz der insurrectionellen Regierung befand, hatte die Revolution bereits eine weite Verbreitung erlangt. Die dreifarbige Fahne wehte in Perugia, in Spoleto, in Foligno und in Terni. Die Regierung ernannte uns zu Hauptanführern in der Insurgentenarmee. —

Unterdessen war meine Mutter nach Florenz zurückgekehrt. Das Urtheil, welches sie in der Nähe des Schauplatzes der Revolution sich über diese gebildet hatte, fiel für die Sache der italienischen Unabhängigkeit entschieden ungünstig aus. Sie war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Insurrection an dem Mangel genügender Mittel, sowie an dem egoistischen Geiste einzelner Häupter derselben zu Grunde gehen würde.

Es ist daher schwer, den Schrecken und die Angst meiner Mutter zu schildern, als sie bei ihrem Eintreffen meine und meines Bruders Abreise vernahm. Dazu kam, daß sie noch die Vorwürfe und Klagen meiner Schwägerin zu ertragen hatte, sowie die unmännliche Furcht und das Gejammer ihres Gemahls, meines Vaters, der, wie ich schon früher erwähnt, sich in Florenz aufhielt.

Aber ihre heldenmüthige Seele überwand schnell Alles, was hundert andere Frauen für immer zu Boden gedrückt haben würde. Sie fühlte, wie wichtig es sei, rasch und den Umständen gemäß zu handeln. Demzufolge beschloß sie, mich

und meinen Bruder augenblicklich zurück zu rufen von einem Unternehmen, welches, ihrer Ueberzeugung nach, ein trauriges Ende nehmen mußte. Damit hoffte sie zugleich der Welt zu beweisen, daß sie, nebst den übrigen ältern Gliedern der Familie Bonaparte, keinen Theil an der Revolution hatte.

Zur Ausführung dieses Schrittes beabsichtigte sie, sich nach der toskanischen Grenze zu begeben, von dort an mich zu schreiben und meine und meines Bruders Rückkehr zu erwarten.

Es hatte sich damals die Ansicht geltend gemacht, meine Mutter habe sich zu diesem Schritte veranlaßt gefunden, lediglich um den Verdacht der Mitschuld an der Revolution von sich abzuwälzen, und sie sei im Voraus überzeugt gewesen, daß ich ihrem Rufe nicht Folge leisten würde.

Diese Ansicht würde jedes vernünftigen Grundes entbehrt haben und daher ganz und gar nicht laukbar geworden sein, hätte man nicht Allgemein vorausgesetzt, daß meine Mutter sich an der Revolution betheiligt habe. Diese Voraussetzung war aber eine völlig ungerechtfertigte und durch weiter nichts entschuldbar, als daß man sich daran gewöhnt hatte, meiner Familie politische Umtriebe beizumessen, wann und wo dieselben sich auch immer zeigen mochten.

Hätte meine Mutter irgend welchen Antheil an dieser Revolution gehabt, so würde sie, um derselben zu nützen und aus Gründen persönlicher Sicherheit, in der Nähe des Kampfplatzes geblieben und nicht nach Florenz zurückgekehrt sein, wo dann ihre Gegenwart völlig zwecklos gewesen wäre.

Als möglich erschien es nur, daß meine Mutter bezweifelt haben könnte, ich würde auf ihr Verlangen von einem Platze zurück treten, den man meiner Ehre anvertraut hatte. Wäre

ich aber durch ihre Mitwirkung an diesen Platz gestellt worden, so würde sie nichts in der Welt haben bewegen können, mich von demselben wieder abzurufen und dadurch mich mit meiner Ehre in Conflikt zu bringen.

Als sie Behufs ihrer Reise nach der toskanischen Grenze um einen Paß nachsuchte, machte ihr der Fürst Corsini, Bruder des toskanischen Ministers, seine Aufwartung. Ohne Zweifel hatte er die Absicht, die wahren Gesinnungen meiner Mutter kennen zu lernen und auch womöglich zu erforschen, in wie weit sie an der Unternehmung ihrer Söhne Antheil hatte.

Sie erklärte ihm, daß der einzige Grund ihrer Reise nach der Grenze der wäre, mich und meinen Bruder von einem Unternehmen zurück zu rufen, welchem wir uns wider ihren ausdrücklichen Willen und ohne ihr Vorwissen angeschlossen hätten und welches ihrer Ansicht nach einen unglücklichen Ausgang nehmen werde.

Der Fürst schlug ihr sodann einen Plan vor, vermittelst dessen sie, wie er sagte, ihre Söhne auf dem sichersten Wege zurück bringen könnte.

Dieser Plan war, wie man gestehen muß, höchst schmeichelhaft für die Liebe der Söhne, aber nicht für deren Ehre, für deren Vaterlandsliebe und für die Liebe der Mutter gegen sie. Er bestand darin, daß meine Mutter nach der toskanischen Grenze reisen und von dort mir und meinem Bruder schreiben sollte, daß sie gefährlich erkrankt sei, worauf, wie der Fürst nicht bezweifelte, wir sogleich zu ihr kommen würden. Träte dieser Fall ein, so sollte eine Abtheilung toskanischer Cavallerie in einen Hinterhalt gelegt werden, welche

uns sofort mit Gewalt ergreifen und nach Florenz zurück bringen würde.

Diese Kriegslist war jedoch wenig nach dem Geschmack meiner Mutter und sie weigerte sich, dieselbe in Ausführung zu bringen. Sie zog es vor, ihre Söhne eher den Wechselfällen des Krieges auszusetzen, als Theilnehmerin bei der Legung einer solchen Schlinge zu sein.

Der Fürst Corsini glaubte nun aus ihrer Weigerung entnehmen zu müssen, daß die beabsichtigte Reise meiner Mutter nach der toskanischen Grenze nur ein Vorwand sei, um ihre wahre Absichten zu verbergen und die öffentliche Aufmerksamkeit zu täuschen. Er gab zu verstehen, daß man in meiner Familie unter sich ausgemacht habe, daß, während die jüngern Glieder derselben die Revolution anstifteten und leiteten, ihre ältern und einflußreichern Verwandten anscheinend ihre Unternehmungen verdammen sollten. Zeige sich der Erfolg als ein günstiger, so würde es leicht sein, für Alles einen Grund anzugeben. Aber im Falle des Mißlingens konnte die Nichtbetheiligung der ältern Glieder die Stellung der Familie sichern und ihre Hülfsmittel für die Zukunft sichern.

Hierin war die Ansicht ausgedrückt, welche damals hinsichtlich der Beziehungen der Revolution zu meiner Familie die allein herrschende war und deren Unrichtigkeit ich bereits angedeutet habe. —

Inzwischen hatte die Insurrection umfassende Fortschritte gemacht. Die Provinz Umbrien und die des Trasimenes waren von ihr überzogen. Bei Cosimo fiel der Kardinal Benvenuto, Legat a latere, in die Gewalt der Insurgenten. Ancona ergab sich den tapfern Obersten Sercognani und Armandi ohne Schwertstreich. Endlich flüchtete Maria Louise

aus ihren Staaten, welche der allgemeine Brand ebenfalls erfaßt hatte. Bald wehte die Fahne der italienischen Jugend in Ottriculi, funfzehn Meilen von Rom, und Schrecken herrschte im Vatikan.

Ich hatte unterdessen neben den Mühseligkeiten eines Feldzuges an der Spitze einer schlecht bewaffneten und noch schlechter versorgten, undisciplinirten, regellosen Armee, noch den Kummer, zu sehen, in welcher schmachvollen Weise die Fahne der Freiheit, unter welcher man kämpfte, von vielen Häuptern der Revolution ausgebeutet wurde. Der Republikanismus war lediglich der Deckmantel ihrer egoistischen Zwecke geworden. Dazu fehlte es an Anführern. Und diese betrübende Erscheinung zeigte sich nicht blos im Heere, sondern noch auffälliger in der Verwaltung.

Daher die geringe und schlechte Wirksamkeit der entstandenen Regierungen, die Widersprüche in ihren Maßregeln, das Mißtrauen und der Hader unter ihnen selbst. Nirgends eine Einheit, eine Leitung voll Energie und guten Willen für das allgemeine Wohl.

In Bologna, in Modena, in Parma, in Reggio waren einzelne Regierungen entstanden, die in ihren Prinzipien so verschieden und so eifersüchtig auf einander waren, daß sie sich gegenseitig die Möglichkeit raubten, ihren Anstrengungen Erfolg zu verschaffen.

Alles dieses wurde noch verschlimmert durch den Indifferentismus des Volkes, welcher ziemlich schroff zu Tage trat. Im Allgemeinen schenkte das Volk der Revolution seinen Beifall, aber es war weit entfernt davon, sich leidenschaftlich für sie zu interessiren. Da es mit seinem Schicksale, dessen Schmach ihm entging, meist zufrieden war, so begrüßte es

zwar Diejenigen, welche sich als seine Befreier ankündigten, zeigte sich aber keineswegs geneigt, eine thätige Rolle zu übernehmen oder Lasten zu tragen, die der Kampf ihnen unumgänglich machte. Man konnte daher nicht daran denken, die Revolution nach Toskana zu verpflanzen, da hier das Land mit väterlicher Weisheit regiert wurde und einen beispiellosen Wohlstand genoß.

Ich versuchte es, diese verderblichen Zustände zu ändern, indem ich die Ursachen derselben entschleierte, an welchen die Revolution unfehlbar zu Grunde gehen mußte. Vergebens. Meine Anstrengungen scheiterten an dem überwiegenden Einflusse Derjenigen, welche durch einen geregelten Gang der Dinge zu verlieren hatten. Doch bald begnügte man sich nicht damit, meine Bemühungen, die herrschenden Uebel aufzudecken, blos unwirksam zu machen. Man begann denselben Beweggründe unterzulegen, welche darauf berechnet waren, die Aufrichtigkeit meiner Absichten zu bezweifeln, meine politischen Grundsätze zu verdächtigen, alle meine Handlungen in Verruf zu bringen.

Ich, dessen eifrigstes Bestreben es war, dem Verrathe an der Sache der Freiheit die Larve vom Antlitze zu reißen, wurde als Verräther bezeichnet. Und die leichtgläubige, kurzsichtige, betrogene Menge, wie alle Diejenigen, welche dabei zu gewinnen hofften, traten auf die Seite meiner Feinde.

Ein Umstand, der sich ereignete, schien den Verdächtigungen, mit denen man mich überschüttete, eine stärkere Begründung zu geben.

Einige pflichtvergessene Häupter der Revolution machten den Vorschlag, auf Rom loszugehen. Die Unklugheit einer solchen Operation mußte allen Verständigen auf der Hand

liegen. Aber man wollte auf diese Weise die ohnehin aufgeregte Menge für ein Unternehmen entflammen, von welchem man wußte, daß ich mich ihm widersetzen würde. Man hatte es darauf abgesehen, mich unpopulär zu machen. Indeß waren einige Mitglieder der Regierung von Bologna ehrlich genug, sich zu bedenken. Sie befragten den Obersten Armandi, der sich damals in Ancona befand und später zum Kriegsminister ernannt wurde.

Der Oberst antwortete mit dem ganzen Gewichte, welches ihm seine alte militärische Erfahrung gab, daß die Stimmung des Volkes, welches in Rom in gänzlicher Abhängigkeit vom heiligen Stuhle lebe, ein solches Unternehmen verbiete; daß ferner es unmöglich sei, mit einer Handvoll schlecht bewaffneter und zum Kriege untauglicher Menschen eine solche Operation zu versuchen; daß man der italienischen Revolution schade, wenn man sich blindlings der Gefahr eines ersten Unfalles aussetzen und mit einem kleinen Haufen in eine ungeheure Ebene vordringen wolle, wo die Beschaffenheit des Terrains nicht gestatte, von Posten zu Posten zu marschiren oder mit Sicherheit zu lagern.

Dieser Ansicht trat ich bei, und sie behielt die Oberhand, trotz des allgemeinen Murrens, das sich dagegen erhob.

Unglücklicherweise sollte alsbald ein anderer Vorfall meinen Bruch mit den Häuptern der Revolution unvermeidlich machen.

Die päpstliche Regierung sah meine und meines Bruders Anwesenheit im Lager der Republikaner als die Hauptstärke der Empörung an. Der Papst wandte sich an meinen Oheim Jerome Bonaparte, der in Rom seinen Wohnsitz genommen hatte, und suchte dessen Vermittelung nach. In Folge dessen

wurde ein bevollmächtigter Offfzier Seiner Heiligkeit, Herr von Stoelting, in's republikanische Lager abgesandt, um mit den Insurgenten zu unterhandeln, nach ihren Wünschen zu fragen und die Erfüllung derselben zu versprechen.

Herr von Stoelting kam zu mir und entledigte sich seines Auftrages. Zugleich trug er mir den Wunsch vor, daß ich ihm die Bitten und Beschwerden der Insurgenten schriftlich übergeben möchte.

An demselben Tage empfing ich durch einen vertrauten Boten ein Schreiben meines Oheims Jerome, worin derselbe sich dahin aussprach, wie die Sache der Republikaner so hoffnungslos sei, daß es meiner Familie zur Nothwendigkeit geworden, sich den Intentionen des Papstes in jeder Weise förderlich zu zeigen. Ich möchte daher der Mission des Herrn von Stoelting bereitwilligst entgegenkommen, um mir dadurch einerseits einen freien Rückzug aus der gefährlichen Stellung, in welcher ich mich befinde, zu sichern, andererseits, um mich nicht jeder künftigen Gelegenheit zu berauben, das von meiner Familie verfolgte Ziel auf einem andern Wege zu erreichen. Eine Verweigerung der Wünsche Seiner Heiligkeit, fügte mein Oheim hinzu, würden mich der Gefahr aussetzen, das gewisse traurige Schicksal aller derjenigen Insurgenten zu theilen, welche der päpstlichen Regierung oder deren Verbündeten in die Hände fielen. —

Erbittert durch die unwürdige Behandlung, welche ich Seitens der pflichtvergessenen Republikaner erfahren, und bereits zur Einsicht gekommen von der Unmöglichkeit einer Verwirklichung meiner freiheitsliebenden Ideen, trug das Schreiben meines Oheims nur dazu bei, den Conflikt zu vergrößern, in welchen ich ohnehin schon mit meinen bisheri-

gen politischen Grundsätzen gerathen war. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß ich, indem ich eine Ausgleichung mit der päpstlichen Regierung anbahnte, im Interesse auch aller Derjenigen zu handeln glaubte, welche, gleich mir, sich in den Hoffnungen getäuscht sahen, mit welchen sie sich in diesen unseligen Kampf gestürzt hatten.

Noch eine andere Rücksicht kam in Betracht, deren Gewicht auf meine Entschließung von entscheidendem Einfluß sein mußte.

Mochte ich den Wünschen des Papstes entgegenkommen oder nicht, — in dem einen, wie in dem andern Falle war vorauszusehen, daß meine Feinde die Mission des Herrn von Stoelting benützen würden, um mich vollends in den Verdacht zu bringen, als hätte ich die Sache der Freiheit verrathen.

Ich befand mich somit in jener schlimmen Alternative, in welcher es sich nur noch darum handelte, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Ich sah mich daher genöthigt, einen Entschluß zu fassen, welcher mir die möglich größten Vortheile bot. Die größern Vortheile aber lagen hier offenbar nicht mehr auf Seiten der Revolution. *)

Ich entsagte dem Republikanismus, ich gab die Sache der italienischen Freiheit auf. —

Dies war der Augenblick, wo in meinen Grundsätzen jene große Verwandlung vorging, welche ich seitdem als die Grundlage meiner ganzen politischen Zukunft betrachte. —

*) Alle diese Argumente, mit welchen Louis Napoleon seinen Abfall von der Sache der Freiheit vor sich selbst zu beschönigen sucht, stehen auf sehr schwachen Füßen.

D. H.

Begreiflicherweise gebot mir die Klugheit, der Ausführung des beschlossenen Schrittes die größte Vorsicht zu widmen. Die geringste Unvorsichtigkeit würde mich der Gefahr ausgesetzt haben, den Kopf zu verlieren.

Bevor ich daher Herrn von Stoelting meine Antwort auf seinen Antrag ertheilte, zog ich verschiedene Anführer der Insurgenten-Armee zu Rathe und entwarf dann einen kurzen Bericht über die Reformen, welche das Volk verlangte. Diesen Bericht übergab ich in Gegenwart einiger Häupter der Revolution dem Abgesandten des Papstes, nachdem ich denselben kurz zuvor in einer geheimen Unterredung von meinen wahren Intentionen in Kenntniß gesetzt hatte. Ich hatte ihm auf Ehrenwort die Zusage ertheilt, die unter meinen und meines Bruders Befehlen stehenden Truppen so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis die erwartete Intervention Frankreichs oder Oesterreichs zu Gunsten des heiligen Stuhles eingetreten sein würde. Als Gegenleistung für diesen wichtigen Dienst, verlangte ich von der päpstlichen Regierung meinen und meines Bruders ungefährdeten Rückzug aus der Romagna, was mir auch von Herrn von Stoelting im Namen des Papstes zugestanden wurde. —

Ich sollte bald erfahren, wie schlecht man in Rom dieses Versprechen zu halten gedachte.

Schon wenige Stunden nachdem Herr von Stoelting seine Rückreise nach Rom angetreten hatte, sandte die Regierung von Bologna den General Sercognani mit frischen Truppen und dem Befehle an mich ab, mich und meinen Bruder im Commando zu ersetzen. Der Grund, welchen man für diese auffallende Maßregel angab, bestand darin, daß, wie man erfahren, Louis Philipp dem heiligen Vater

die Zusicherung seines Schutzes und seiner Intervention zur Erhaltung der päpstlichen Staaten ertheilt hatte und daß man hieraus Veranlassung nehme, das wichtigste Commando in der Insurgenten-Armee einem Generale zu übertragen, mit dessen Erfahrung sich die meinige nicht zu messen vermochte.

Ich ging mit meinem Bruder nach Ancona, von wo ich mich an die päpstliche Regierung wandte, um auf Grund meiner mit Herrn von Stoelting getroffenen Uebereinkunft, einen Paß nach Florenz zu erlangen. Man antwortete mir, daß Herr von Stoelting nicht bevollmächtigt gewesen sei, mir eine derartige Zusage zu machen. Zugleich benachrichtigte mich der österreichische Gesandte am päpstlichen Hofe, daß man fernerhin meinen Aufenthalt weder im Großherzogthum Toskana, noch in der Schweiz dulden werde und daß, wenn die bereits eingetroffene österreichische Interventions-Armee mich oder meinen Bruder gefangen nähme, wir augenblicklich zum Tode verurtheilt werden würden.

Auf diese niederschlagende Nachricht reiste ich mit meinem Bruder nach Bologna ab, wo wir der insurrectionellen Regierung unsere Dienste als bloße Freiwillige anboten, welche man augenscheinlich nur ungern annahm. Man hegte ein geheimes Mißtrauen gegen mich, ermangelte aber der Beweise, welche dasselbe hätten rechtfertigen können. Sonst würde man mich unfehlbar vor ein Kriegsgericht gestellt haben und mein Blut hätte die päpstliche Regierung, nicht aber die Revolution entehrt.

Aber konnte man nicht jeden Augenblick zu diesen Beweisen gelangen? . . .

Ich schwebte in fortwährender Todesgefahr. —

*   *

*

Bald traf zu Florenz die Nachricht ein, daß die Oesterreicher die Romagna betreten hatten, und es blieb über den nahen schrecklichen Ausgang der Insurrection kein Zweifel übrig.

Meine Mutter, welche ich von meiner bedenklichen Lage durch einen vertrauten Boten hatte unterrichten lassen, zitterte für das Leben ihrer Söhne.

Zufällig hielt sich zu dieser Zeit ein Engländer in Florenz auf, welchem meine Familie in früherer Zeit werthvolle Dienste geleistet hatte. Meine Mutter ließ ihn rufen und sagte ihm, daß er mehr thun könne, als ihr Leben retten, wenn er ihr einen englischen Paß verschaffe, auf dem sie als Engländerin bezeichnet sei, die mit ihren beiden Söhnen durch Frankreich nach London reise. Der Engländer erfüllte sogleich ihren Wunsch, und mit diesem Documente versehen, bereitete sie sich vor, mich und meinen Bruder aufzusuchen. Um indeß der Aufmerksamkeit der Behörden zu entgehen, suchte sie dieselbe von ihrem wirklichen Plane dadurch abzulenken, daß sie das Gerücht verbreiten ließ, als habe sie die Absicht, sich in Ancona nach Corfu einzuschiffen, um von dort nach Malta zu gehen und sich unter den Schutz Englands zu stellen. Und um dieses Gerücht glaubhaft zu machen, suchte sie bei der toskanischen Regierung um einen Paß nach, welcher sie berechtigte, zu ihrem vorgeblichen Zwecke nach den römischen Staaten zu reisen.

In der That bedurfte sie dieses Passes aber auch, um sich zu mir und meinem Bruder in die Romagna zu begeben.

Sie erhielt diesen Paß.

Nunmehr mußte sie darauf denken, aus Florenz zu kommen, ohne gleich beim ersten Schritte ihre wahre Absicht zu

verrathen. Dies hatte aber große Schwierigkeiten. Denn es war nothwendig, daß die beiden Pässe bei ihrer Abreise aus Florenz und zwar unmittelbar beim Verlassen der Stadt, an dem Thore, welches sie zu passiren hatte, unterschrieben wurden. Wie konnte sie aber auf der nach Rom führenden Straße mit dem toskanischen Passe abreisen und zugleich den englischen an dem nach Frankreich führenden Thore vorzeigen, ohne sich zu verdächtigen?

Eine List mußte helfen.

Sie machte sich eines Abends auf, fuhr zu einem weniger besuchten Thore hinaus und wies hier ihren englischen Paß vor.

Mit pochendem Herzen saß sie im Wagen, während die Polizei das Document untersuchte.

Nach einigen Minuten banger Erwartung trat der diensthabende Beamte an den Wagenschlag und bemerkte, daß der Paß nicht unterschrieben werden könne.

„Weshalb?“ fragte meine Mutter.

„Weil dieses nicht das richtigste Thor ist, Mylady,“ entgegnete Jener, „welches sie passiren müssen, um nach Frankreich zu reisen. Denn dieser Paß lautet „„über Frankreich nach England.““

„Das kann sein,“ versetzte meine Mutter. „Allein ich bin im Begriff, erst einige Tage in einem Landhause zuzubringen, ehe ich meine Rückreise nach England antrete.“

Da die Reisende in dem Passe als eine Engländerin bezeichnet war, so schöpfte der Beamte nicht den geringsten Argwohn. Er ging in sein Bureau, visirte dort das Schriftstück und brachte es dann meiner Mutter mit den Worten zurück: „Wünsche eine angenehme Reise, Mylady.“

Der englische Paß war somit in bester Ordnung. Nun

handelte es sich darum, wieder in die Stadt hinein zu kommen und dies mußte nothwendiger Weise auf einem andern Wege, durch ein anderes Thor geschehen. Die Gefahr der Entdeckung der gespielten List würde sonst zu groß gewesen sein.

Zu diesem Zwecke fuhr meine Mutter ungefähr eine halbe Meile umher, in der Hoffnung, einen Kreuzweg aufzufinden, der zu einem andern Thore der Stadt führte. Ein solcher Weg wollte sich aber nirgends zeigen und es blieb ihr endlich nichts übrig, als umzukehren und durch dasselbe Thor, welches sie kaum erst passirt, wieder in die Stadt einzufahren.

Als sie sich demselben näherte, war der dienstthuende Beamte eben mit der Abfertigung eines andern Wagens beschäftigt. Augenblicklich befahl sie dem Kutscher, am Thore vorbei, einen schmalen Weg am Walle hinauf zu fahren, und so erreichte sie wenige Minuten darauf ein anderes Thor, durch welches sie in die Stadt einfuhr.

Als der Wagen am Polizeibureau hielt, fragte der Beamte:

„Woher kommen Sie, Madame?"

„Von einer Spazierfahrt."

„Wie?" rief der Beamte mit einem prüfenden Blick auf den Wagen verwundert aus, „in einem Reisewagen?"

„O," erwiederte meine Mutter so unbefangen als möglich, „ich will ihn kaufen, und da muß ich ihn doch erst probiren."

Dies genügte.

Im Besitze des vollgültigen englischen Passes konnte sie nun unbehindert mit dem toskanischen nach der Romagna abreisen, was denn auch schon am folgenden Morgen geschah. Sie nahm die Richtung über Perusia nach Foligno. Im

letztern Orte beabsichtigte sie, einen mit den nöthigen Mitteln versehenen vertraute Boten an mich abzusenden und meine, wie meines Bruders Ankunft zu erwarten, um dann mit uns die Reise nach der französischen Grenze anzutreten. —

Inzwischen hatte die Revolution in der Romagna jenen verzweifelten Punkt erreicht, wo der Tapfere, im Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit des Kampfes, nur noch sein Leben wagte, weil die Ehre ihm verbot, die Waffen niederzulegen, oder weil er den Tod des Kriegers dem traurigen Schicksale vorzog, das der siegende Feind dem Ueberwundenen bereitete. Alle Diejenigen, welche solchen ruhmvollen Impulsen nicht folgten, verhielten sich entweder völlig unthätig oder suchten in der einen oder andern Weise für ihre künftige Sicherheit zu wirken. Und die Zahl dieser konnte man ohne Uebertreibung auf mindestens ein Drittel der ganzen Insurgenten-Armee anschlagen.

Was meine eigene schwierige Lage, sowie die meines Bruders betraf, so trug die überall herrschende Verwirrung dazu bei, daß wir jetzt in geringerem Grade von dem Argwohne verfolgt wurden, den man bei unserer Ankunft in Bologna uns bezeigt hatte. Nichts desto weniger würde es äußerst gefährlich gewesen sein, wenn wir uns, gleich tausend Andern, dem Kampfe hätten entziehen wollen. Man würde uns ohne Weiteres niedergemacht und diese That offen als die verdiente Strafe des Verrathes an der Sache der Freiheit gepriesen haben. Denn der gemeine Mann erblickte in unserer Entfernung vom Commando einen so starken Beweis des Mißtrauens, daß man sich denselben nur durch den Verdacht unseres Abfalles von der Revolution zu erklären wußte.

Der Instinkt des Volkes trifft in solchen Dingen fast immer das Richtige.

Noch wurde das Mißliche unserer Lage dadurch erhöht, daß wir aller Mittel ermangelten, uns die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Wir hatten beim Beginn des Feldzuges Florenz mit nur wenigen Goldstücken in der Tasche verlassen, welche längst verschwunden waren, und seitdem hatte sich uns keine Gelegenheit zu deren Ersatz geboten. Dieser Umstand machte uns auch die Flucht aus dem Insurgenten-Heere unmöglich, an die wir bereits gedacht, aber der damit verbundenen Gefahr wegen noch nicht zu unternehmen gewagt hatten.

Und so sahen wir uns denn in die traurige Alternative versetzt, im Kampfe für eine Sache zu fallen, der wir aus Ueberzeugung nicht mehr angehörten, oder uns den Oesterreichern zu übergeben, die uns in den Tod geschickt haben würden.

Die einzige Hoffnung, welche uns übrig blieb, bestand darin, nach einem für die Insurgenten unglücklich endenden Treffen, in der allgemeinen Flucht die ersehnte Sicherheit zu finden.

Und in der That, das unerwartet rasche Vorrücken des Feindes sollte diese Hoffnung schnell erfüllen.

Bedroht durch die österreichische Armee, welche sich auf dem Marsche nach Ravenna befand, hatten die Insurgenten bereits Bologna verlassen, als eines Tages die etwa zweihundert Mann starke Abtheilung, der ich mit meinem Bruder zugetheilt war, detachirt wurde, um die Straße nach Forli vom Feinde zu säubern. Ungefähr zwei Stunden vor dieser Stadt rückte eine bedeutend größere Macht päpstlicher

Truppen heran, welche sich mit einem Haufen Straßenräuber, die aus dem Bagno kamen, vereinigt hatte, um den Insurgenten den Weg nach dem genannten Orte zu verlegen.

Mit diesem wilden Feinde wurde die Truppe, bei der ich mich befand, in einem kleinen Gehölze handgemein.

Trotz der schlechten Ausrüstung und noch schlechtern Disciplin auf Seiten der Insurgenten wurde in diesem Kampfe viel Muth bewiesen; aber die feindliche Uebermacht war zu groß, um derselben lange Stand halten zu können. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, als wir Gefahr liefen, völlig umzingelt und niedergemacht oder gefangen zu werden, erscholl der Ruf zum Rückzuge. Aber dieser war nicht mehr möglich, denn der Feind hatte uns denselben bereits abgeschnitten.

Da löste sich Alles in wilder Flucht auf.

Auf ein verabredetes Zeichen, welches ich in der allgemeinen Verwirrung meinem Bruder gab, eilten wir den Fliehenden voran und nahmen dann eine Richtung, welcher Jene nicht folgten.

Nach einer Stunde athemloser Flucht erblickten wir eine ländliche Besitzung, der wir auf gut Glück zueilten, und bald hielten wir vor einem, von einem kleinen Park umgebenen Schlosse.

Der verfolgten Richtung nach, befanden wir uns etwa eine Meile seitwärts von Forli.

Am Eingange des Parkes trafen wir auf einen Landmann, den ich nach dem Namen des Eigenthümers der Besitzung fragte. Der Name, den der Mann mir nannte, war mir völlig unbekannt. Als wir aber den Park durchschritten und uns dem Schlosse näherten, erblickte ich einen ältlichen

Herrn, dessen ich mich sogleich erinnerte. Ich hatte denselben etwa vor Jahresfrist in Baden-Baden gesehen, ohne seinen Namen im Gedächtnisse behalten zu haben.

Es war der Graf Sforza, ein in wenig glücklichen Umständen lebender Abkömmling des in der Geschichte Venedigs berühmten Franz Sforza. Der Graf war Maçon und in dieser Eigenschaft hatte ich früher seine Bekanntschaft gemacht. In dieser Beziehung gehörte der Graf zu jener Klasse von Männern, welche sich zum Maurer machen lassen, entweder um ein Verbindungsmittel zu besitzen, welches in der großen Welt und im Umgange mit derselben einigen Werth hat, oder um die Geheimnisse der Maurerei zu erfahren.

Aber diese Leute täuschen sich in der Regel. Denn wenn gleich in der Loge schlechte Gesellschaft nicht wirken kann, so ist es doch unvermeidlich, daß dergleichen Elemente in dieselbe aufgenommen werden, und der angehende Maurer muß sich daher immerhin in Acht nehmen, nicht in schlechte Verbindungen zu gerathen.

Diejenigen aber, welche um des Geheimnisses willen Maçon werden, dürften sich noch gewaltiger irren. Denn dieses Geheimniß ist seiner eigenen Natur nach unverletzlich. Darum wird und kann es der Maurer, dem es bekannt geworden, nicht verrathen. Seine Indiscretion könnte höchstens Ceremonien zur allgemeinen Kunde bringen, die für Niemand einen Werth haben. –

Der Graf erkannte mich sogleich und äußerte die lebhafteste Freude, mich zu sehen, obgleich er die Umstände beklagte, welchen er meinen Besuch zu verdanken hatte. Als ich ihn von dem Stande der Dinge in der Romagna unter-

richtet und ihm meinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, nach einer kurzen Ruhe mich auf den Weg nach Forli zu begeben, um von dort aus nach der toskanischen Grenze zu entkommen, drang er in mich, bis zum folgenden Morgen, wo er mich in seinem Wagen nach Forli bringen lassen würde, seine Gastfreundschaft anzunehmen. Nachdem er mich noch versichert hatte, während meines Verweilens im Schlosse, für meine und meines Bruders Sicherheit Sorge tragen zu wollen, nahm ich sein Anerbieten um so dankbarer an, als ich mich nicht in der Lage befand, dasselbe ohne große Selbstverleugnung abzulehnen. —

Der Graf Sforza war unverheirathet und seine ganze Umgebung bestand aus zwei Bedienten in einer ziemlich abgetragenen Livrée und einer alten Haushälterin. Die Zimmer und das Meublement des Schlosses verriethen Dürftigkeit und es zeigte sich Ueberall jene charakteristische Vernachlässigung, welche fast immer die Begleiterin entschwundenen Reichthums ist. Ich hegte daher nur geringe Erwartung, als eine Stunde nach unserer Ankunft einer der Bedienten die Meldung machte, daß das Diner angerichtet sei.

Der Graf führte mich und meinen Bruder in eine Art alterthümlichen Speisesaals und ich ward angenehm überrascht, ein zwar nicht luxuriöses, aber ganz vorzügliches, auf Silber servirtes Mahl und trefflichen Wein zu finden.

Die Unterhaltung während der Tafel drehte sich selbstverständlich um den Gang der politischen Ereignisse und deren muthmaßlichen Folgen, sowie um meinen eigenen Antheil an den stattgefundenen Kämpfen. Dabei glaubte ich aus einigen unwillkürlich hingeworfenen Bemerkungen des Grafen schließen zu müssen, daß derselbe in Wahrheit nicht

zu den Freunden der Bewegung gehöre, obgleich er sich im allgemeinen den Anschein gab, von freiheitsliebenden Ideen eingenommen zu sein. Ich meinerseits gab mich bei dieser Gelegenheit für das, wofür ich beim Beginn der Revolution gegolten hatte und wofür ich, dem Scheine nach, noch lange gelten werde.

Es war dies gleichsam meine erste Probe von jener verschlagenen, egoistischen Politik, die mir fortan zur Richtschnur dienen sollte.

Während des Desserts wurde dem Grafen ein versiegeltes Schreiben übergeben, welches, wie der Bediente sagte, soeben ein reitender Bote überbracht hatte, der auf Antwort warte.

Der Graf entschuldigte sich gegen mich, öffnete das Schreiben und zog sich damit in eine Fensternische zurück.

Ein Blick auf das Siegel des Couverts, welches auf dem Tische liegen geblieben war, überraschte und erschreckte mich zugleich. Dasselbe trug den österreichischen Doppeladler.

Mein erster Gedanke war, daß der Graf mit den feindlichen Anführern Verbindungen unterhalte; der zweite, daß ich und mein Bruder die Opfer eines schmählichen Verrathes werden könnten.

Es war nicht unbekannt, daß die Oesterreicher, wie die päpstliche Regierung, mehrere herabgekommene Grundbesitzer in der Romagna erkauft hatten, um den Häuptern der Revolution die Flucht zu erschweren, wenn nicht gar zu deren Auslieferung die Hand zu bieten.

Meine Befürchtung legte sich jedoch etwas, als der Graf, nachdem er das Schreiben gelesen, dem Bedienten sagte, daß er keine Antwort zu ertheilen habe und, als Letzterer das Zimmer verlassen hatte, gegen mich äußerte, daß man ihm

aus dem österreichischen Hauptquartier, welches sich zur Zeit in Ravenna befinde, die Zumuthung mache, für die nächsten Tage einen Transport Fourage bereit zu halten. Dann fügte er, wie in mißbilligendem Tone, hinzu:

„Weiß man denn nicht, daß ich schon seit zehn Jahren keinen Stioro Landes mehr bebauen lasse?“ —

War das Benehmen dieses Mannes nur Maske?

Ich konnte es damals nicht ergründen. Aber schon am folgenden Tage, als mein Bruder zu Forli im Sterben lag, hatte ich den Grafen im Verdachte des abscheulichsten Verbrechens. Und von diesem Verdachte habe ich mich bis heute, nachdem fünf Jahre darüber verstrichen, noch nicht trennen können. —

Wenige Minuten, nachdem der Bediente sich entfernt hatte, um dem Boten die Antwort des Grafen zu überbringen, erschien derselbe wieder mit der Meldung, daß Jener Befehl habe, den Empfang des überbrachten Schreibens sich bescheinigen zu lassen.

Der Graf, welcher diese Angelegenheit schon abgethan zu haben glaubte, ward durch diese wiederholte Anregung derselben offenbar unangenehm berührt. Mit sichtbarem Mißbehagen, das mir nicht erkünstelt zu sein schien, nahm er ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille, schrieb mit Bleistift einige Zeilen darauf und händigte sie dem Bedienten ein, welcher sich damit entfernte.

Drei Minuten später vernahm ich unter den Fenstern des Schlosses einen Reiter in vollem Trabe davon eilen.

*　　　　*

*

Die Communication in den italienischen Staaten überhaupt und in der Romagna insbesondere war im Jahre 1831, gegen die anderer Länder, noch ziemlich mangelhaft und die wichtigsten Nachrichten verbreiteten sich weit weniger schnell, als es heut zu Tage der Fall ist.

Daher kam es, daß, als meine Mutter auf ihrer Reise nach Foligno in Perusia ankam, die Einwohner dieses Ortes sich noch dem wildesten Freiheitstaumel hingaben, während die Helden dieser Freiheit, deren Namen und Thaten man feierte, bereits niedergeworfen waren oder nur noch um das nackte Leben kämpften.

Aber von Foligno, wo man geschmückt mit Cocarden und Bändern ein großes Fest zur Befreiung Italiens beging, bis Bologna und Ravenna, wo der Feind die Gefeierten dieses Festes bereits in wilder Flucht vor sich her jagte, lag eine zu große Entfernung, um schon von dem schlimmen Stande der Dinge unterrichtet sein zu können.

Selbst der Graf Pepoli, ein eifriger Patriot, welcher sich gerade in Perusia befand, um Kriegsbedarf für die Insurgenten aufzutreiben, und der meiner Mutter seine Aufwartung machte, sprach zu derselben noch über die künftige Neugestaltung Italiens als von einer bereits ausgemachten Sache.

Meine Mutter, welche sehr oft die Gelegenheit benützt hatte, um durch Besprechungen mit befähigten Generalen die Details eines Feldzuges verstehen und beurtheilen zu lernen, bemühte sich, dem Grafen durch strategische und politische Gründe zu beweisen, wie wenig Aussicht vorhanden sei, noch auf einen Sieg der Revolution zu rechnen. Zu-

gleich rieth sie demselben, die Anführer der Insurgenten-Armee, sofern es nicht schon zu spät sein sollte, darauf aufmerksam zu machen, wie äußerst wichtig es für sie sei, eine Verbindung mit dem mittelländischen Meere offen zu halten, damit sie im Stande wären, in der letzten Stunde einer allgemeinen Niederlage ihren Rückzug zu bewirken.

Der Graf war jedoch weit entfernt davon, eine ernstliche Niederlage der Insurgenten zu befürchten, und indem er dies äußerte, betrachtete er die ausgesprochenen Besorgnisse meiner Mutter als die natürlichen Folgerungen einer Frau, welcher in Sachen des Krieges jedes richtige Verständniß abging. —

Eine andere, weniger ermuthigende Physiognomie fand meine Mutter bei den Einwohnern von Foligno, als sie drei Tage darauf in dieser Stadt anlangte. Hoffnungslose Niedergeschlagenheit, bange Furcht, tiefe Trauer lag auf allen Gesichtern.

Man hatte bereits von der Intervention Oesterreichs, von dem Abzuge der republikanischen Regierung aus Bologna, von der mißlichen Lage der Insurgenten-Armee, von den Desertionen aus derselben, von ihren Verlusten in einzelnen Treffen und von der Ankunft der österreichischen Truppen in Ravenna vernommen.

Noch mehr. Man wollte bereits die Namen derjenigen Häupter der Revolution kennen, welche, theils dem Tode geweiht, theils der allgemeinen Acht verfallen waren. Auf den Kopf des Einen oder Andern derselben sollten sogar hohe Preise gesetzt sein. Zu den dem Tode Geweihten zählte man auch mich und meinen Bruder; zu den der Acht verfallenen, alle Glieder meiner Familie, vor Allem meine Mutter.

Hunderte von Spionen sollten von der päpstlichen Regierung über ganz Italien ausgesandt worden sein, um die Schuldigen aufzuspüren, und für schuldig sollte Jeder angesehen werden, welcher der Insurrection thätigen Beistand geleistet oder durch Wort, Schrift oder Handlungen sich derselben geneigt gezeigt habe.

Selbstverständlich war hiervon, wie es unter ähnlichen Umständen immer der Fall ist, Vieles übertrieben. Aber in Wahrheit war die Lage schlimm genug. Man konnte sich nicht mehr verhehlen, daß die Revolution mit hastigen Schritten dem traurigsten Ende zueilte und daß ihr auf dem Fuße ein blutiges Strafgericht folgen würde. Und dies genügte, um Alles, selbst den muthigsten ihrer Anhänger, der irgend welche Privatrücksichten zu nehmen hatte, in Schrecken zu versetzen.

Meine Mutter sandte sogleich einen des Weges kundigen Boten mit einem Briefe und den nöthigen Mitteln an mich ab, worin sie mir die Sorge für meine und meines Bruders Sicherheit an's Herz legte. Sie wünschte, daß ich sie jedenfalls benachrichtigen möchte, welchen Weg ich zu nehmen beabsichtige und sagte, daß sie vorläufig in Foligno bleiben würde, um dort meine Ankunft zu erwarten. Da ihr zur Zeit mein Aufenthalt unbekannt war, so hatte sie den Boten angewiesen, die Straße nach Ancona zu verfolgen und unterweges Nachforschungen nach mir oder meinem Bruder anzustellen.

Kaum hatte jedoch der Bote Foligno verlassen, als meine Mutter dringende Veranlassung fand, für ihre eigene Sicherheit die schleunigsten Maßregeln zu treffen. Sie hatte durch eine vertraute Person sichere Nachricht von dem Vorrücken

der Oesterreicher erhalten, und Landleute, welche in die Stadt kamen, bestätigten, daß bereits einzelne feindliche Abtheilungen die Umgegend durchstreiften, so daß dieselben jeden Augenblick in Foligno erscheinen könnten. Dazu war es längst ein öffentliches Geheimniß geworden, daß man österreichischer Seits die Absicht hatte, sich meiner Mutter zu bemächtigen, in welcher man die mächtigste Triebfeder der Revolution zu sehen glaubte. Und jetzt schien die Zeit gekommen zu sein, welche die Ausführung dieser Absicht begünstigte.

In dieser kritischen Lage beschloß meine Mutter, sich den Anschein zu geben, als ob sie Foligno eiligst und für immer verlasse, in Wahrheit aber sich nur aus der Stadt zu entfernen, um in der Umgegend für einige Tage ein Asyl zu suchen, bis der Bote, den sie an mich abgesandt hatte, zurückgekehrt sein oder ihr Nachricht gegeben haben würde.

Demgemäß verließ sie am nächsten Morgen in aller Frühe Foligno, ohne über ein bestimmtes Reiseziel schon völlig mit sich einig geworden zu sein. Um die Aufmerksamkeit der Einwohner über den Weg, welchen sie nahm, zu täuschen, hatte sie beim Verlassen des Orts eine ihren Absichten entgegengesetzte Richtnng eingeschlagen und erst nachdem sie eine Stunde gefahren war, den Wagen in einem weiten Umkreise die richtige Straße nehmen lassen. Herr von Marmold und eine Kammerfrau bildeten auf dieser Irrfahrt ihre ganze Begleitung.

Nachdem man ohne Unterbrechung mehrere Stunden Weges zurückgelegt hatte, fragte meine Mutter Herrn von Marmold plötzlich, ob er sich wohl aus früherer Zeit eines römischen Grafen, Namens Celino, erinnere, welcher vor neunzehn oder zwanzig Jahren nach Paris gekommen war, um beim

Kaiser die Begnadigung seines Vaters zu erbitten, der im Duell einen französischen Offizier getödtet hatte.

Herr von Marmold strengte lange sein Gedächtniß an, um sich einen Vorfall zu vergegenwärtigen, der ihm seiner Zeit zwar bekannt geworden, aber des geringen persönlichen Interesses wegen, welches derselbe für ihn gehabt hatte, längs in Vergessenheit gerathen war. Endlich sagte er:

„Gewiß, Madame, ich erinnere mich der Sache. Der junge Graf Celino hatte, nachdem er beim Kaiser kein Gehör gefunden, sich Ihnen zu Füßen geworfen und Sie um Ihre Protection angefleht. Sie verwandten sich beim Kaiser und der Graf erhielt die Begnadigung seines Vaters.“

„Richtig. Nun, Herr von Marmold, wir werden zum Grafen Celino fahren, der uns hoffentlich für einige Tage seine Gastfreundschaft nicht versagen wird.“

„Wie?“ fragte Herr von Marmold verwundert, „Madame wissen, wo der Graf sich aufhält?“

„Auf seinem Landsitze in der Umgegend von Foligno. Ein glücklicher Zufall hat es mir verrathen.“

„Und Madame wissen den Namen der gräflichen Besitzung?“

„Nein; doch wir werden ihn im nächsten Dorfe erfahren. Ich hätte mich in Foligno danach erkundigen können, aber das würde Aufmerksamkeit erregt haben.“ —

Nach Verlauf einer weitern Stunde langte man in einem Dorfe an, wo man Halt machte, um den Pferden eine kurze Ruhe zu gönnen. Während dessen beauftragte meine Mutter Herrn von Marmold, sich unter einem fremden Namen zum Podesta des Ortes zu begeben und über den Aufenthalt des Grafen Celino Erkundigung einzuziehen.

Herr von Marmold entledigte sich alsbald seines Auftrages und kehrte mit der befriedigenden Nachricht zurück, daß der Landsitz des Grafen nur eine kleine Meile vom Dorfe entfernt liege.

„Jetzt, Herr von Marmold,“ sagte meine Mutter, „werden wir auf unserer Huth sein müssen. Folgen Sie den Anweisungen, welche ich Ihnen je nach den Umständen an Ort und Stelle geben werde, und wir werden nichts zu befürchten haben.“

„Ich werde gehorchen, Madame.“ —

Man machte sich wieder auf den Weg und gab dem Kutscher die Richtung an, welche er zu nehmen hatte.

Bevor noch eine Stunde verstrichen war, bog man in eine breite Allée ein, an deren Ende man ein schönes Gebäude mit mehreren Terassen, im süditalienischen Style, erblickte.

Es war der Landsitz des Grafen Celino.

Wie der Podesta des Dorfes, welches man eben verlassen, dem Herrn von Marmold mitgetheilt hatte, befand sich der Graf seit dem Ausbruche der Revolution, an welcher er sich nicht betheiligt hatte, auf diesem Landsitze, entschlossen, daselbst den Ausgang der politischen Krisis abzuwarten.*)

Am Ende der Allée bildete ein hohes, eisernes Gitterthor

---

*) Die nun folgende Scene dieser Begebenheit ist im Manuscript nur kurz angedeutet und im Ganzen ziemlich unklar. Es hat uns daher nöthig geschienen, dieselbe in novellistischer Form auszuführen, ohne jedoch für deren Treue eine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

D. H.

den Eingang zum Schlosse, von dessen Fenstern man schon in weiter Entfernung jeden Ankömmling bemerken konnte.

Kaum hatte daher der Wagen vor dem Gitter Halt gemacht, als bereits ein Bedienter erschien, um sich den Namen des Besuches zu erbitten.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen," versetzte meine Mutter, „es würde einer nahen Verwandten von ihm, welche sich auf Reisen befindet, Vergnügen machen, ihn zu sehen."

Der Bediente entfernte sich.

„Jetzt, mein Lieber," flüsterte meine Mutter Herrn von Marmold zu, „wird es von dem Empfang des Grafen abhängen, unter welcher Maske wir uns hier zeigen werden."

In diesem Augenblick trat der Graf, ein schöner Mann von etwa vierzig Jahren, aus dem Portal des Schlosses und schritt auf das Gitterthor zu.

Bei seinem Anblick sagte meine Mutter zu Herrn von Marmold:

„Ich erkenne ihn wieder . . . Ich hoffe, wir werden hier gut und sicher aufgehoben sein."

Damit öffnete sie den Wagenschlag und stieg in dem Augenblicke aus, als der Graf das Thor öffnete, um an den Wagen zu treten.

Beim Anblick meiner Mutter malte sich auf dem Gesichte des Grafen Ueberraschung und Schrecken, während er unwillkürlich die Worte ausstieß:

„Um Gotteswillen! . . ."

Er hatte Diejenige wieder erkannt, welche vor zwanzig Jahre seinem Vater das Leben gerettet hatte.

Meine Mutter nahm seinen Arm und schritt mit ihm durch das Gitterthor, indem sie sagte:

„Herr Graf, ich rechne für einige Tage auf Ihre Gastfreundschaft.“

„Madame, mein Haus, mein Vermögen, ja mein Leben stehen zu Ihren Befehlen. Allein . . .“

„Nun? . . . Mein Gott, Sie zittern — und wie mir scheint, nicht vor Freude?“

„Vor Schreck, gnädigste Frau,“ sagte der Graf und blieb einen Augenblick stehen.

„Was ist's? Fürchten Sie für mich oder für sich selbst? Sei'n Sie offen, Herr Graf.“

„Für Sie, Madame.“

„O sehen Sie die Sache nicht so schlimm an!“

„Aber wenn ich Ihnen sage, gnädigste Frau, daß ich soeben eine kleine Gesellschaft bewirthe und daß unter meinen Gästen sich der Podesta von Forli und ein österreichischer Rittmeister befinden?“

„Gut; stellen Sie mich ihnen vor.“

„Aber unter welchem Namen und Titel? Mein Gott, in welche Lage sind wir gerathen!“

„Nicht doch, lieber Graf; stellen Sie mich als Ihre Cousine vor, die hundert Meilen von hier wohnt . . . Als Sie bei mir in Paris waren, dünkt mich, sprachen Sie von einer Verwandten in Chalons?“

„Gewiß. O, das ist ein glücklicher Gedanke, gnädigste Frau!“ rief der Graf erfreut aus.

„Nun, so kommen Sie . . .“

„Meine Cousine in Chalons ist eine Frau von Duval,“ sagte der Graf, mit meiner Mutter vorwärts gehend.

„Das ist ja ganz wie für mich gemacht. Ich bin also Frau von Duval aus Chalons. Doch halt! . . .“

In diesem Augenblicke erinnerte sich meine Mutter des Herrn von Marmold und sagte, indem sie sich nach dem Wagen umwandte:

„Ich habe da meinen Haushofmeister, den Herrn von Marmold, bei mir, lieber Graf, den Sie die Güte haben werden, als meinen entfernten Verwandten vorzustellen."

„Herr von Marmold — ebenfalls aus Chalons?" fragte lächelnd der Graf.

„Nein; aus Dijon."

Herr von Marmold, welcher inzwischen den Wagen verlassen hatte und voller Erwartung auf das, was sich ereignen würde, am Gitterthore stand, wurde jetzt herbei gerufen und mit wenigen Worten instruirt. Zugleich wurde der Kutscher abgefertigt und angewiesen, mit den Pferden nach Foligno zurück zu kehren. Ein Diener des Grafen wurde mit der Unterbringung der Kammerfrau, sowie des Wagens und Gepäckes beauftragt.

„Gehen wir!" sagte meine Mutter, indem sie den rechten Arm dem Grafen, den linken Herrn von Marmold reichte, und dann muthig vorwärts schritt.

„Nach dem Speisesaal, Pietro!" befahl der Graf dem Bedienten, der die Spitze der kleinen Colonne bildete.

Ohne Zweifel hatte sich hier meine Mutter auf ein kühnes Abenteuer eingelassen, dessen Folgen nicht abzusehen waren. Aber ihr Muth, ihr heller Verstand, ihre Geistesgegenwart und ihre Gewandtheit, — Eigenschaften, deren sie sich in hohem Grade bewußt war, befähigten sie, sich überall glücklich aus den bedenklichsten Situationen zu ziehen und fast immer ihren Vortheil dabei zu finden. Daher auch die sorglose Leichtigkeit, mit welcher sie zuweilen die ernstesten und

schwierigsten Dinge behandelte und die Zuversicht, mit welcher sie dabei auf den Erfolg rechnete. —

Unterdessen war die Neugier der Gäste auf den neuen Besuch des Grafen, sowie die Unruhe der Wirthin, um so mehr rege gemacht worden, als die Abwesenheit des Hausherrn unverhältnißmäßig lange gedauert hatte. Als daher die Thür aufging, richteten sich alle Blicke auf die Eintretenden.

Wie schwierig auch die Rollen waren, welche die Letztern nun zu spielen hatten, — die Nothwendigkeit auf der einen und die Dankbarkeit auf der andern Seite flößte ihnen Muth ein und gebot ihnen, die nöthige Vorsicht keinen Augenblick aus den Augen zu setzen.

„Liebe Freundin," sagte der Graf zu seiner Gattin, einer noch jungen Frau von bewunderungswürdiger Schönheit, „ich habe Dir oft von einer Cousine erzählt, die in Chalons wohnt . . ."

„Frau von Duval!" unterbrach ihn lebhaft die Gräfin, indem sie sich erhob.

„Sie selbst. Sie geht nach Rom, und da sie in Florenz vernommen, daß wir jetzt hier residiren, so hat sie die Beschwerlichkeit eines Umweges nicht gescheut, um Deine Bekanntschaft zu machen."

„Theure Cousine!" rief die Gräfin und öffnete meiner Mutter die Arme.

Herrn von Marmold stellte der Graf der Gesellschaft einfach vor als:

„Herr von Marmold aus Dijon, ein entfernter Verwandter der Frau von Duval."

Man verneigte sich.

Die Tafel, an welcher man speiste, war groß, die Gäste

saßen bequem, so daß es nicht schwer hielt, für die neu Angekommenen zwei Plätze zu finden.

Man setzte sich. —

„Sagten Sie mir nicht, lieber Cousin," redete meine Mutter den Grafen an, „daß der Herr Podesta von Forli Ihr Gast sei?"

„Ja wohl, gnädige Frau; dort jener ehrenwerthe Herr mit der Brille, rechts von der Gräfin, ist der Herr Podesta, Signor Bravado, die erste Magistratsperson von Forli."

„O, bitte, stellen Sie mich ihm doch vor!"

Der Graf hatte sich einmal auf die Comödie eingelassen, jetzt mußte er sie, wohl oder übel, durchführen. Er schritt auf den Podesta zu, der mit großem Selbstgefühl sich auf die Lehne seines Stuhles stützte.

„Herr Podesta," sagte der Graf, „meine Cousine ist von ihrer Ehrfurcht gegen die Obrigkeit so sehr durchdrungen, daß sie Ihnen gegenüber eine allgemeine Vorstellung für ungenügend hält und den Wunsch hegt, Ihnen noch besonders vorgestellt zu werden."

„Sogar officiell, mein Cousin," sagte meine Mutter mit einem Blick geheimen Einverständnisses auf den Grafen, gegen den Podesta sich tief verneigend.

„Im Allgemeinen, besonders, oder officiell," erwiederte galant der Beamte, „wie ich auch immer das Vergnügen haben möge, — die gnädige Frau werden stets willkommen sein."

„Ich nehme Ihre günstige Weissagung an, mein Herr," entgegnete meine Mutter verbindlich.

„Gnädige Frau gehen nach Rom?" fragte dann der Magistrat, um doch Etwas zu sagen.

„Ja, mein Herr, oder vielmehr ich habe die Absicht nach

Rom zu gehen. Ich fürchte nur, die Gefahren der Revolution werden mich mein Ziel schwerlich erreichen lassen."

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, wir haben keine Revolution; eine Emeute haben wir," sagte der Beamte und schien auf diese Unterscheidung ein großes Gewicht zu legen.

„Ah, man nennt das hier eine Emeute?"

„Die sogleich beendigt sein wird. Wir haben uns nur noch der Hauptanstifterin zu versichern, nachdem wir die Rädelsführer bereits zu Paaren getrieben haben."

„Wie, mein Herr Podesta? Man hat es mit einer Frau zu thun?"

„Ja, meine Gnädigste, — mit der bekannten Herzogin von St. Leu," sprach der Beamte und fügte mit großer Zuversicht hinzu: „Sie wird morgen verhaftet werden und dann ist Alles beendet."

„Was Sie sagen! Aber weshalb erst morgen? Man sollte eine so wichtige Sache nicht aufschieben."

„Wir erwarten noch autentische Nachrichten über den gegenwärtigen Aufenthalt der Herzogin," sagte der Podesta mit geheimnißvoller Wichtigkeit.

„Und was gedenken Sie mit dieser Frau anzufangen, — versteht sich, sobald Sie sich ihrer bemächtigt haben werden?"

Der Podesta nahm aus seiner goldenen Tabatière, welche neben seinem Couvert auf dem Tische stand, eine starke Priese und sagte mit großem Behagen:

„Wir werden sie hängen."

„Wie? Eine Frau?"

„Eine gefährliche, unverbesserliche Unruhstifterin, meine

Gnädige," sprach der Beamte im Tone eines Mannes, welcher von der Wahrheit seiner Worte völlig überzeugt ist. „Europa wird nicht eher Ruhe haben, als bis diese Bonaparte's allzumal von der Erde verschwunden sind."

Der Graf legte sich jetzt in's Mittel, um einer Unterhaltung ein Ende zu machen, welche eine große Geduldsprobe für ihn war. Unter einem schicklichen Vorwande führte er meine Mutter an ihren Platz zurück und es entstand nun einer jener Momente feierlichen Stillschweigens, wie sie sich nur beim Beginn eines sehnlichst erwarteten Mahles finden.

Der österreichische Rittmeister, welcher sich unter den Gästen befand, hatte sich bisher ziemlich schweigsam verhalten. Auch betheiligte er sich wenig an dem allgemeinen Gespräche der Tischgesellschaft, welches nach einer Weile in den Gang kam und das vom Grafen so geschickt geleitet wurde, daß von demselben Alles ausgeschlossen blieb, was meiner Mutter und ihm selbst hätte Verlegenheiten bereiten können.

Der Rittmeister, ein Baron von Staremberg, war ein Mann Anfangs der vierziger Jahre und von freiem, offenen Wesen. Er war zu einem unbekannten Zwecke mit der Schwadron, welche er befehligte, von Ravenna aus in die Umgegend von Foligno detachirt worden und hatte sein Quartier beim Grafen Celino genommen, während seine Schwadron in den benachbarten Dörfern zerstreut lag.

Obgleich der Rittmeister meiner Mutter vis-à-vis saß, so schien er es doch geflissentlich zu vermeiden, derselben irgend welche Aufmerksamkeit zu widmen. Dagegen ruhten seine Blicke häufig verstohlen auf ihr, sobald er sich von ihr unbeachtet glaubte. Meine Mutter, welche diese Blicke nicht sah, empfand gleichwohl dieselben, suchte aber vergebens für

diese geheime Beobachtung, in welcher sich mehr als bloße Neugier aussprach, eine Erklärung zu finden. Dieser Offizier war ihr völlig fremd, auch vermochte sie sich nicht zu erinnern, ihn schon jemals gesehen zu haben. –

Gegen das Ende der Tafel öffnete sich die Thür des Saales und einer der Bedienten des Grafen meldete, eine reitende Ordonnanz, welche soeben angekommen, verlange dem Herrn Rittmeister von Staremberg eine Depesche zu übergeben.

Der Rittmeister entschuldigte sich bei dem Grafen, sowie bei den Gästen und verließ augenblicklich den Saal. Nach Verlauf einiger Minuten kehrte er zurück und hielt zwei Schreiben in der Hand, von welchen das eine bereits erbrochen, das andere noch verschlossen war.

Das Letztere reichte er dem Podesta, indem er sagte:

„Meine Ordonnanz, Herr Podesta, hat von Forli diese Depesche für Sie mitgebracht."

Dann nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und legte das bereits erbrochene Schreiben neben sich hin.

Tiefes Stillschweigen herrschte, Aller Augen waren auf den Podesta gerichtet.

„Was giebt es denn?" rief dieser, die Adresse der Depesche betrachtend.

Dann verneigte er sich, entschuldigte sich bei dem Hausherrn, wie bei den Gästen und erbrach das Schreiben.

„Ganz, wie ich es mir gedacht habe!" sagte er, nachdem er gelesen, mit großer Befriedigung das Papier wieder zusammenfaltend.

„Giebt es Neuigkeiten, Herr Podesta?" fragte der Graf den Beamten.

Nach kurzem Schweigen und mit einem Blicke, welcher

die Gesellschaft zur höchsten Aufmerksamkeit aufzufordern schien, sprach der Angeredete in feierlichem Tone:

„Wir werden diese Nacht die Herzogin von St. Leu verhaften.“

Mit diesen Worten erhob er sich vom Tische.

„Wo wollen Sie hin, Herr Podesta?“ fragte meine Mutter, in der Hoffnung etwas Näheres zu erfahren.

„Unsere Pflicht zu thun, gnädige Frau, und Befehle zu geben, uns der Herzogin von St. Leu zu versichern, welche, wie mir diese Depesche sagt, heute Früh von Foligno abgereist ist und den Weg nach Forli genommen hat, wo sie diesen Abend eintreffen wird.“

„Thun Sie das, Herr Podesta,“ sagte meine Mutter; „ich kann Ihren Diensteifer nur loben. Aber verfahren Sie nicht zu hart mit der armen Frau.“

„Wir werden, soweit es sich mit unserer Pflicht verträgt, jede Rücksicht beobachten, die wir ihrem Geschlechte schuldig sind.“

Damit verneigte sich der Beamte, verabschiedete sich vom Grafen, sowie von der Gräfin und reichte meiner Mutter die Hand, die er galant küßte, nachdem er durch einen Blick um Erlaubniß gebeten hatte. Darauf verließ er den Saal, bestieg seinen Wagen und schlug die Richtung nach Forli ein. —

Nachdem eine halbe Stunde später die Gesellschaft sich von der Tafel erhoben hatte, bildete die bevorstehende Verhaftung der Herzogin von St. Leu den Gegenstand der Unterhaltung. —

„Glauben Sie, daß es dem Herrn Podesta gelingen wird?“ fragte der Graf den Rittmeister.

„Ich bezweifle es. Die Herzogin wird diese Nacht nicht in Forli sein.“

„Wenn sie aber heute Früh von Foligno dahin abgereist ist, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie in Forli übernachten wird,“ bemerkte meine Mutter.

„Ich glaube, sie wird diese Nacht auf dem Lande zubringen und morgen nach Foligno zurückkehren, wo sie für kurze Zeit keine Belästigung zu fürchten hat. Unsere Armee kann erst in einigen Tagen nach Foligno kommen. Unterdessen wird man die Herzogin auf dem Lande zwischen Foligno und Forli suchen. Wenn sie dann nach Pesaro geht, kann sie leicht nach Ancona entkommen und auf einem englischen Schiffe Schutz finden.“

In dieser Aeußerung des Rittmeisters, welche außer dem Grafen und meiner Mutter Niemand mit angehört hatte, glaubten diese eine geheimnißvolle Bedeutung zu finden, welche dem Charakter dieses Offiziers zur Ehre gereichte. Und diese Annahme schien um so mehr gerechtfertigt, als der Rittmeister, gleichsam als wolle er den Betheiligten Muße gönnen, sich über seine Mittheilung zu verständigen, die Unterhaltung plötzlich abbrach und unter einem schicklichen Vorwande sich entfernte.

„Er hat Sie erkannt, gnädigste Frau,“ sagte der Graf, nach kurzem Schweigen, mit gedämpfter Stimme zu meiner Mutter.

„Es unterliegt keinem Zweifel. Bei Tische war ich häufig der Gegenstand seiner Beobachtung.“

„Seine Worte enthielten eine Warnung und einen beachtungswerthen Rath.“

„Für die ich ihm dankbar bin und die ich zum Theil befolgen werde; denn ich halte ihn für einen Ehrenmann."

„Als solchen kenne ich ihn. Und wann, gnädige Frau, gedenken Sie abzureisen?"

„Morgen, lieber Graf, gehe ich nach Foligno zurück. Ich erwarte dort die Rückkehr eines Boten, den ich an meine Söhne abgesandt habe. —

*　　　*

*

Am folgenden Tage verließ meine Mutter den Landsitz des Grafen Celino und langte gegen Abend in Foligno an, wo sie in einen abgelegenen Gasthof abstieg. Der Bote, welchen sie an mich abgesandt hatte, war noch nicht zurück, auch war noch keine Nachricht von ihm eingetroffen. Während sie so über mein und meines Bruders Schicksal nicht minder wie über ihr eigenes in größter Ungewißheit schwebte, ging sie, von Besorgniß erfüllt, in ihrem Zimmer auf und ab. Die Wände waren schmutzig und von Rauch geschwärzt und hier und da waren von Reisenden Inschriften angebracht. Sie nahm einen Bleistift und schrieb ebenfalls einige Zeilen an die Wand, welche von ihrer Niedergeschlagenheit in dieser Stunde ein sprechendes Zeugniß gaben, wie von ihrer Erinnerung, welche sie um zwanzig Jahre, in jene glückliche Zeit zurück versetzte, als mein großer Oheim auf dem Gipfel seiner Macht stand. —

In dieser Lage waren noch zwei Tage verstrichen, als die nahe Ankunft der österreichischen Armee in Foligno zur Gewißheit wurde und Allen, welche von derselben zu fürchten

und bisher noch gezögert hatten, das Signal zur eiligsten Flucht gab.

Meine Mutter gedachte jetzt des ihr beim Grafen Celino von dem Herrn von Staremberg ertheilten Rathes und begab sich sogleich auf den Weg nach Pesaro, nachdem sie zuvor einer vertrauten Person Weisung hinterlassen, wohin man ihr die von mir erwarteten Nachrichten senden solle.

Es war übrigens die höchste Zeit, daß sie Foligno verließ; denn eine Stunde später war der Ort bereits von österreichischen Truppen angefüllt und ein Entkommen würde unmöglich gewesen sein.

Kaum hatte meine Mutter die erste Poststation erreicht, als sich ihrem Wagen ein Mann näherte, den sie sogleich als den von ihr entsendeten Boten erkannte. Sie ließ halten und stieg aus.

Das niedergeschlagene Aussehen des Mannes schien nichts Gutes zu weissagen.

Und in der That, derselbe überbrachte meiner Mutter die traurige Nachricht vom Tode meines Bruders, welcher Tags zuvor zu Forli verschieden war. —

Die Ursache dieses Todes ist bis heute in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben. Was sich darüber sagen läßt, bietet keinen genügenden Anhalt dar, um auf positive Thatsachen zu schließen.

Ich habe des Gefechtes bei Forli erwähnt, nach welchem ich mit meinem Bruder eine Zuflucht im Schlosse des Grafen Sforza gefunden hatte. Am Morgen nach unserer Ankunft im Schlosse hatte uns der Graf mit seinem Wagen nach dem nur eine Meile entfernten Forli bringen lassen, aber bereits auf dem Wege dahin hatte sich meines Bruders

eine Krankheit bemächtigt, deren befremdende Erscheinungen und überaus rascher Verlauf den Verdacht zu rechtfertigen schienen, daß der Arme das Opfer eines schwarzen Verbrechens geworden...

Die zweideutige Partei-Stellung des Grafen Sforza gab diesem Verdachte einen weiten Spielraum.

In Forli angelangt, verschied mein Bruder nach wenigen Stunden in meinen Armen. —

Den Schmerz und die Verzweiflung zu schildern, welche bei der Nachricht dieses Todes sich meiner Mutter bemächtigte, ist unmöglich. Es giebt Unglücksfälle, unter deren Gewicht auch der Muthigste sich beugt. Und nur darin zeichnen sich starke Seelen aus, daß sie schnell das Unabänderliche begreifen und selbst im niederdrückendsten Schmerze sich zum Kampfe mit neuen Schicksalschlägen rüsten. —

Während einer ganzen Nacht und eines ganzen Tages reiste nun meine unglückliche Mutter, um Pesaro zu erreichen, wo sie endlich am dritten Tage ankam und überwältigt von Anstrengung, Aufregung und Schmerz dahinsank, um in einer kurzen Ruhe neue Kräfte für die kommenden Ereignisse zu sammeln.

An demselben Tage langte ich selbst in Pesaro an und warf mich meiner Mutter in die Arme, der ich statt des Trostes nur neuen Kummer brachte. Denn der Feind folgte mir auf dem Fuße und ich lief jeden Augenblick Gefahr, ihm in die Hände zu fallen. Wir mußten auf die schleunigste Flucht bedacht sein. Als daher der Podesta von Pesaro, welchen die Bande der Dankbarkeit an meine Familie fesselten, uns die Anzeige machte, daß der Feind bereits nahe vor den Thoren stehe und auch die Segel seiner Schiffe sichtbar seien,

war längeres Zögern unmöglich. Gesund oder krank, lebend oder sterbend mußte man die Flucht ergreifen. Denn das Schwert des Henkers schwebte über meinem Haupte, und meine Mutter, welche inzwischen davon unterrichtet worden war, daß auf Verwendung meines Oheims Jerome bei der päpstlichen Regierung ihre persönliche Freiheit nicht mehr gefährdet sei, wollte um keinen Preis sich von mir trennen.

In aller Eile wurden die Pferde besorgt und vor den Wagen gespannt, in welchen meine Mutter gehoben werden mußte, da sie nicht gehen konnte. Ich selbst war bis zum Tode erschöpft und fühlte ein Fieber in mir brennen, welches mich im Geheimen fürchten ließ, ich werde das Schicksal meines armen Bruders theilen.

In diesem Zustande verließen wir Pesaro, erreichten beim Anbruch der Nacht Fano und am folgenden Morgen Ancona. Hier stiegen wir in einen meiner Familie angehörigen Palast ab, dessen Fenster eine weite Aussicht auf den Hafen gewährten. —

Im Hafen lagen einige wenige leichte Fahrzeuge, in welchen die flüchtigen Insurgenten möglicherweise entkommen konnten. Aber diese kleinen Fahrzeuge, welche keineswegs geeignet waren, den österreichischen Schiffen, die das adriatische Meer beherrschten, irgendwie Stand zu halten, waren auch die einzige und letzte Hoffnung Aller, welche überhaupt vom Feinde zu fürchten hatten. Denn zu Lande zu entfliehen, schien unausführbar, da man die österreichischen Linien hätte durchbrechen müssen.

Und so war die Gefahr auf's Höchste gestiegen. Der Hafen von österreichischen Schiffen blokirt, der Landweg überall von den Truppen verschlossen und alle Fremden, welche an

der Revolution sich betheiligt hatten, zum Tode verurtheilt. — Von der Amnestie, welche der österreichische General beim Eintritt in die Romagna verkündet hatte, war, unter vielen Andern, auch ich ausgenommen worden.

Dieses nun war der Augenblick, welcher die Charakterstärke und die reichen Hülfsmittel meiner Mutter auf die Probe stellte. Indem sie weit über den Umfang der Situation hinaus blickte, gelangte sie zu der Einsicht, daß, selbst wenn ihr das gefährliche Wagniß gelingen sollte, das toskanische Gebiet zu erreichen, für meine Sicherheit immerhin wenig gewonnen sein würde. Nur wenn Jemand ausfindig gemacht werden konnte, der sich bereit finden ließ, sich für mich auszugeben, konnte man an ein Entkommen denken.

Demgemäß setzte sie alle Triebfedern in Bewegung.

Zu den am meisten Compromittirten gehörte der junge Marchese Zappi, welcher fast zugleich mit mir in Pesaro angekommen war. Meine Mutter ließ ihn rufen und fragte ihn, ob er sich entschließen könne, sein Leben in ihre Hände zu legen.

Er willigte ein, und sogleich wurden die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. —

Ich habe erwähnt, daß ich mich bei meiner Abreise von Pesaro bedenklich krank gefühlt hatte. Jetzt, wo die Verzögerung eines Augenblickes ein Menschenleben galt, vermochte ich nicht mehr, mich aufrecht zu erhalten. Das Fieber warf mich nieder. Der herbei gerufene Arzt erklärte, ich würde nach der Ruhe und Pflege einer Nacht möglicherweise ohne große Gefahr am folgenden Morgen abreisen können.

Der Morgen kam — und mein Gesicht war von einem hitzigen Ausschlage bedeckt.

Ich hatte die Masern.

Aber die Zeit drängte; es mußte gehandelt werden oder ich war verloren.

Meine Mutter bestellte einen Platz auf einem im Hafen liegenden Schiffe, ließ meinen Paß von der Polizei holen und rüstete Alles wie zu meiner Abreise nach Corfu. Unsere Dienerschaft ging ab und zu zwischen unserer Wohnung und dem Fahrzeuge, welches am Abend die Anker lichten und nach Corfu segeln sollte, und täuschte auf diese Weise die allgemeine Aufmerksamkeit.

Als daher das Fahrzeug mit Einbruch der Nacht die Segel spannte und den Hafen verließ, zweifelte Niemand daran, daß ich auf demselben die Küsten Italiens verlassen hätte. In Wahrheit aber befand ich mich noch im unmittelbaren Bereiche meiner Feinde; denn während ich an den Masern danieder lag, füllte sich der Palast, den ich mit meiner Mutter bewohnte, mit dem zahlreichen Gefolge eines österreichischen Generals, welcher sich daselbst einquartirt hatte und der mich augenblicklich würde haben erschießen lassen, wenn er meine Anwesenheit nur im Entferntesten geahnt hätte.

Das Wohnzimmer des Generals war von dem, in welchem ich krank lag, nur durch eine dünne Thür getrennt und oft hörte ich, wie er in dem barschen Tone eines strengen Soldaten seinen Adjutanten Befehle ertheilte, welche die Ergreifung und Hinrichtung von Flüchtlingen zum Zwecke hatten. —

Endlich, nach acht Tagen voller Angst und Gefahr, erklärte der Arzt, daß ich ohne Besorgniß für mein Leben abreisen könne.

Wie konnte ich aber unbeachtet aus meinem Zimmer, das neben dem des Generals lag, aus dem Palaste, der von Wachen besetzt war und aus Ancona gebracht werden, das von Soldaten wimmelte?

Und dennoch mußte es geschehen, der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Während meine Mutter das Gerücht verbreiten ließ, daß sie um sieben Uhr Morgens abreisen würde, befahl sie, mit Tagesanbruch die Pferde bereit zu halten. Zugleich wurde einer ihrer Diener vorgeblich plötzlich krank und ich legte dessen Livrée an.

Der Marchese Zappi, welcher sich im Hause eines Freundes verborgen hielt, legte eine ähnliche Bedientenkleidung an und durchwachte die Nacht, um mit der ersten Morgendämmerung aufzubrechen. —

Um vier Uhr Morgens standen in einiger Entferung vom Palaste zwei Wagen bereit. Meine Mutter verließ ihr Zimmer, und nachdem sie durch einen mit schlafenden Soldaten angefüllten Saal gegangen war, stieg sie die Treppe hinab und wurde von den am Fuße derselben stehenden Schildwachen ohne Belästigung vorbei gelassen.

Zehn Minuten später fuhr sie durch die Straßen der Stadt. Ich stand hinter ihrem Wagen auf, der Marchese Zappi hinter dem ihrer Kammerfrau. Am Thore wurden die Pässe untersucht, als richtig befunden und bald sahen wir uns im freiem Felde.

Wir wünschten uns gegenseitig Glück. Aber unsere Sorgen konnten nicht so leicht verscheucht werden, denn tausend Gefahren drohten uns noch, bevor wir in Sicherheit waren. —

Nachdem meine Mutter kurze Zeit in Loretto verweilt

und in der Kirche gebetet hatte, setzten wir die Reise fort. In Macerata verließ ich während des Pferdewechsels den Wagen und trat in ein Haus, um ein Glas Limonade zu nehmen. Während ein junges Mädchen mir dasselbe reichte, legte ich die Bezahlung dafür auf den Tisch. In demselben Augenblicke erhob sich ein Mann, welcher in der Nähe saß und den ich noch nicht bemerkt hatte, nahm das Geld und reichte es mir mit den Worten zurück:

„Erlauben Sie mir, mein Prinz, keine Bezahlung anzunehmen und Sie zu bitten, so lange Sie sich noch auf italienischem Boden befinden, kein Haus zu betreten, dessen Bewohner Sie nicht kennen. Reisen Sie mit Gott!" —

Unendlich schlimmer hätte es mir in Tolentino ergehen können, wo eine Abtheilung österreichischer Truppen lag und nur das edle Benehmen des Befehlshabers mich rettete.

Irgend eine unbekannte Veranlassung hatte vor dem Gasthofe, aus welchem meine Mutter sich eine Erfrischung bringen ließ, eine Anzahl meist junger Leute versammelt. Ein schlecht gesinnter Italiener unter ihnen glaubte mich zu erkennen und theilte seine Vermuthung den Umstehenden mit. Sogleich entfernten sich einige von ihnen und kehrten bald mit einem starken Trupp Soldaten zurück, welche die Wagen umzingelten und meiner Mutter erklärten, daß sie nur ohne mich abreisen könne. Denn man habe mich erkannt und ich müsse verhaftet werden.

Meine Mutter bestand darauf, den Befehlshaber des Ortes herbei zu rufen, da sie nur dessen Befehlen Folge leisten würde. Aber die Menge wollte hiervon nichts wissen, begann zu toben und machte bereits Miene, mich gewaltsam vom Wagen zu reißen, als ein glücklicher Zufall es fügte,

daß der Commandeur der österreichischen Truppen des Weges kam und den Auflauf bemerkte. Er trat sogleich heran und fragte nach der Ursache des Tumults.

Alles schwieg. Nur Einer, jener Italiener, sagte ihm, daß man mich erkannt habe und daß ich verhaftet werden müsse.

Der General antwortete nicht, sondern begab sich an den Wagen meiner Mutter:

„Madame, ich bitte um Ihre Pässe.“

Meine Mutter zeigte einen in Ancona erhaltenen Paß, welcher in bester Ordnung war.

Nachdem der General denselben geprüft hatte, gab er ihn zurück und wandte sich dann gegen den Italiener:

„Ich bin nicht hierher beordert, um irgend Jemand gefangen zu nehmen. Uebrigens sind die Pässe der Herzogin von St. Leu vollständig in Ordnung. Entfernen Sie sich!“ Und dann sich an die Soldaten wendend, fügte er hinzu: „Soldaten, ich befehle Euch, sogleich den Platz zu säubern!“

Die Soldaten stellten sich in Reihe und Glied, fällten die Bajonnete und im Augenblick war der vor wenigen Minuten noch tobende Haufen verschwunden.

Der General hielt auf dem Platze, bis unsere Wagen den Ort verlassen hatten. —

Von Anstrengung, Kummer und Sorgen fast aufgerieben, wollte meine Mutter gleichwohl in unserer Reise nicht eher Halt machen, bis wir die letzten österreichischen Vorposten hinter uns hatten. Es ging daher in großer Eile und unter mannigfachen Gefahren bis zur toskanischen Grenze. Hier aber boten sich neue Schwierigkeiten dar.

Der Großherzog von Toskana hegte für meine Mutter

die wohlwollendsten Gesinnungen. Allein seine Regierung stand unter österreichischem Einflusse und fand sich überdies dadurch verletzt, daß ich mit meinem Bruder beim Ausbruche der Revolution ihrer Wachsamkeit entschlüpft war. Es lag daher die Vermuthung nahe, daß man mich die Grenze nicht passiren lassen würde. Zudem war ich in Toskana fast Jedermann bekannt, so daß meine Verkleidung mir keinen Schutz gewährte.

Meine Mutter beschloß daher, die Grenze bei Nacht zu überschreiten.

Aber die Minister des Großherzogs hatten unsere Ankunft vermuthet und bereits vor einigen Tagen einen besondern Commissar nach der Grenze abgesandt, um die ankommenden Reisenden auf's Strengste zu überwachen. Bei Anbruch der Nacht jedoch, in welcher wir uns der Grenze nahten, hatte der Commissar, nachdem er sich den Tag über in seinem Dienste abgemüht, in eine entfernte Villa zurück gezogen und dort zur Ruhe begaben. Als wir daher anlangten, sagte man uns, daß unsere Pässe, wegen der Abwesenheit des Commissars, nicht visirt werden könnten, wir vielmehr bis zum nächsten Morgen warten müßten.

Unsere Bestürzung war groß. Jedermann kannte mich, und jedes Wort, welches die niedern Beamten der Polizei, die unsern Wagen umstanden, mit einander welchselten, vermehrte unsere Angst.

Was war zu thun?

Nachdem wir eine Weile bestürzt dagestanden und rathlos in die Nacht hinein geschaut hatten, faßte meine Mutter einen Entschluß, welcher unsere Lage schnell zur Entscheidung bringen mußte. Sie nahm unsern Courier bei Seite, instruirte

ihn vollständig und sandte ihn mit ihrem Passe zum Commissar.

Was bisweilen als ein unglücklicher Zufall erscheint, erweis't sich nicht selten als ein unerwartetes Glück.

So war es auch hier der Fall.

Hätte der Commissar sich auf seinem Posten befunden, so würde er mich erkannt und entweder zurück gewiesen oder verhaftet haben. Er hätte sich seiner Pflicht nicht entziehen können.

Seine Abwesenheit rettete mich.

Als der an ihn abgesandte Courier ihm sagte, daß meine Mutter die Grenze zu passiren wünsche und ihm zugleich deren Paß überreichte, war es ihm lieb, einen Vorwand zu finden, einerseits in so später Stunde nicht auf seinen Posten zurückkehren zu müssen, andererseits einer unangenehmen Pflichterfüllung aus dem Wege gehen zu können. Um jedoch sich gleichsam vor sich selbst zu rechtfertigen, sagte er dem Courier:

„Wollen Sie mir schwören, daß die Frau Herzogin nicht von ihrem Sohne begleitet wird? Ich habe die bestimmtesten Befehle, ihn Toskana nicht betreten zu lassen."

„Der Sohn der Frau Herzogin von St. Leu," antwortete der Courier, „hat sich in Ancona nach Corfu eingeschifft. Daher wünscht auch die Frau Herzogin von Livorno aus, sich zu Schiffe zu ihm zu begeben. Zuvor jedoch beabsichtigt sie ungefähr vierzehn Tage in Toskana zu bleiben, um Mineralwasser zu trinken, weil sie krank ist."

Diese Auskunft, welche, soweit sie meine Abreise nach Corfu betraf, mit dem darüber in Umlauf gesetzten Gerüchte übereinstimmte, stellte den Beamten zufrieden. Er unterschrieb

den Paß und eine Viertelstunde darauf überschritten wir die Grenze. —

Jetzt wurde es nöthig, die Reise durch Toskana ohne Unterbrechung und mit der größten Beschleunigung fortzusetzen. Denn überall bekannt, war ich keinen Augenblick sicher, angehalten zu werden. Dazu kam noch der Umstand, daß die Wege von Insurgenten bedeckt waren, welchen die Flucht durch das toskanische Gebiet gestattet wurde, und gegen diese hatte ich vor Allem Grund, auf meiner Huth zu sein.

Aber gerade wenn wir in schwierigen Lagen Eile nöthig haben, scheint sich Alles zu vereinigen, um uns Hemmnisse und Widerwärtigkeiten zu bereiten.

So auch diesmal. Als wir Camoscia erreichten, ließ meine Mutter auf zwei Tage Pferde bestellen. Aber man sagte ihr, daß keine Pferde zu bekommen wären, und so blieb uns keine andere Wahl, als zu bleiben, wo wir waren. Es war bereits Abend, der Gasthof des Ortes mit Flüchtlingen angefüllt und es ließ sich kaum bezweifeln, daß man am Morgen mich entdecken und dann entweder über die Grenze zurück schicken oder den Oesterreichern überliefern würde.

Die Lage war überaus kritisch.

Meine Mutter beschloß, mit den Pferden, welche uns nach Camoscia gebracht hatten, weiter zu fahren. Aber der Eigenthümer derselben erklärte, daß er sich hierzu nicht verstehen könne, da die Thiere zu ermüdet seien und einer längern Ruhe bedürften.

Der Mann hatte Recht und wir mußten uns fügen, trotz der Gefahr, welche ich lief, vor unserer Abreise von irgend einem Flüchtling erkannt und verrathen zu werden.

Meine Mutter blieb die Nacht über in ihrem Wagen,

während ich, noch von der kaum überstandenen Krankheit angegriffen, niedergeschlagen, traurig und gleichgültig gegen das Leben, mich auf einen in der Nähe liegenden Steinhaufen warf und bis zum Morgen des ungestörtesten Schlafes genoß.

Als ich erwachte, hatten die Knechte bereits die Pferde angeschirrt, obgleich die Sonne noch nicht völlig aufgegangen war. Aber meine Mutter, von Besorgniß um mich erfüllt, hatte ihnen nicht gestattet, bis zum hellen Morgen zu verweilen.

Ich ging an einen Brunnen, erfrischte mich durch einen Trunk des schönsten Wassers und bestieg wieder den Bedientensitz hinter dem Wagen meiner Mutter.

Als die Sonne völlig aufgegangen war, fuhren wir durch das reizende Thal der Chiana und hätten um so mehr Grund gehabt, uns seines Anblickes zu erfreuen, als wir wiederum einer dringenden Gefahr entronnen waren. Aber Personen, welche flüchten, um ihr Leben zu retten, haben weder Auge noch Verständniß für das Schöne und Erhabene.

Aehnliche bedenkliche Vorfälle wie in Camoscia, ereigneten sich noch an vielen andern Orten, besonders in Pisa und Lucca. Aber nach und nach gewöhnt man sich auch an Gefahren, und so verloren denn die Ereignisse in unsern Augen viel von ihren Schrecken. Die Furcht pflegt der Gefahr stets voraus zu eilen; man zügle jene und lerne diese in der Nähe kennen, um sie zu überwinden. —

Von jetzt ab reiste meine Mutter unter einem englischen Namen mit dem englischen Passe, welchen sie sich in Florenz zu verschaffen gewußt hatte. Als wir Pietra Santa erreichten, in dessen Umgebung früher mein Bruder sich aufgehalten hatte, durften wir uns bereits als gesichert betrachten,

und in That stellte sich unserer Reise zur französischen Grenze kein Hinderniß mehr entgegen. Ich würde kaum nöthig gehabt haben, mich noch meiner Verkleidung zu bedienen.

Endlich langten wir in Cannes an, wo sechszehn Jahre früher der Kaiser sich eingeschifft hatte, als er von Elba zurückkehrte, um in fünf Tagen und ohne Heer sein verlassenes Reich wieder zu erobern. —

In dem Augenblicke, wo wir den französischen Boden betraten, hatte sich unsere Lage wesentlich geändert. Wir hatten weder die Oesterreicher, noch die päpstlichen Truppen, noch den Verrath der flüchtenden Insurgenten mehr zu fürchten. Die Verfolgung, welche uns, um Freiheit und Leben zu retten, geraume Zeit von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, von Reich zu Reich getrieben, hatte ihr Ende erreicht. Wir konnten wieder frei aufathmen und Abends unser Haupt niederlegen, ohne Furcht, daß der Morgen uns im Kerker wiederfinden würde.

Aber es gab einen Umstand, welcher unsere persönliche Sicherheit doch nicht so ganz außer Frage stellte, daß wir dieselbe mit allem Rechte hätten behaupten können . . . Wir erinnerten uns jenes von der Furcht und Rachsucht dictirten Gesetzes vom Jahre 1815, welches alle Glieder der Bonapartischen Familie aus Frankreich verbannt und ihnen die Rückkehr bei Todesstrafe verboten hatte.

Aber dieses Gesetz flößte uns für den Fall unserer Entdeckung wenig Besorgniß ein. Wir sagten uns, daß die fortgeschrittene Bildung, die ins Leben getretenen Ideen der Freiheit seine Ausführung verbieten würden. Schlimmsten Falles konnte man uns festnehmen und zwingen, das Land zu verlassen. Eine Auslieferung an unsere Feinde war nicht

denkbar; es würde dies eine Infamie gewesen sein, welche Frankreich entehrt hätte. —

Von Cannes, wo wir übernachteten, setzten wir am folgenden Morgen unsere Reise auf dem Wege nach Paris fort.

Die allgemeine Stimme in Frankreich war damals unserer Familie wenig günstig. Es war die Zeit, wo Louis Philipp es noch so sehr in seiner Gewalt hatte, Aller Augen zu blenden, die Gemüther zu fesseln und von dieser Gewalt erst anfing um seines Vortheils willen den umfassendsten Gebrauch zu machen.

Die Popularität des Bürgerkönigs stand noch in vollster Blüthe. Nur die Republikaner und Legitimisten murrten.

Meine Mutter verstand es, die Verhältnisse richtig zu würdigen. Daher vermied sie es, bei unserer Ankunft in Frankreich gewissen ermuthigenden Aufforderungen zu folgen, welche ihr auf sehr geheimnißvollem Wege zukamen und die keineswegs die Stimme der Nation waren. Sie betrachtete die Sache als eine Falle und rieth Diejenigen, welche sie ihr legten, von jedem Versuche ab. —

In Paris angelangt, machte meine Mutter dem Könige und seiner Familie ihren Besuch. Nichts konnte der Höflichkeit und der Herzlichkeit, oder vielmehr der Verstellung gleichkommen, mit welcher man sie aufnahm. Dieser alte König war das Urbild aller Heuchler. Er sprach seine aufrichtigste Theilnahme für meine Mutter aus, sowie seine große Bekümmerniß darüber, sich der grausamen Nothwendigkeit fügen und sie noch für einige Zeit fern von Frankreich halten zu müssen. Aber er versicherte sie, es solle dies in der That nur noch von kurzer Dauer sein, da er es als eine Ehrensache betrachten und sich alle Mühe geben würde,

seine Minister mit dem Gedanken zu versöhnen, daß sie sich wieder in Frankreich aufhalten dürfe. Zugleich bot er ihr Geld, Freundschaft, Gunst und alles Andere an, nur nicht, was sie wünschte. —

Der folgende Morgen war ein Sonntag und meine Mutter war zur Messe in die Kirche von St. Roche gegangen.

Ich hatte mich unterdessen angekleidet und unternahm eine kurze Promenade nach dem Boulevard des Italiens. Kaum war ich hundert Schritte auf der Straße gegangen, als ich die Bemerkung machte, daß mir Jemand folgte. Es war ein Herr, dessen Aeußeres Anstand und Bildung verrieth. Ich blieb stehen, um ihn an mir vorüber gehen zu lassen. Er blieb ebenfalls stehen und folgte mir wieder, als ich weiter ging.

Da ich für meine Sicherheit nichts zu fürchten hatte, so flößte mir die Sache zwar keine Besorgniß ein, aber sie genirte mich. Ich wandte mich daher gegen meinen Verfolger um und fragte ihn, welchem Zufalle ich das Vergnügen verdanke, ihn ununterbrochen hinter mir zu sehen.

Der Mann grüßte mich so höflich, als hätte ich ihm eine Eloge gesagt und erwiederte:

„Verzeihung, mein Herr, ich bin Agent der geheimen Polizei. Indem ich die Ehre habe, Sie zu begleiten, gehorche ich den Befehlen, welche mein Chef mir ertheilt hat.“

Erstaunt und wenig erbaut von der Aufmerksamkeit, mit welcher ich mich Seitens der Polizei beehrt sah, stand ich im Begriff, dem Beamten eine bittere Bemerkung zu machen, als ich noch zur rechten Zeit einsah, daß ich dadurch die Sache nicht verbessern würde. Ich beschloß daher, meine

Promenade aufzugeben und nach Hause zu gehen. Demgemäß sagte ich dem Beamten:

„Ich werde Sie nicht weiter bemühen, mein Herr. Da aber Ihre Begleitung mir nicht angenehm sein kann, so wird Ihnen mein Wort genügen, daß ich ohne dieselbe sogleich in mein Hôtel zurückkehren werde.“

„Ihr Wort, mein Herr,“ sagte der Agent, „würde mir vollkommen genügen, wenn ich die Ehre hätte, Sie zu kennen. Da dieses aber nicht der Fall ist . . .“

„Wie? Sie kennen mich nicht?“ fragte ich erstaunt. „Wie ist das möglich? Man hat Ihnen befohlen, mich zu beobachten, ohne Ihnen meinen Namen zu nennen?“

„Man hat mir Ihr Hôtel bezeichnet und dieses Portrait gegeben. Eines Weitern bedurfte es nicht.“

Damit öffnete der Agent sein Portefeuille und zeigte mir eine kleine Lithographie, in der ich mein wohlgetroffenes Conterfei erkannte.

Ich wußte nicht, ob ich über das Raffinement der Polizei lachen oder mich ärgern sollte. Im Grunde aber war es mir angenehm, bei diesem fatalen Vorfalle meinen Namen nicht preisgegeben zu sehen. Ich sagte dem Beamten:

„Mein Herr, ich werde nicht weiter versuchen, Sie der Erfüllung Ihrer Pflicht abwendig zu machen. Doch sagen Sie gefälligst dem Herrn Polizei-Präfekten, daß ich ihm verpflichtet bin für die meinem Namen bewiesene Rücksicht und daß ich Gelegenheit zu erhalten hoffe, mich seiner dankbar zu erinnern. Kommen Sie, mein Herr!“

Damit schritt ich in Begleitung des Agenten wieder meinem Hôtel zu, an dessen Thür sich derselbe mit einer tiefen Verbeugung von mir verabschiedete.

Eine Stunde darauf kehrte meine Mutter aus der Kirche zurück. Ich erzählte ihr mein Abenteuer, über das sie herzlich lachte und das uns, in Verbindung mit der Aufnahme, welche ihr am Tage zuvor bei Louis Philipp zu Theil geworden war, Stoff zu mancherlei Betrachtungen gab.

„Ich fürchte," sagte meine Mutter, „die Schlauheit und Heuchelei dieses Königs werden ihn lange auf dem Throne erhalten. Und doch gebe ich für die Dauer seiner Dynastie keinen Sou."

„Weshalb?" fragte ich.

„Die Mittel, durch welche er regiert, nützen sich ab. Eine schwache Brücke, die man täglich und stündlich überschreitet, wird zuletzt unhaltbar und bricht unter den Füßen Dessen zusammen, der darauf tritt. Louis Philipp wird einmal in seine eigene Schlinge fallen und dann ist es mit der Dynastie Orleans zu Ende. Ich gebe ihm nicht zwanzig Jahre — aber das ist für unsere Wünsche eine lange Zeit."

Wird diese Weissagung sich erfüllen? —

Während ich in Gedanken diese Frage an mich richtete, sah ich durch das Fenster, an welchem ich stand, einen Wagen vor unserm Hôtel vorfahren. Ein Stabsofficier stieg aus, der sich sogleich bei meiner Mutter anmelden und um eine Unterredung bitten ließ. Es war Herr von St. Arnauld, Adjutant des Kriegsministers Marschall Soult. Er wurde angenommen.

Nach einer kurzen Einleitung, wie sie die Wohlanständigkeit mit sich bringt, erklärte Herr von St. Arnauld, daß seine Mission darin bestehe, meiner Mutter die dringende Bitte an's Herz zu legen, daß es ihr gefallen möge, ihren

Aufenthalt zu Paris nicht über vierundzwanzig Stunden hinaus zu verlängern und sie Seitens des Herrn Marschalls jeder Dienstwilligkeit zu versichern, welche zur Beschleunigung ihrer Abreise beitragen könnte.

„Sagen Sie dem Herrn Marschall," antwortete meine Mutter, „daß ich seine Bitte erfüllen werde und ihm für das Anerbieten seiner schätzbaren Dienste verbunden bleibe."

Damit war die Sache abgethan und Herr von St. Arnauld empfahl sich. —

Am folgenden Morgen verließen wir Paris, übernachteten in Chantilly und langten am vierten Tage in Calais an. Die Ueberfahrt über den Canal währte kaum zwei Stunden, und ohne Aufenthalt setzten wir die Reise nach London fort, wo wir wohlbehalten eintrafen.

Jetzt empfanden wir zum ersten Male jenes wohlthuende Gefühl vollkommener Freiheit, wie man es auf dem Continent nirgends empfindet. Denn in England ist Jedermann, der Fremde wie der Einheimische, sich dieser Freiheit bewußt, welche unantastbar ist, so lange er dem Gesetze die schuldige Achtung zollt. Dies ist der einzige und wahrlich sehr geringe Tribut, welchen er zu entrichten hat. Man kommt und geht, wann und wohin man will und ist stets sicher, von Niemandem belästigt zu werden. Wenn man nur seinen Weg bezahlt, ist man überall geborgen. —

Von jeder Nothwendigkeit befreit, noch weiter auf jene Täuschungen zu sinnen, mit welchen wir uns bisher gegen die erlittenen Verfolgungen hatten schützen müssen, gaben wir uns offen für das, was wir waren. Wir fanden Ueberall ein gleich offenes und freundliches Entgegenkommen und

Nirgends im Publikum machte sich lästige Neugier oder indiscrete Zudringltchkeit geltend.

Nur das diplomatische Corps gerieth durch unsere Gegenwart in eine ungewöhnliche Bewegung und es schien, daß der Name Napoleon noch immer die Macht besaß, die ganze politische Welt in Aufregung zu bringen, obgleich Der, welcher diesen Namen furchtbar gemacht hatte, nicht mehr auf Erden war.

Aber unbekümmert um Alles dieses, lebten wir in Ruhe und Zufriedenheit und genossen die Annehmlichkeiten, welche London und seine Gesellschaft uns in reicher Fülle darboten, bis eine politische Angelegenheit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, in Folge dessen unser Aufenthalt in England nur von kurzer Dauer wurde.

Zu dieser Zeit herrschte in Belgien, welches eben erst seine Selbständigkeit errungen hatte, große Aufregung. Die in London versammelten Commissarien der fünf Mächte, welche damit beschäftigt waren, die belgischen Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen, fürchteten, daß die Bürger Brüssels mich zum Könige machen würden, selbst wenn es wider meinen Willen geschehen sollte. Und diese Furcht der Diplomaten wurde bald um so größer, als sie die Entdeckung machten, daß meine Mutter und ich damit umgingen, uns mit den Republikanern in Frankreich zu verbinden und diese geneigt schienen, einen trügerischen Vergleich mit ihren schlimmsten Feinden einzugehen, um vereint sich gegen Louis Philipp zu verschwören.

Das Wahre an der Sache war, daß man meiner Mutter bald nach ihrer Ankunft in London Anträge gemacht hatte, welche auf eine neue Revolution in Frankreich hinaus liefen.

Jacques Lafitte und Lafayette waren gewonnen worden, in Folge dessen mehrere gemäßigte Republikaner von Bedeutung nach London kamen, in der Hoffnung, den Plan einer Fusion zur Reife zu bringen. Auch mehrere Generale Louis Philipp's zeigten sich sehr geneigt ihren Herrn zu verrathen.

Das Ziel der neuen Revolution sollte die Republik sein. Aber im Geheimen war zwischen meiner Mutter und mir bereits ausgemacht worden, daß die Republik lediglich den Vorwand zur Wiederaufrichtung des Kaiserreichs abgeben solle. Ich hatte in Italien vom Republikanismus eine zu starke Lexion erhalten, um noch ferner mich seinen Illusionen hinzugeben.

Es wurde mit den nach London gekommenen Republikanern eine Besprechung verabredet, in welcher ich ihnen meinen Entschluß in der Sache mittheilen sollte. Da es mir aber als nothwendig erschien, zuvor auch einige militairische Häupter zu hören, welche sich der Revolution geneigt zeigten, diese jedoch zu einer Reise nach der englischen Hauptstadt keinen Vorwand aufzufinden vermochten, so veranlaßte ich sie, heimlich nach Ostende zu gehen, wo ich mit ihnen zusammentraf. Die Unterredung fand statt, und das Resultat derselben war, daß ich ihnen sagte:

„Sollte das französische Volk sich erheben, so würde ich kein müßiger Zuschauer bleiben; ich würde es nicht vor meinen Augen niederschießen sehen, sondern meine Stelle würde unter ihnen sein. Ich bin Republikaner, und als solcher schwöre ich Ihnen, daß ich mein Leben als das Geringste betrachte, was ich der Republik und dem französischen Volke zum Opfer bringen kann!"

Diese Worte machten auf die Republikaner einen guten

Eindruck. Ich kehrte mit den besten Hoffnungen nach London zurück, während Jene, nicht minder befriedigt, nach Paris gingen, um ihre Freunde von meinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen und für die weitere Vorbereitung des Unternehmens zu wirken.

Möglich, daß man hierbei mit nicht genugsamer Vorsicht operirte, oder daß der Plan auf andere Weise verrathen wurde — genug, die exaltirten Republikaner in Paris hatten die von ihnen nicht gebilligten Absichten ihrer gemäßigtern Gesinnungsgenossen bald entdeckt und darüber ein wildes Geschrei erhoben. Durch ihr Organ, die „Tribüne," denuncirten sie die Verschwörung mit großem Ungestüm dem Publikum. Sie wiesen durch die Geschichte der ersten Revolution auf die Treulosigkeit und den Despotismus meines großen Oheims hin, zählten die Opfer derselben auf und warnten die Nation eindringlich vor einer zweiten Täuschung durch ein Glied der bonapartischen Familie, indem sie mit grellen Farben deren herrschsüchtige und mit dem Prinzipe der Freiheit unvereinbare Umtriebe ausmalten. Endlich deuteten sie hämisch noch auf mein kürzliches Verhalten in der italienischen Revolution hin, deren Untergang sie allein meinem Verrathe zuschoben, und bewiesen, daß mein Republikanismus weiter nichts sei, als der verführerische Deckmantel eines unersättlichen Despotismus.

Die gemäßigten Republikaner, weniger gewitzigt als ihre exaltirten Gesinnungsgenossen, schrieben den Lärm, welchen diese erhoben, den schlauen Künsten Louis Philipps zu und geriethen in große Bestürzung. Mochte die Sache sich auch anders verhalten — das Geschehene war ausreichend, um die französische Regierung aufmerksam zu machen, die in der Ver-

schwörung begriffenen Republikaner abzuschrecken und den Plan einer neuen Revolution völlig zu durchkreuzen. —

Ich habe bereits gesagt, daß die in London anwesenden Diplomaten Befürchtungen hegten, die aufgeregten Belgier würden mich zum Könige machen. Unbeschreiblich groß war aber die Aufregung aller Staatsmänner, als sie die Nachricht von der Entdeckung jener beabsichtigten neuen Verschwörung erhielten, an deren Spitze zu treten ich mich erklärt hatte.

Von meinen Absichten in Verbindung mit den belgischen Angelegenheiten, hatte man in Wahrheit nichts zu besorgen. Denn ich hatte in Bezug auf dieselben nichts unternommen, was eine solche Besorgniß hätte rechtfertigen können. Dagegen war mein Antheil an dem Plane einer neuen Revolution in Frankreich kaum abzuleugnen.

Herr von Talleyrand, damals französischer Gesandter in London, hielt es für seine Pflicht, bei meiner Mutter Erkundigungen über mich und meine Absichten einzuziehen.

Bereits von dem Stande der Sache unterrichtet und somit der Hoffnung beraubt, für die nächste Zeit den verrathenen Plan mit Erfolg wieder aufnehmen zu können, stellte meine Mutter jede Betheiligung von meiner Seite in Abrede. Und um dem Gesandten einen Beweis ihrer Aufrichtigkeit zu geben, erklärte sie, daß es ihr Entschluß sei, England sogleich zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen, um dort in Ruhe zu leben und den Unzufriedenen in Frankreich jede Gelegenheit zu benehmen, den Namen ihrer Familie zu compromittiren. Zugleich ersuchte sie Herrn von Talleyrand um einen Paß, damit sie ihre Reise durch Frankreich nehmen könne.

Der Gesandte gerieth durch dieses Verlangen in große Verlegenheit. Er wollte verhüten, daß meine Mutter auf

ihrer Reise sich mit mir ebensowenig in Frankreich, wie in Belgien zeigen sollte, und gleichwohl mußte der Weg, um nach der Schweiz zu kommen, durch eins dieser Länder genommen werden, wollte man nicht einen weiten Umweg machen, zu welchem meine Mutter sich nicht verstanden haben würde. Andrerseits war dem schlauen Diplomaten daran gelegen, uns aus England zu entfernen, um unsere ferneren Verbindungen mit Frankreich zu erschweren, deren Unterhaltung von der Schweiz aus, ihm, vermöge des überwiegenden Einflusses seiner Regierung in diesem Lande, weniger gefährlich erschien.

Nach vielen Unterhandlungen bot der Gesandte meiner Mutter einen Paß unter einem falschen Namen durch das nördliche Frankreich an.

Jedoch knüpfte er daran die Bedingung, daß ich mich auf Ehrenwort verpflichte, auf dieser Reise keine der Personen zu sehen, deren Namen er mir nannte.

Diese Personen aber waren alle diejenigen Republikaner, mit welchen ich mich in Ostende über den Plan einer neuen Revolution berathen hatte. Die Herren Lafitte und Lafayette, welche zu diesen zwar nicht gehörten, waren gleichwohl mit inbegriffen.

Welche seltsame Vorsicht eines Diplomaten, dessen Schlauheit schon seit langer Zeit sprichwörtlich geworden war! Hatte Herr von Talleyrand nicht schon mehr als Einmal die Werthlosigkeit solcher und noch heiligerer Versicherungen an sich selbst erfahren?

Die Anwendung eines so sonderbaren Mittels, die Regierung Louis Philipp's vor meinen Umtrieben zu sichern, ist nur dadurch erklärbar, daß dieser alte Diplomat gewissermaßen

auf mein Gewissen speculirte, sich aber täuschte. Er ließ meinem Gewissen eine Ehre widerfahren, die es nicht mehr verdiente.

Nach vielen Vorstellungen von beiden Seiten gab ich endlich das verlangte Ehrenwort und verließ mit meiner Mutter England, um nach der Schweiz zurück zu kehren.

Am 7. August 1831 langten wir in Calais an und setzten unsere Reise über Boulogne und Chantilly durch's nördliche Frankreich fort.

Inzwischen hatten unsere Freunde in Paris Mittel gefunden, sich von dem Wege, welchen wir nahmen, zu unterrichten. Als wir daher am dritten Tage nach unserer Abreise jenseits Chantilly übernachteten, fanden wir daselbst Herrn Lafayette, welcher gekommen war, uns im Namen seiner politischen Freunde zu begrüßen und für die Zukunft Abrede mit mir zu nehmen. Ich sagte ihm, daß ich Herrn von Talleyrand mein Ehrenwort gegeben habe, ihn auf meiner Reise nicht zu sehen. Ich müsse mich daher darauf beschränken, ihm für seine Aufmerksamkeit zu danken und ihn zu bitten, mir nach meiner Ankunft in Arenenberg die Ehre seines Besuches zu schenken.

Nachdem ich auf diese Weise meiner Verpflichtung gegen Herrn von Talleyrand Genüge geleistet hatte, behielt ich Herrn Lafayette bis zum folgenden Morgen bei mir und setzte dann mit meiner Mutter die Reise nach Arenenberg fort, wo wir nach den Stürmen der letzten Monate einige Ruhe zu genießen hofften.

Am 14. August 1831 betraten wir wieder den schweizerischen Boden. —

Meine Abreise nach Strasburg.

Aus den Erlebnissen meiner Mutter, welche ich soeben geschildert habe, ergaben sich alle die Umstände, welche bis zum Jahre 1831 das Entstehen, die Entwickelung und den Charakter meiner politischen Zukunft beeinflußt hatten.

In letzterer Beziehung fallen insbesondere meine eigenen Erfahrungen schwer in's Gewicht, die ich während der kurzen, aber ereignißreichen Epoche gemacht hatte, welche zwischen dem Tage liegt, an welchem ich zuletzt Arenenberg verlassen hatte und dem, an welchem ich dahin wieder zurückgekehrt war.

Diese Epoche umfaßt den Zeitraum vom 4. November 1830 bis zum 14. August 1831. —

Meiner Mutter verdankte ich das schon früh in mir erwachte Verlangen, den Namen, welchen ich trage, mit neuem Glanze zu umgeben. Sie hatte mich gelehrt, daß der Name Napoleon dazu verpflichte, die Revolution zu begünstigen, wann und wo sie auch immer ihr Haupt erhebe. Aber das Ziel dieser Verpflichtung, die Befreiung der Völker zum Zwecke der Selbsterhebung, welches ihre große Seele mir zeigte, hatte ich bis zu meinem Eintritte in die italienische Revolution nicht mit ihr getheilt.

Ich hatte mich zu republikanischen Grundsätzen bekannt; ich war ein Vertheidiger der Menschenrechte geworden; ich hatte mit den Waffen in der Hand Cardinäle, Päpste und Könige herausgefordert; ich hatte allen Denen Beistand geleistet, welche um der Freiheit willen sich verschworen und in einen blutigen Kampf gestürzt hatten.

Und Alles dieses hatte ich gethan, von einer Idee entflammt, welche schon Tausende begeistert und in den Tod ge-

schickt hat und die noch immer Tausende begeistern und in den Tod schicken wird. Denn die Idee der Freiheit wird bestehen und ihre Opfer finden, so lange das Menschengeschlecht und seine Einrichtungen bestehen.

Aber indem ich, von dieser Idee hingerissen, Freiheit und Leben preisgegeben hatte, war ich zum Verständniß des wahren Zieles gelangt, zu welchem mein glorreicher Name und die damit verknüpften Traditionen mich verpflichteten. Ich war mir bewußt geworden, daß hinfort meine Mission nicht darin bestehe, die unterdrückten Völker zu befreien um der Völker willen, sondern darin, im Kampfe für die Völkerfreiheit das Mittel zur Selbsterhebung zu suchen . . .

Man enthusiasmire eine Nation für die Freiheit — man stelle ihr die Abhängigkeit, den Druck, die Schmach ihrer Lage vor Augen, selbst wenn jene nur eingebildet wären — man errege ihren Haß, ihre Verachtung gegen die bestehende Ordnung — man führe sie in den Kampf gegen ihre vermeintlichen Unterdrücker, — und am Tage nach dem Siege wird der eigene Führer sie ungestraft zu Sclaven machen. Freilich werden Tausende sich empören, aber man wird diese Tausende in den Tod schicken und die Ueberlebenden werden schweigen. Dann werden sich Leute finden, die den Fuß des neuen Despoten küssen, der auf ihren Nacken tritt, und noch Andere werden ihn preisen als einen Gottgesandten, der die Gesellschaft vom gewissen Untergange gerettet.

Das ist Alles. Darin besteht das große Geheimniß der wenigen Auserwählten, welche sich berufen fühlen, aus dem Staube der Niedrigkeit sich zu erheben, um einen Thron zu

besteigen, unbekümmert, ob der Weg dahin über Verrath, Blut und Leichen führt.

Und die angestammten Fürsten? Darf der kühne Parvenü auf ihre Duldung rechnen?

Er darf es.

Diese Fürsten, deren Interesse mit dem Wohlergehen ihrer Völker eng verbunden ist, werden das Bedürfniß der Ruhe empfinden. Sie werden dem Emporkömmling es nicht verzeihen, daß er es gewagt, sich in ihren Kreis einzudrängen, aber sie werden in der starken Hand, welche es verstanden, eine zur Rebellion geneigte Nation zu zügeln, ein Pfand der allgemeinen Sicherheit erblicken und das Geschehene als vollendete Thatsachen bestehen lassen. —

Mit dieser Erfahrung und mit dem durch Nichts zu beirrenden Willen, diese Erfahrung zu nützen, war ich mit meiner Mutter nach Arenenberg zurückgekehrt. Hier schaute ich von den Schweizerbergen täglich auf die reichen Ebenen Frankreichs nieder, die ich seit dem Tode meines Bruders als mein ausschließliches Erbe betrachtete, aus dem ich mich verstoßen, verbannt sah.

Mußte nicht der Anblick dieses Landes mir eine dringende Aufforderung, eine unabweisbare Mahnung sein, die Macht zu brechen, welche mich hinderte, die Scholle zu betreten, die nach göttlichem und menschlichem Rechte mein unveräußerliches Besitzthum war?

Aber wie?

Ohne Heer — ohne Verbündete — von den italienischen Fürsten in die Acht erklärt — vom Argwohne Louis Philipp's verfolgt und unbeachtet oder verschmäht von fast allen Parteien, zeigte sich mir nirgends eine Aussicht zum Handeln.

Selbst jene Verbindung mit den Republikanern in Frankreich, welche ich während meines Aufenthaltes in England zu Stande gebracht, hatte sich aufgelöst. Denn nach meiner Rückkehr in die Schweiz hatte mir Herr Lafayette anzeigen lassen, daß seine Parteigenossen den Plan einer neuen Revolution aufgegeben, weil ihnen derselbe zur Zeit als unausführbar erscheine. —

Auf diese Weise in die Nothwendigkeit versetzt, auf eine Gelegenheit zu warten, welche die Erreichung meiner Wünsche fördern könnte, beschränkte ich mich darauf, in Paris, sowie in den Provinzen, zuverlässige Agenten zu unterhalten, mit der Weisung, die geheimen Gesellschaften, welche trotz der Wachsamkeit der Regierung fast Ueberall bestanden, zu beobachten und von Zeit zu Zeit mir von ihren Bewegungen Bericht zu erstatten.

Inzwischen verwandte ich meine Muße auf politische Entwürfe, deren Ausführung ich der Zeit überließ. Auch mit literarischen Arbeiten, *) welche darauf berechnet waren, durch

---

*) Zu diesen literarischen Arbeiten gehören auch die „politischen Träumereien," welche einen Abschnitt enthalten, worin der Autor sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„O, Ihr, welche das Glück so egoistisch gemacht hat — Ihr, die Ihr niemals die Qualen der Verbannung empfunden habt, Ihr haltet es für eine Kleinigkeit, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu verbannen! Ihr solltet wissen, daß Verbannung eine ununterbrochene Marter, ein Tod ist — nicht der ruhmvolle Tod Derer, welche für ihr Vaterland sterben, auch nicht der sanftere Tod Derer, welche ihren Geist aushauchen in den Armen ihrer Lieben,

Mittheilung loyaler Ideen mir Sympathien zu gewinnen, beschäftigten mich, bis nach Verlauf von etwa drei Monaten sich ein Ereigniß zutrug, das ganz Frankreich in Aufregung versetzte und mich bewog, in dasselbe handelnd einzugreifen, obgleich dabei für meine Zwecke nur ein relativer Vortheil in Aussicht stand.

Dieses Ereigniß war der Aufstand zu Lyon, im November 1831.

Damit man sich von der Bedeutung dieses Ereignisses eine richtige Vorstellung mache, werde ich dasselbe von seinem Ursprunge an darstellen:

Während das Gesetz, welches auf Antrieb Louis Philipp's im November 1831 die Erblichkeit der Pairskammer abschaffte, in Paris alle Gemüther aufregte, glimmte in Lyon der Bürgerkrieg. Hier waren es indeß nicht politische Fragen, welche

---

— sondern daß es der allmälig auflösende Tod ist, der in langsamer, aber abschreckender Weise Stunde für Stunde an Dir nagt, bis er Dich nach namenlosen Leiden hinunter ins dunkle einsame Grab gebracht hat!"

Was würde wohl Napoleon III. dazu sagen, wenn jene Tausende geistig begabter Männer in dem brennenden Sande Lambassa's und in den pestilenzialischen Sümpfen Cayenne's, an welchen „der allmälig auflösende Tod, der in langsamer, aber abschreckender Weise Stunde für Stunde nagt, bis er sie nach namenlosen Leiden hinunter ins dunkle einsame Grab gebracht hat," — was würde, fragen wir, Napoleon III. dazu sagen, wenn alle diese Tausende ihm jene Stelle seines Buches „Stunde für Stunde" in die Ohren flüsterten? —

D. H.

die Geister in Verwirrung stürzten und die schrecklichsten Leidenschaften entflammten. Das herrschende Uebel hatte hier tiefere Wurzeln. In der Vorstadt Croix-Rousse vegetirte eine ungeheure Bevölkerung, welche das Joch einer mühseligen und für sie fast unfruchtbaren Arbeit zu Boden drückte. Es waren dies Seidenarbeiter, welche nicht blos dem Drucke des Elends erlagen, sondern auch das Opfer der ungerechtesten Verachtung wurden. Diejenigen, die sie bereicherten, betrachteten sie gleichsam wie der westindische Pflanzer seine Sclaven. Der schreckliche Tribut, den die ungesunde Wohnung und die übermäßige Arbeit in den Werkstätten von diesen Unglücklichen erhoben, lieferte der Verachtung, mit welcher man sie ansah, nur neue Waffen. Die schmachvolle Bezeichnung „Canuts," mit welcher man diese Arbeiter belegte, schloß die ganze Größe ihres Elends in sich.

Welche Gedanken mußten die Nächte dieser Paria's der modernen Civilisation ausfüllen, wenn sie bei dem glimmenden Lampenlichte, das in einem schmutzigen Loche brannte, ihre Webestühle für die friedlich schlummernden Reichen in Bewegung setzten? Gleichwohl erwuchs ihre Empörung nicht aus ihrem Willen, sondern aus dem Verhängnisse der Umstände.

Die Lyoner Fabriken waren damals, was sie noch jetzt sind. Die Seiden-Industrie beschäftigte gegen 40,000 Arbeiter. Ueber dieser Klasse, welche von einem Tage zum andern lebte, standen die der Werkstattführer, welche gegen 10,000 Mann zählen mochten. Von diesen war Jeder Besitzer von vier bis fünf Webestühlen und beschäftigte die Arbeiter, welchen er die Arbeitswerkzeuge lieferte, jedoch gegen Zurückbehaltung des halben vom Fabrikanten gezahlten Lohnes.

Die Fabrikanten, deren es etwa 800 gab, bildeten eine dritte Klasse und endlich Diejenigen, welche diesen den Rohstoff lieferten und, unter dem Namen Commissionairs, wahre Parasiten und recht eigentlich die Blutsauger der Lyoner Industrie waren, eine vierte Klasse.

Solchergestalt lasteten die Commissionairs auf die Fabrikanten, welche wieder die Werkstattführer drückten, und diese waren genöthigt, das Joch, das sie selbst trugen, in aller Schwere auf die Arbeiter niederfallen zu lassen.

Auf diese Weise hatte sich ein ununterbrochener Druck ausgebildet, in dessen Folge im Schoße der Arbeiter welche das Gewicht aller der über einander geschichteten Lasten trugen, ein geheimer Haß erwuchs, der in den Herzen gährte und sich endlich in zornigem Geschrei Luft machte.

Dennoch hatte die Elite der Lyoner Fabrikanten die Gefahr für lange Zeit beschworen. Die Arbeiter hatten sich mit dem bescheidenen Lohne begnügt, der ihnen das Leben fristete. Aber Umstände, welche mit den politischen Ereignissen des Jahres 1830 nichts gemein hatten und diesen voraus gingen, hatten den Lyoner Fabrikanten empfindlichen Schaden zugefügt. In Zürich, in Bern, in Basel waren zahlreiche Seidenwirkereien entstanden und selbst England hatte sich allmälig von dem Tribute befreit, den es der Stadt Lyon so lange bezahlt hatte.

Zu dieser ersten Ursache des Unterganges für die Arbeiter kam noch eine zweite und erheblichere.

Seit sechs Jahren hatte sich die Zahl der Lyoner Fabrikanten in starkem Verhältnisse vermehrt und zu den Wirkungen der fremden Concurrenz trat noch das Unheil einer innern, welche die äußerste Grenze erreichte. Einige wenige Fabri-

kanten fuhren fort, sich trotz der Concurrenz zu bereichern. Aber die meisten, welche ihren Gewinn schwinden sahen, ließen ihren Verlust auf die Werkstattführer fallen, welche wiederum einen Theil der sie drückenden Last den Arbeitern aufbürdeten. Im Verlaufe von wenigen Jahren fiel der Lohn eines fleißigen Arbeiters von 4 bis 6 Frs. allmälig auf 40, 30, 25 Sous und im November 1831 verdiente der Arbeiter bei der Fabrikation einfacher Stoffe nur noch 18 Sous, bei einer Arbeit von 18 Stunden täglich.

Als auf diese Weise die Arbeiter sich selbst das Brod für ihre Frauen und Kinder streitig machen sahen, stießen sie einen allgemeinen Nothschrei aus. Selbst die Lage der Werkstattführer wurde hart. Die Verminderung der Preise erlaubte ihnen nicht mehr, die Lasten hoher Miethen und die Verluste zu tragen, welche sich aus den häufigen Arbeitsferien ergaben.

Die Noth, die Klage wurde allgemein. Werkstattführer und Arbeiter vereinigten ihre Leiden, und in der Vorstadt Croix-Rousse vernahm man zunächst ein wirres, bald aber ein furchtbares Gebrause, das den Ausbruch eines mächtigen Sturmes verkündete. —

Seit einiger Zeit hatte Lyon einen Präfekten, der sich gut darauf verstand, den Volksleidenschaften zu schmeicheln und sie zu leiten. Herr Bouvier-Dumoulard gelangte bald zu der Einsicht, daß, wie die Sachen standen, man die arbeitende Bevölkerung entweder ausrotten oder ihren gerechten Forderungen Rechnung tragen müsse. Und er war zu human, um sich nicht für das Letztere zu entscheiden. Unglücklicherweise war sein Ansehen in Lyon nicht fest begründet. Er wurde von der Munizipalverwaltung nicht nachdrücklich unter-

stützt und besaß in dem Befehlshaber der militairischen Macht, dem General Roguet, einen Feind, der die Maßregeln der bürgerlichen Autorität mit großem Mißtrauen ansah. Er erblickte in den Klagen der arbeitenden Bevölkerung nur den Ausbruch einer meuterischen Unzufriedenheit und dies machte ihn wenig geneigt, die Pläne des Präfekten zu unterstützen.

Aber trotz aller Schwierigkeiten machte sich der Letztere an's Werk. Er suchte das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, indem er sich als Beschützer ihrer Interessen darstellte und setzte es durch, daß unter seiner Präsidentschaft die Handelskammer, der Rath der Werkverständigen, sowie die Maires von Lyon und den drei Vorstädten sich versammelten, um über die Grundlagen eines zwischen den Arbeitern und Fabrikanten zu vereinbarenden Tarifs zu berathen. Die Feststellung des Tarifs sollte dann durch 12 Arbeiter und 22 Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnete, erfolgen.

Nachdem zwei Conferenzen stattgefunden hatten, ohne daß man zu einem Resultate gekommen war, erklärten die Fabrikanten, daß sie durch ihr Votum ihre Collegen nicht verpflichten könnten; dagegen sollten die Abgesandten der Arbeiter ihre Zahl auf 22 bringen und alle übrigen Fabrikanten aufgefordert werden, ihre Stimmen abzugeben.

Es wurde demnach eine dritte Berathung ausgeschrieben. Unterdessen wurde aber die Krisis immer drohender. Zahlreiche Versammlungen von Arbeitern bildeten sich alle Abende auf den öffentlichen Plätzen; Volksredner durchstreiften die Gruppen, machten auf die Grausamkeit der Verzögerungen aufmerksam, mit welchen man ihre Interessen behandle und fragten, ob man, um den Arbeitern Gerechtigkeit widerfahren

zu lassen, so lange warten wolle, bis sie der Hunger selbst zur Klage unfähig gemacht haben würde. —

Der 25. October war für die definitive Erörterung des Tarifs festgesetzt worden. An diesem Tage zog eine ungeheure Menge, in guter Ordnung, schweigend von der Höhe der Vorstadt Croix-Rousse herab, wanderte durch die Stadt und bedeckte den Platz Bellecour sowie den der Präfektur. Es waren dies die hungrige Menge der Arbeiter, welche ihr Schicksal erfahren wollten. Sie blieben hier einige Zeit, ohne einen Schrei, eine Drohung ausgestoßen; sie waren völlig unbewaffnet, selbst nicht mit Stöcken versehen. Nur flatterte eine dreifarbige Fahne über ihren Köpfen und ihre Führer trugen einen kleinen Stab, um sich erkenntlich zu machen und die Disciplin aufrecht zu erhalten.

So friedlich auch diese Demonstration sein mochte, so fürchtete doch der Präfekt, daß sie zu Verleumdungen Anlaß geben könnte. Er begab sich daher unter die Arbeiter, stellte ihnen vor, daß sie nicht das Ansehen gewinnen dürften, als wollten sie den Tarif mit Gewalt erzwingen und erklärte ihnen, daß er die Berathung nicht eher eröffnen werde, als bis sie sich zurückgezogen haben würden.

Unter dem Rufe: „Es lebe der Präfekt!" begab sich die Menge gehorsam und in guter Ordnung in das Quartier Croix-Rousse zurück.

Inzwischen war die Erörterung des Tarifs vor sich gegangen. Beide Parteien, Fabrikanten und Arbeiter, erschöpften sich in der Darstellung der schreienden Mißbräuche und der Lohnverkürzungen, welche in die Fabrikation eingedrungen waren, bis man endlich zu einer Einigung gelangte. Der Tarif wurde von beiden Seiten unterzeichnet und man beauf-

tragte den Rath der Werkverständigen, die Ausführung desselben zu überwachen. Es wurde für jede Woche ein Tag festgesetzt, um an demselben die Klagen zu vernehmen, zu welchen die Unredlichkeit der Fabrikanten etwa Veranlassung geben könnte.

Dieser befriedigende Abschluß der Sache brachte eine ungemeine Bewegung hervor. Die Arbeiter jauchzten vor Freude; am Abend illuminirten sie ihre Wohnungen und gaben ihren Enthusiasmus durch Gesänge und Tänze kund, welche bis tief in die Nacht hinein dauerten. Im Uebrigen waren sie so wenig geneigt, ihren Sieg zu verfolgen, daß ihre 22 Abgeordneten ihre Entlassung einreichten; denn sie betrachteten diese große Angelegenheit als beendet. Aber Bouvier-Dumoulard forderte sie dringend auf, davon abzustehen, entweder, um dem bösen Willen der Fabrikanten eine dauernde Schranke entgegen zu setzen, oder weil er eine nahe Katastrophe fürchtete und sich in der arbeitenden Klasse eine Stütze sichern wollte.

Nun ging die Aufregung aus dem Lager der Arbeiter in das der Fabrikanten über. Unter diesen befanden sich ehrenwerthe und aufgeklärte Männer, welche über den Tarif sich freuten und ihn als einen nothwendigen Zügel gegen die Habgier der Speculanten betrachteten. Aber dies war die Gesinnung einer nur kleinen Zahl. Die Vollziehung des Tarifs war kaum bekannt geworden, als auch schon der Zorn der meisten Fabrikanten in Vorwürfen und Drohungen sich Luft machte. Sie erhitzten sich gegenseitig durch leidenschaftliche Reden, behaupteten, der Tarif sei ihnen abgezwungen worden und weigerten sich, demselben Folge zu leisten. Aber der Rath der Werkverständigen

verurtheilte sie zu Geldstrafen und die Aufregung wurde dadurch von Tag zu Tag nur um so größer.

Endlich versammelten sich 400 Fabrikanten und unterzeichneten eine Denkschrift, in welcher sie gegen den Tarif protestirten, sich über die ungerechten Anforderungen der Arbeiter beklagten, welche, wie sie behaupteten, einen übermäßigen Lohn forderten, weil sie sich an luxuriöse Bedürfnisse gewöhnt hätten.

Drohende Gerüchte verbreiteten sich nun in der Stadt; selbst der Präfekt wurde eingeschüchtert und plötzlich, am 17. November, richtete derselbe ein Schreiben an den Rath der Werkverständigen, worin er erklärte, daß der Tarif nie Gesetzeskraft gehabt, für Niemand verbindlich gewesen sei und höchstens nur als eine Ehrenabkunft zwischen Fabrikanten und Arbeiter angesehen werden könne. Andererseits verbreitete sich das Gerücht, der Handelsminister in Paris habe die Einsetzung des Tarifs, sowie das Benehmen des Präfekten in dieser Angelegenheit gemißbilligt. Zu gleicher Zeit wurden alle Mittel angewendet, um die Munizipalbehörde zu strengen Maßregeln zu bewegen. Der General Roguet drohte das Gesetz über die Zusammenrottungen zu verkünden, um ähnliche Manifestationen, wie die am 25. October, zu verhindern. Die Linientruppen blieben acht Tage lang in den Kasernen und die Hälfte der Mannschaft blieb angekleidet. Endlich wurden die Posten durch Nationalgardisten der ersten Legion, welche hauptsächlich aus Fabrikanten bestand, verstärkt.

So viel bedurfte es kaum, um die Arbeiter in Unruhe zu versetzen. Die Abweichungen vom Tarif wurden immer zahlreicher, der Rath der Werkverständigen wich von seinen

früheren Entscheidungen ab und weigerte sich endlich geradezu, die Uebertreter des festgesetzten Abkommens zu bestrafen.

In dieser verzweifelten Lage beschlossen die unglücklichen Weber, eine Woche lang alle Arbeit einzustellen. Sie beabsichtigten, während dieser Zeit sich ruhig und anständig zu verhalten und kamen überein, diejenigen Fabrikanten freundlich zu begrüßen, welche sich ehrenhaft und gerecht gegen sie bezeigt hatten.

Aber gerade diese Mäßigung mußte den Stolz ihrer Feinde erhöhen. Hochmüthige Herausforderungen ergingen an sie. Ein Fabrikant empfing eines Tages die Arbeiter, welche er zu sich beschieden hatte, um sie über ihr Benehmen zur Rede zu setzen, mit Pistolen auf dem Tische. Ein Anderer äußerte sogar: „Wenn sie kein Brod mehr im Leibe haben, werden wir ihnen Bajonnete hinein schieben."

Der Sturm, der sich näherte, war unvermeidlich. — —

Als die Sachen bis zu diesem Punkte gediehen waren, stattete mir mein Agent, den ich in Lyon unterhielt, Herr Mireau, Bericht ab. Er sandte mir eine detailirte Darstellung des Geschehenen, eine Schilderung von der Lage der politischen Parteien, von den Mitteln und der Haltung der Militairmacht und den Civilbehörden. Endlich sprach er die Ueberzeugung aus, daß ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich sei und daß es sich erst im weitern Verlaufe der Dinge zeigen könne, ob und welchen politischen Charakter dieser Conflikt annehmen werde.

Ich überlegte. Ich sagte mir, daß ein Kampf unbewaffneter Arbeiter gegen eine verhältnißmäßig ansehnliche Militairmacht nicht von langer Dauer sein könne. Auch würde die Sache ohne politische Bedeutung bleiben, sofern nicht ein

anderes Element sich hinein mische. Dieses Element aber konnten nur die Republikaner bilden, welche in Lyon stark vertreten waren. Vereinigten diese sich mit den Arbeitern, so könnte aus einem rein socialen Conflikt eine Revolution erwachsen, welche ganz geeignet sein würde, eine schnelle und furchtbare Verbreitung zu erlangen und, bei einer umsichtigen Leitung, den Sturz der Regierung Louis Philipps herbei zu führen.

Es handelte sich somit für meinen Zweck darum, diese Vereinigung zu Stande zu bringen. Glückte dies, so war für mich die Stunde gekommen, auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Wie mir Herr Mireau meldete, genoß unter den Arbeitern ein Mann Namens Lacombe, unter den Republikanern ein Herr Peclet eines großen Einflusses. Beide mußten gewonnen werden.

Ich sandte meinem Agenten sogleich durch einen Courier 20,000 Frs., um diese meine Absichten gemäß zu verwenden. Zugleich wies ich ihn an, durch discrete Geldvertheilung unter die niedern Klassen der Bevölkerung die Leidenschaften zu entflammen, um dem Kampfe, welcher bevor stand, eine größere Nahrung zu geben. Endlich forderte ich Herrn Mireau noch auf, mir von drei zu drei Stunden über den Gang der Dinge genaue Berichte nach Genf zu senden, wohin ich sofort abreiste, um dem Schauplatze der Ereignisse nahe zu sein.

Alle diese Maßregeln waren von meiner Mutter, deren bewährte Einsicht ich für ein so wichtiges Unternehmen nicht entbehren zu können glaubte, gebilligt worden, und ich verließ Arenenberg von Hoffnungen belebt, deren Verwirklichung meine höchsten Wünsche befriedigen sollten.

Aber die Stunde meines Glückes hatte noch nicht geschlagen. —

In Genf empfing ich von Herrn Mireau über die Ereignisse in Lyon pünktlich die verlangten Berichte, aus welchen sich nach und nach Folgendes ergab:

Am 20. November, einem Sonntage, sollte auf dem Platze Bellecour eine Musterung der Nationalgarde stattfinden. Diese Musterung führte alle Elemente der Zwietracht zusammen, welche in der Bevölkerung von Lyon vorhanden waren und zu welchen die Wirksamkeit meines Agenten bereits ihr Contingent gestellt hatte.

Damals trugen nicht alle Nationalgardisten von Lyon dieselbe Uniform. Ein Theil derselben und zwar die Wohlhabenden hatten sich zur Zeit der Juli-Revolution equipirt und trugen die reiche Uniform der Restauration. Die Aermern dagegen, namentlich die Werkstattführer, besaßen die einfache Uniform, wie sie durch das Gesetz über die Nationalgarde vorgeschrieben war. Diese Verschiedenheit in der Equipirung gab von Seiten der Ersteren zu beleidigenden Bemerkungen Anlaß. Die Letztern antworteten durch Drohungen, und der Pöbel schürte die Zwietracht beider Theile.

Alles schien für den folgenden Tag eine Schlacht zu verkünden. Am Abend sah man bekümmerte oder düstere, zornentbrannte Gesichter in den Straßen und man hätte glauben können, der Haß, welcher die Meisten erfüllte, liege in der Luft, welche sie einathmeten.

Bouvier-Dumoulard beabsichtigte an diesem Abend, sich in Begleitung des Maires, des Militair-Commandanten und der Anführer der Nationalgarde zum General-Roguet zu begeben, um über die zu treffenden Maßregeln Abrede zu neh

men. Aber der General war dem Präfekten nicht gewogen und weigerte sich, ihn zu empfangen.

Inzwischen wurde durch Herrn Bouvier-Dumoulard, ohne Zuziehung des Generals, in der Präfektur eine Versammluug zusammen berufen, in welcher man beschloß, die fünf Thore, welche von Lyon nach Croix-Rousse führen, mit Tagesanbruch zu besetzen. Ferner sollte ein Bataillon Nationalgarde von Croix-Rousse und 300 Mann Linientruppen sich um sechs Uhr Morgens auf dem Platze dieser Vorstadt versammeln, um Zusammenrottungen zu verhindern und endlich wurde bestimmt, daß vier Bataillone der Nationalgarde von Lyon, nebst einem Bataillon der von la Guillotiere, sich zu derselben Zeit auf den betreffenden Plätzen einfinden sollten.

Aber keine dieser Anordnungen wurde ausgeführt. Der Maire von Croix-Rousse wiegte sich in verhängnißvoller Sicherheit ein, während der General Roguet auf die ihm erstattete Anzeige von den getroffenen Maßregeln an Herrn Bouvier-Dumoulard die folgenden Zeilen richtete:

„Herr Präfekt! Es ist unnütz, mir zu schreiben und mir eine Requisition wegen der für den morgenden Tag zu ergreifenden Maßregeln zukommen zu lassen. Alles, wovon Sie sprechen, war bereits zwischen den Herren Maires von Lyon, von Croix-Rousse und mir angeordnet worden. In dieser Beziehung, sowie hinsichtlich meines festen Entschlusses, die Ruhe in Lyon aufrecht zu erhalten, können Sie unbesorgt sein.“ —

Ohne Zweifel überschätzte der General seine Stärke oder rechnete darauf, daß er im Falle eines Kampfes es nur mit einem Theile der wehrlosen Arbeiter zu thun haben würde. Denn die Garnison von Lyon belief sich nur auf etwa 3000

Mann. Sie bestand aus dem 60. Linienregiment, drei Schwadronen Dragoner, einem Bataillon des 13. Regiments und aus drei Compagnien vom Genie, nebst einiger Artillerie. Dazu kam, daß dem General die Topographie von Lyon nur sehr unvollkommen bekannt und daß er überdies krank war.

Bouvier-Dumoulard hatte daher in dringenden Worten nach Paris an den Kriegsminister geschrieben und ihm die Gefahr dargestellt. Aber dieser, durch andere Dinge in Anspruch genommen, hatte den Reklamationen des Präfekten, sowie dem Conflikte, welcher zwischen der Militair- und Civilbehörde von Lyon bestand, keine Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Unvorsichtigkeit wurde leider durch Andere als die Schuldigen gebüßt. Denn am 20. November legten sich viele schlafen, für welche diese Nacht die letzte war.

Am Montage, den 21. November um acht Uhr Morgens versammelten sich die Seidenarbeiter gegen 400 Mann stark in der Croix-Rousse. Sie waren nur mit Stöcken versehen und an ihrer Spitze stand einer ihrer Syndiken. Sie hatten keineswegs die Absicht, den Fabrikanten eine Schlacht zu liefern. Ihr Zweck war, bis zur Anerkennung des Tarifs alle Webestühle zum Stillstehen zu bringen und diejenigen ihrer Gefährten, welche noch arbeiteten, aus den Werkstätten zu entfernen.

Noch hatten sie sich nicht in Bewegung gesetzt, als etwa 50 Nationalgardisten erschienen. Der Offizier, der sie anführte, rief seinen Leuten zu: „Meine Freunde, wir müssen diese Canaille wegfegen!"

In Folge dessen fällten die Nationalgardisten die Bajonnete und rückten vor.

Nun wurden die Arbeiter erbittert. Schnell umgingen

sie das Detachement, entwaffneten die Einen und jagten die Andern in die Flucht. Jetzt wurden die Gruppen zahlreicher. Eine Menge Leute, unter welche mein Agent einiges Geld hatte vertheilen lassen und die sich durch Wein erhitzt hatten, muntern die Arbeiter durch Zurufe zur Verfolgung der Fliehenden auf. Vergebens. Die Weber schienen von keinem feindlichen Gedanken beseelt zu sein. Sie sprachen sogar ernstlich davon, die friedliche Demonstration vom 25. October zu erneuern, und in der That schickten sie sich bald an, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Sie reichten sich die Arme und begannen zu je vieren die Grande'-Cote hinab zu steigen. Aber die Grenadiere der ersten Legion, vorzüglich aus Fabrikanten bestehend, gingen der Colonne entschlossen entgegen und mehrere derselben zogen aus ihren Patrontaschen Patronen hervor, die sie vertheilten.

Ungefähr in der Mitte der Grande'-Cote stießen die beiden Haufen gegen einander; die Grenadiere gaben Feuer und acht Arbeiter sanken schwer verwundet nieder. Die Colonne der Arbeiter zieht sich sogleich in Unordnung zurück, steigt mit wüthendem Geschrei die Grande'-Cote wieder hinauf und verbreitet sich wie ein tobendes Meer in der Croix-Rousse. Augenblicklich erhebt sich hier ein ungeheurer Lärm; jedes Haus speit Kämpfer aus, welche mit Stöcken, Schaufeln, Steinen, großen Gabeln bewaffnet sind. Nur einige sehr Wenige hatten Flinten. Der Ruf: „Zu den Waffen! Man ermordet unsere Brüder!" ertönt in den Straßen und Greise, Frauen und Kinder erbauen Barrikaden.

Zwei Kanonen, welche der Nationalgarde von Croix-Rousse gehören, werden von den Arbeitern in Beschlag genommen. Darauf setzen sie sich unter Entfaltung einer

schwarzen Fahne mit der Devise: „Arbeitend leben oder kämpfend sterben!“ nach Lyon in Bewegung. —

Bouvier-Dumoulard hatte sich unterdessen nach dem Rathhause begeben, welches auf dem Platze des Terreaux, in der Nähe des Kapuziner-Viertels belegen war. Der General Roguet, welchem seine Krankheit nicht erlaubt, zu gehen, hatte sich dahin tragen lassen. Als bald darauf die Nachricht von dem Anrücken der Arbeiter eintraf, forderte der Präfekt den General etwas heftig auf, Patronen vertheilen zu lassen.

„Sie haben mir keine Befehle zu geben,“ antwortete der General, „ich weiß, was ich zu thun habe.“

Zwei Stunden später wurden die Patronen vertheilt und der Präfekt erschien mit dem General Ordonneau, welcher inzwischen in Lyon eingetroffen war, an der Spitze einer Colonne, die aus Nationalgarden und Linientruppen bestand.

Schon hatten die Arbeiter an dem hochgelegenen äußersten Ende der Grande'-Cote eine starke Barrikade errichtet. Die vom Präfekten und dem General Ordonneau befehligte Colonne erklimmte den Steg, welcher sehr steil und von Häusern besetzt ist, die sämmtlich von Arbeitern bewohnt sind. Plötzlich stürzt ein Hagel von Dachziegeln, Steinen und Kugeln auf die Colonne. Der Präfekt wird von einem Kiesel getroffen; mehrere Männer in seiner Nähe werden verwundet und die Colonne weicht zurück.

Inzwischen hatte sich die Nationalgarde von Croix-Rousse mit den Arbeitern vereinigt. Zwei Offiziere derselben verlangen mit dem Präfekten zu parlamentiren. Bouvier-Dumoulard folgt ihnen, überschreitet mit ihnen die Barrikade und begiebt sich auf den Balkon der Mairie von Croix-Rousse, um das unter demselben tumultuarisch versammelte

Volk anzureden. Seine Worte werden zwar von Zeit zu Zeit durch den Ruf: „Arbeit oder Tod!“ unterbrochen, scheinen aber im Ganzen einen besänftigenden Eindruck zu machen und zur Einstellung der Feindseligkeiten führen zu wollen.

Plötzlich läßt sich auf drei verschiedenen Punkten Gewehrfeuer hören. Die Kanonen donnern und unter den Arbeitern erhebt sich ein ungeheurer Tumult:

„Rache! Rache! Wir sind verrathen!“ tönt es mit wüthendem Geschrei von Mund zu Mund.

Eine erbitterte Bande umringt den Präfekten, entreißt ihm seinen Degen und schleppt ihn mit gezückten Messern nach einem Hause, wo er gefangen gehalten wird. Der General Ordonneau, der ihm zu Hülfe eilen will, wird ebenfalls ergriffen und zum Arbeiter Bernard geführt, um ermordet zu werden, der ihm aber das Leben rettet. —

Jetzt wurde in verschiedenen Vierteln Generalmarsch geschlagen. Die Quais, die Plätze, die Straßen füllten sich mit Nationalgardisten und Soldaten. Indeß erreichte der Kampf an diesem Tage noch nicht das Innere der Stadt.

Eine Schwadron Dragoner, durch ein Bataillon und eine Batterie Artillerie der Nationalgarde unterstützt, erklimmte unter lebhaftem Gewehrfeuer die Karmeliterstraße und stellte sich auf der Höhe auf. Aber von den Dächern der Croix-Rousse herab schossen die Arbeiter dergestalt auf die Artilleristen und Dragoner, daß der Boden sich bald mit Todten und Verwundeten bedeckte. Dieser Kampf dauerte fort, bis dem Anführer des Bataillons Nationalgarde, Herrn Prevost, ein Schreiben des Generals Ordonneau überbracht wurde, in welchem dieser das Bataillon zum Rückzuge aufforderte. Herr

Prevost, welchem die Gefangenschaft des Generals noch unbekannt war, gehorchte.

Während dieser Zeit wurde der gefangene Präfekt von Bewaffneten umringt, welche energisch in ihn drangen, Befehle zur Auslieferung von 40,000 Patronen und 500 Stück Gewehren zu unterzeichnen. Er weigerte sich, und die Aufregung, welche unter seiner Umgebung herrschte, erreichte den höchsten Grad. Man warf unter sein Fenster vier Leichname hin und rief ihm zu: „Hier sind vier Opfer! Wir müssen ein fünftes haben, um sie zu rächen!"

Diese Worte sprachen eine Gesinnung aus, welche nicht alle Arbeiter theilten. Mehrere derselben, unter ihnen auch Lacombe, einer ihrer ersten Führer, behandelten den Präfekten mit Zuvorkommenheit. Sie boten ihm sogar an, ihm zur Flucht behülflich zu sein, was er jedoch der damit verbundenen Gefahr wegen ablehnte. Gegen Ende des Tages trat er unter die Arbeiter und sprach zu ihnen:

„Hört mich! Wenn Ihr auch nur einen Augenblick glaubet, daß ich Euer Interesse verrathen habe, so behaltet mich als Geißel zurück. Weun Ihr mir aber Nichts vorzuwerfen habt, so laßt mich in mein Amt zurückkehren, wo ich für Euch wirken kann, und Ihr werdet sehen, ich werde als Euer guter Vater handeln."

Diese Worte machten Eindruck. Die Einen wollten, daß man ihm die Freiheit geben solle; Andere, welche mißtrauischer waren, wiesen eine solche Großmuth als unklug zurück. Endlich siegte die erstere Meinung und gegen acht Uhr Abends wurde der Präfekt freigelassen. Umgeben von einem großen Volkshaufen, welcher: „Es lebe der Präfekt!" rief, begab er sich nach Lyon zurück.

Im Saale des Rathhauses angelangt, fand er dort den General Roguet, dem er die Hand reichte und welcher dieses Zeichen der Versöhnung zuvorkommend erwiederte.

Inzwischen war die Anhöhe der Karmeliterstraße von den Dragonern und Artilleristen verlassen worden; nur noch in Zwischenräumen hörte man Flintenschüsse. Aber der General Ordonneau befand sich noch in der Gewalt der Insurgenten und diese wachten in der Croix-Rousse, um ein Wachtfeuer gelagert, trauerten um ihre gefallenen Brüder und sannen auf Rache für den folgenden Tag. —

Ich habe gezeigt, welche Ursachen die Arbeiter zum Aufstande getrieben. Es war keine politische Leidenschaft, welche sie bewaffnet hatte und sie ahnten im Entferntesten nicht, daß ihr Schicksal nur von einer radikalen Veränderung der Regierungsform abhängen könne. Dagegen hatten die Politiker, welche von Herrn Mireau bearbeitet wurden, hauptsächlich den Gedanken, die Gelegenheit zu benützen, um die Staatsgewalt umzustürzen. Aber sie hatten nicht zugleich die Absicht, der socialen Ordnung neue Grundlagen zu geben. Und dieses waren meist Republikaner. Daher traf es sich, daß der größte Theil derselben sich gegen die Arbeiter bewaffnete und von einer Vereinigung mit diesen, aller Vorstellungen des Herrn Mireau's ungeachtet, daß die Regierung nur durch gemeinschaftliches Handeln gestürzt werden könne, nichts hören wollten.

In diesem unbegreiflichen Irrthume der Republikaner, unter welchen sich viele Fabrikanten befanden, glaubten dieselben, es komme nur darauf an, die armen Weber nieder zu werfen, um Lyon vor einer Plünderung zu bewahren und sodann, sich der Regierung zu bemächtigen. Daher waren

gerade sie Diejenigen, welche den Kampf gegen die Arbeiter mit dem größten Nachdrucke führten.

Die Verkehrtheit dieser Ansicht wurde zwar von einigen Republikanern erkannt, aber diese Wenigen besaßen weder Energie noch Einfluß genug, um ihrer bessern Meinung Geltung zu verschaffen.

Und so kam es, daß die Verblendung derjenigen Partei, auf welche ich vorzugsweise gerechnet hatte, meinen Plan scheitern machte. Denn der Verlauf der Dinge wird zeigen, daß der Zeitpunkt, mit welchem die Republikaner ihre Waffen gegen die Regierung zu wenden gedachten, niemals erschienen war und daß sie bald aufgehört hatten, auf die Situation einen Einfluß auszuüben. —

Am folgenden Tage, Dienstag, den 22. November, sah man zwar mehrere Republikaner auf die Seite der Arbeiter übertreten; allein es waren ihrer zu wenige, um für den Gang der Sache von großem Gewicht sein zu können. Ihr Uebertritt hatte keinen andern Effekt, als daß man Männer, die durch ihre Ansichten und ihre Freundschaft eng verbunden waren, in zwei entgegengesetzten Lagern kämpfen sah. Derartige Mißverständnisse sind nur zu häufig und liefern in den Bürgerkriegen die schrecklichsten Episoden. —

Jetzt veröffentlichte der General Roguet eine Proklamation, welche in der vergangenen Nacht gedruckt worden war und zur Besänftigung der Gemüther beitragen sollte. Aber dieselbe hatte keine andere Wirkung, als daß sie die Arbeiter nur noch mehr erbitterte; sie wurde überall abgerissen und mit Füßen getreten. Die Sturmglocken wurden in Bewegung gesetzt, der Generalmarsch wirbelte durch alle Viertel und die Insurrektion begann von Neuem.

Um zwei Uhr Nachts war das 40. Regiment von Trevoux angekommen. Ein Theil desselben wurde, verbunden mit zwei Compagnien des 13. Regiments, detachirt, um die Cote des Carmelites zu erklimmen und die Anhöhe von Croix-Rousse zu erobern. Aber die Arbeiter der Straße Tholosan und der benachbarten Straßen gingen den Anrückenden wüthend entgegen und zwangen sie die Waffen zu strecken, so daß die Wege, welche von der Croix-Rousse nach Lyon führten, vollkommen frei wurden.

Hier zeigte es sich deutlich und bald stellte es sich zur Evidenz heraus, welchen kurzen Kampf es bedurft hätte, um die Staatsgewalt zu stürzen, wenn die meiner Weisung zufolge von Herrn Mireau vergeblich angestrebte Vereinigung der Republikaner mit den Arbeitern zu Stande gekommen wäre.

Meine Zeit war noch nicht gekommen! —

Jetzt stürzte sich die ungeheure Masse der Arbeiter auf die Stadt, überschwemmte sie von allen Seiten, breitete sich auf den Plätzen, in den Straßen aus und erfüllte Alles mit den in ihr tobenden Leidenschaften. Das dumpfe Getöne der Alarmglocken, der Donner der Kanonen, der Pulvergeruch, der Anblick des Blutes hatte den so leicht ansteckenden Geist der Revolution schon überall hin verbreitet. Fast in demselben Augenblicke sah man um Lyon herum die Viertel Broteaux, la Guillotiere und St. Just sich erheben.

Der General Roguet, welcher die arbeitende Bevölkerung von Broteaux verhindern wollte, auf Lyon einzustürmen, ließ am Hafen St. Clair eine Batterie auffahren. Und während nun die Kanonenkugeln über die Rhone flogen und dieses unglückliche Viertel einäscherten, unterhielten die Fabrikanten von den Fenstern der Häuser an der Rhone aus ein mör-

derisches Feuer auf Alle, welche Broteaux verließen, um nach Lyon zu eilen.

Der Kampf war jetzt allgemein geworden. Die Stadt war mit Barrikaden bedeckt und nach und nach wurden alle Posten von den Arbeitern entwaffnet. Einer der Republikaner, welcher der Leitung des Herrn Mireau gefolgt und zu den Webern übergetreten war, Herr Drigeard-Desgarnier, hatte aus seinem Magazin Jagdflinten an das Volk vertheilt. Zugleich waren drei Waffenläden gestürmt worden und selbst ein Theil der loyal gesinnten Nationalgarde war zu den Insurgenten übergegangen und hatte sie mit Patronen versehen.

Solchergestalt kämpften jetzt die Arbeiter, die den Kampf mit Stöcken begonnen hatten, nur noch mit Flinten und verrichteten Wunder der Tapferkeit. Eine Handvoll Weber wehrte im Pflanzengarten mehrere Compagnien ab, ein Haufen Frauen und Kinder erstürmte die Kaserne von Bon-Pasteur und die Truppen erhielten sich nur noch mit Mühe in der Straße de l'Annociade, welche von den Arbeitern beherrscht wurde.

Unterdessen war Lacombe, der entschlossenste und einflußreichste Führer der Arbeiter, von Herrn Mireau gewonnen worden, mit den Republikanern in Unterhandlung zu treten, — sei es, um sie zu den Arbeitern herüber zu ziehen oder sie zu veranlassen, den ferneren Kampf gegen ihre Mitbürger und Brüder aufzugeben. In beiden Fällen sollten die Insurgenten die Sache der Republikaner als die ihrige betrachten, unter der einzigen Bedingung, daß mit der zu proklamirenden Republik die socialen Interessen, um welche der Kampf begonnen worden, anerkannt und aufrecht erhalten werden sollten. Lacombe nahm es auf sich, die Arbeiter,

welche, wie schon gesagt, ein politisches Interesse nicht verfolgten, für diese Vereinbarung zu gewinnen. —

Dieser seiner Aufgabe gemäß marschirte Lacombe an der Spitze einer zahlreichen Colonne, die aus Bewohnern der Croix-Rousse und St. Georges bestand, nach der Brücke von Lafayette, welche von republikanisch gesinnten Nationalgardisten besetzt war. Als er sich aber der Brücke näherte und Parlamentairs absandte, um die beabsichtigte Unterhandlung einzuleiten, wurden diese mit Flintenschüssen empfangen. Darauf schickte er sich an, die Brücke mit Sturm zu nehmen, als man ihm plötzlich meldete, daß die Soldaten, welche in den Carmes-Dechaussées kasernirt waren, seiner Truppe in den Rücken zu fallen drohten. Sogleich änderte er seinen Plan. Er eilt nach der bezeichneten Kaserne, bemächtigt sich derselben und wendet sich dann nach dem Platze der Cölestiner, wo sich ein tumultuarischer Zusammenlauf gebildet hatte.

Hier befand sich ein unerschrockener junger Mann, der die Reihen der Republikaner verlassen hatte. Er trug die Juli-Decoration im Knopfloche und wurde von den Umstehenden mit großer Achtung behandelt. Sein Name war Perier. Als Lacombe das Ehrenzeichen des jungen Mannes, an welches sich so theure Erinnerungen knüpften, erblickte, eilte er auf ihn zu und schloß ihn enthusiastisch in seine Arme. Dann reichte er ihm einen Karabiner mit den Worten:

„Sie haben im Juli für die Sache des Volkes gekämpft; Sie werden auch jetzt für diese Sache kämpfen!"

Perier ergreift lebhaft den Karabiner, reicht einem Arbeiter die Hand und sagt:

„Ja, meine Freunde! auch heute werde ich die Sache

des Volkes verfechten; es ist die Eurige, es ist die meinige. Doch Ihr wißt, ich bin Republikaner . . . Es lebe die Republik!"

„Es lebe die Republik!" riefen einige Stimmen aus dem Volke, während die Truppe, an deren Spitze Lacombe stand, den Ruf ertönen ließ: „Es lebe die Arbeit!"

Es würde dies ohne Zweifel der geeignete Augenblick gewesen sein, wo Lacombe seine Truppe auf eine Verständigung mit den Republikanern hätte vorbereiten können. Allein der reißende Strom der Ereignisse ließ es hierzu nicht kommen; denn man hörte plötzlich rechts vom Platze ein lebhaftes Gewehrfeuer, während auf der entgegengesetzten Seite Kanonendonner ertönte. Um der Gefahr zu entgehen, von Croix-Rousse abgeschnitten zu werden, brach Lacombe mit seiner Colonne sogleich auf und verließ den Platz in der Richtung nach der Rue Neuve, um den Weg nach dem Rathhause einzuschlagen.

Mit diesem Augenblicke war jede Hoffnung verschwunden, der Insurrection einen politischen Charakter zu geben; denn der Kampf näherte sich mit schnellen Schritten seinem Ende. —

Als Lacombe mit seiner Truppe an der Ecke der Rue Neuve anlangte, sah er sich plötzlich einer starken Abtheilung der Linie gegenüber, welche auf dem Platze du Plâtre stand. Der kürzeste Weg nach dem Rathhause war durch die Straße Sirene. Aber wenn man in diese Straße eindrang, mußte ein furchtbares Blutbad entstehen.

Perier, welcher der Colonne gefolgt war, trat auf den Offizier, der die Abtheilung der Linie befehligte, zu und forderte ihn auf, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Dann

stieg er auf eine Barrikade und winkte Lacombe zu, daß die Colonne vorwärts gehen könne.

Dieselbe nahm nun den Weg durch die Rue Neuve und langte auf dem Quai de Retz an. Hier regneten Kugeln aus allen Fenstern auf sie herab und zwei Schwadronen Dragoner sprengten heran, um sie nieder zu werfen. Sie wurden mit Flintenschüssen empfangen, sodann aber trat die Colonne in der Mitte auseinander und bildete gleichsam eine Gasse, durch welche die Dragoner dahin brausten. Dieses Manöver hatte keinen andern Erfolg, als daß ein Theil derjenigen, welche den Durchgang bildeten, in Unordnung gerieth und in eine kleine, mit Bäumen bepflanzte Promenade stürzte, die durch ein Geländer vom Quai getrennt war.

Auf diesem Punkte und längs der Rhone kämpfte man mit außerordentlicher Erbitterung. Von der Brücke Morand aus schoß ein Neger fast mit jedem Schusse einen Dragoner oder Artilleristen nieder und seine Freude über diesen Erfolg machte sich in ausdrucksvollen Geberden und wildem Geschrei Luft. Hier warf ein Schuß den jungen Perier in dem Augenblicke zu Boden, wo er auf einen Nationalgardisten anlegte, der an einem Fenster stand. In demselben Moment wurde auch der einflußreichste Führer der Republikaner, Herr Peclet, von einem Arbeiter niedergestreckt, welcher, durch Herrn Mireau gewonnen, bei seinen Parteigenossen vergeblich für eine Vereinigung mit den Arbeitern gewirkt hatte. Beide wurden sterbend fortgetragen. Die Insurrection verlor in ihnen die beiden einzigen Männer, welche am geeignetsten waren, ihr diejenige politische Richtung zu geben, die meine Hoffnungen hätte realisiren können.

Ueberall erklärte sich der Sieg für die Arbeiter. Die mei-

sten Nationalgardisten, auf welche die Fabrikanten und unter ihnen die Republikaner gerechnet hatten, waren entmuthigt und entfernten sich vom Kampfplatze. Die Linientruppen setzten den Insurgenten nur noch einen schlaffen, unentschlossenen Widerstand entgegen. Es war dies das Resultat der Lehre, welche diese Soldaten in den Juli-Kämpfen erhalten hatten. Sie glaubten, daß wenn das Pariser Volk Recht gehabt habe, sich 1830 für die Aufrechthaltung einer Charte zu erheben, die ihm nichts anging, so habe das Lyoner Volk ein noch größeres Recht, sich 1831 für die Aufrechthaltung eines Tarifs zu erheben, der ihnen das Leben fristete. Daher fand auch die Sache der Arbeiter bei den Truppen eine geheime Sympathie, welche den Triumph des Aufstandes begünstigte und welche ohne den Eigensinn und Unverstand der Republikaner einen unberechenbaren Erfolg hätte haben müssen.

An diesem denkwürdigen Dienstage, den 22. November Abends, war Alles zu Ende. Die bei der Pulvermühle von Serin aufgestellte Artillerie, welche ihre Stellung den ganzen Tag über vertheidigt hatte, konnte sich nicht mehr halten. Die Kanoniere vernagelten die Geschütze, warfen eine große Masse Pulver in die Sarne und traten den Rückzug an. Bei Annäherung der Nacht waren alle übrigen Truppen zurückgedrängt und die Civil- und Militairbehörden hatten nur noch einen Punkt inne, — das Rathhaus, welches von allen Seiten umzingelt wurde.

In dieser Lage hielten der General Roguet, der Präfekt und die Repräsentanten der Municipalität Rath mit einander. Der Rückzug, wo er noch nicht stattgefunden hatte, wurde beschlossen.

Es war Mitternacht. Noch hörte man das Brausen der

empörten Stadt und auf verschiedenen Punkten sah man den Flammenschein der Wachthäuser und Zollgebäude, welche während des Kampfes angezündet worden waren.

Endlich entwarf man folgende Erklärung:

„Heute, am 22. November 1831, um Mitternacht, haben sich die unterzeichneten Behörden im Rathhause versammelt. Gegenwärtig waren: der General-Lieutenant, Oberbefehlshaber der 7. und 19. Militair-Division, Graf Roguet; de Fleury, Marechal de Camp des Genie; Vicomte von St. Geniès, Marechal de Camp, Commandant des Departements der Rhone; Duplan, General-Prokurator beim Königlichen Gerichtshofe; de Boisset, erster Adjunctus in Stellvertretung des Maire; Goos, Adjunkt der Mairie; Gauthier, Municipalrath, in Stellvertretung des Adjunctus.

In Erwägung, daß nach zwei Tagen hartnäckiger Kämpfe, in welchen leider zu viel französisches Blut vergossen worden, die Linientruppen auf das Rathhaus zurück gedrängt sind, wo sie von einer ungeheuren bewaffneten Menge eingeschlossen werden; daß diese Truppen, welche ermüdet sind, große Verluste erlitten haben, ohne Munition und Lebensmittel sich befinden, deren Herbeischaffung unmöglich ist; daß diese Truppen, gemäß der Erklärungen ihrer Anführer, nicht geneigt scheinen, einen unnützen Kampf fortzusetzen und daß mehrere wichtige Posten zu den Angreifenden übergetreten sind;

daß ferner von der Nationalgarde, welche 15,000 Mann stark ist, nur noch 100 Mann unter den Waffen stehen; daß in dieser schwierigen Lage, wie die Generäle

übereinstimmend erklären, es vergeblich sein würde, das Rathhaus zu vertheidigen; daß endlich diese verlängerte Vertheidigung nur dahin führen würde, die Angreifenden auf's Höchste zu erbittern und die Belagerten, wie die Stadt selbst, der beklagenswerthesten Katastrophe preiszugeben,

erklären dieselben einstimmig, nach reiflichen Berathungen in mehreren Sitzungen, daß das einzige Mittel, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und die Stadt vor Zerstörung zu bewahren, in der Aufhebung der Position des Rathhauses besteht, um eine vortheilhaftere außerhalb der Mauern von Lyon einzunehmen. Zugleich spricht der Rath den Wunsch aus, daß der Präfekt auf seinem Posten verbleiben möge." —

Hiermit war das Signal zum Rückzuge gegeben. Der General Roguet, welcher sehr leidend war, wurde auf sein Pferd gehoben. Die Truppen, die er commandirte, bestanden aus dem 60. und verschiedenen Bataillonen des 40. und 13. Regiments. Ihnen folgten einige Abtheilungen der Nationalgarde, welche 3 oder 4 Geschütze mit sich führten. An der Barrière von St. Clair stand ein Posten der Insurgenten. Als die Truppen sich der Barrière näherten, vor welcher sich eine Barrikade befand, pfiffen ihnen die Kugeln der Arbeiter entgegen. Der General gab Befehl, die Barrikade durch Kanonenschüsse zu zerstören. Die Kanoniere gehorchten.

Dieser Angriff rief auf's Neue eine allgemeine Bewegung hervor. Die Nacht war heiter, die Bajonnete glänzten im Mondlicht, alle Glocken läuteten und der Ruf: „Zu den Waffen!" ging wieder von Mund zu Mund. Augenblicklich waren alle Fenster mit Insurgenten besetzt.

Die Truppen mußten jetzt durch ein wohlgenährtes Feuer über zahllose Barrikaden, welche die Artillerie nicht völlig zu zerstören im Stande war, hinweg marschiren, bis sie endlich, traurig und erschöpft, in Montessuy anlangten. —

Inzwischen schwankte die im Rathhause versammelte Behörde zwischen Furcht und Unentschlossenheit. Endlich beschlossen der Präfekt und die Munizipalität, sich ebenfalls zurückzuziehen und sich in's Präfekturgebäude zu begeben, wo sie am nächsten Morgen folgende Erklärung abfaßten, welche gleichsam das Testament einer in den letzten Zügen liegenden Macht war:

„Heute am Mittwoch, den 23. November um ein Uhr Morgens, erklären und bestätigen wir Unterzeichneten, die im Präfekturgebäude versammelt sind, folgende Thatsachen:

1. daß zufolge der traurigen Ereignisse, welche am 21. und 22. d. M. in der Stadt stattgefunden haben, alle militairischen Kräfte jeder Waffengattung, die der Gensd'armerie und der Nationalgarde mit einbegriffen, unter dem Befehle des General-Lieutenants Roguet gezwungen worden sind, um Blutvergießen und die Schrecken des Bürgerkrieges zu verhüten, um 2 Uhr Morgens das Rathhaus, das Zeughaus und die Pulvermagazine, welche Stellungen sie noch besetzt hielten, zu räumen und sich aus der Stadt zurück zu ziehen;
2. daß die Unterzeichneten gleichfalls gezwungen worden sind, die Posten des Rathhauses durch die Truppen der Insurrection, die sich aller Punkte bemächtigt hatten, besetzen zu lassen;

3. daß in diesem Augenblicke die vollständigste Anarchie in der Stadt herrscht, daß die Insurrection sich aller Punkte bemächtigt hat und daß die Gesetze und die Behörden ohne Kraft sind.“ —

Die Unterzeichner dieser Erklärung hatten kaum das Rathhaus verlassen, als sich auch schon die Insurgenten daselbst einstellten. Das Volk öffnete ihnen die Thüren und einige Abenteurer, die Niemand kannte, setzten sich mit einigen Häuptern der Sektionen als provisorischer Generalstab fest.

Auf diese Weise war die Regierung von Lyon jetzt getheilt zwischen Männern, von denen die arbeitende Bevölkerung, welche gesiegt hatte, mit Ausnahme von dreien, so gut wie gar nichts wußte und welche sich eben nur nahmen, was in den Tagen des Umsturzes und der Verwirrung jedem Menschen gehört.

Die Namen dieser Männer waren: Lachapelle, Frederic, Charpentier, Perenon, Rosset, Garnier, Dervieux und Filhol.

Und was that nun diese insurrectionelle Macht, welche sich so auf's Gerathewohl installirt hatte?

Lachapelle, Frederic und Charpentier, welche als Anführer der Arbeiter gekämpft, hatten in diesem Kampfe nichts Anderes gesucht, als eine Aufrechthaltung des Tarifs.

Perenon, Rosset, Garnier, Dervieux, Filhol hatten in dem Kampfe wiederum nur eine politische Erschütterung gesehen.

Jene wollten, daß das materielle Wohl des Volkes verbessert würde; diese, daß die Monarchie der Republik weiche, ohne daß der arbeitenden Klasse dadurch dasjenige zu Gute komme, zu dessen Erreichung sie den Kampf eröffnet und mit ihrem Blute bezahlt hatten. Von dem Einflusse, den die Veränderung der Macht auf die socialen Kombinationen üben

könne, gab sich von allen diesen Männern Niemand Rechenschaft. — Perenon gehörte seinen Grundsätzen nach dem Regime an, welches 1830 zu Grunde gegangen war. Rosset war ein Greis, der sich viel in Verschwörungen bewegt, wodurch er eine gewisse fieberhafte Energie erlangt hatte, der sein Alter keinen Eintrag that. Garnier hatte gar keine politische Religion und Dervieux und Filhol waren leicht entzündbare, haltlose Geister ohne ein bestimmtes Ziel.

Herr Mireau, welcher aus diesem Stande der Dinge folgern zu müssen glaubte, daß, sofern ich mich entschließen würde, persönlich auf dem Schauplatze zu erscheinen, für meine Pläne sich noch günstige Chancen darbieten dürften, stattete mir sogleich einen umfassenden Bericht ab. Glücklicherweise hatte ich, um den Ereignissen näher und geeigneten Falls schnell bei der Hand zu sein, am vergangenen Tage Genf verlassen und mich nach Miximeaux begeben. Hier empfing ich bereits am 23. Mittags den Bericht des Herrn Mireau, an dessen Schluß derselbe mir dringend rieth, die meinen Absichten sich darbietende Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen.

Nun galt es einen schnellen Entschluß zu fassen. Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, das Unternehmen zu bestehen. Nur kam die Frage dabei in Betracht, ob nach einem Zeitraume von sechs Stunden, dessen ich bedurfte, um nach Lyon zu kommen, die Sachen daselbst sich noch in einer Lage befinden würden, aus welcher ich durch mein Erscheinen würde Nutzen ziehen können.

Um diese Frage zu entscheiden, hätte ich allwissend sein müssen. Es war Sache des Glücks, welchen Gang die Dinge während dieser sechs Stunden nehmen würden.

Und ich vertraute dem Glücke.

Ich nahm Courierpferde und reiste unter fremden Namen mit einem Passe, den Herr Mireau mir nach Miximeaux gesandt hatte, nach Lyon ab.

So kurz diese Reise auch war, so war dieselbe doch mit ernsten Gefahren verknüpft. Ich konnte erkannt werden und ich würde dann in eine schlimme Lage gerathen sein. Denn ich war aus Frankreich verbannt und die politische Situation hätte über den Zweck meiner Reise Niemand in Zweifel lassen können. Auch wurde mein Incognito nicht durch die Verwirrung begünstigt, welche in Lyon herrschte. Denn diese erstreckte sich nicht auch auf die Umgegend, wo vielmehr die Gesetze und die Behörden noch in voller Wirksamkeit bestanden.

Indessen erreichte ich ungefährdet Miribel, von wo ich nur noch einer halben Stunde bedurfte, um am Ziele meiner Reise zu sein. Aber in diesem Orte sagte man mir, daß es schwierig sein würde, durch die Postenkette zu kommen, welche der General Roguet vorgeschoben hatte, um den Zudrang des Landvolkes nach Lyon zu verhindern. Dies nöthigte mich, einen Umweg von einer Stunde zu machen, bis ich endlich Angesichts der Stadt meinen Wagen verließ, einen Theil der Mauer umging nnd Abends um sieben Uhr ungehindert die Barrière von St. Clair passirte.

Obgleich in Lyon bekannt, war es mir doch nichts Leichtes, inmitten der Zerstörung und Verwirrung, welche in den Straßen, auf den Plätzen, auf den Quais, kurz, überall herrschte, mich zurecht zu finden, um die Wohnung des Herrn Mireau aufzusuchen.

Hier über aufgerissenes Straßenpflaster, dort über Stein- und Schutthaufen dahin wandernd, dann wieder eine Barri-

kade übersteigend oder einen Graben überspringend, stieß ich endlich auf einen Knaben, der mich unangefochten an's Ziel führte.

Ich fand Herrn Mireau nicht zu Hause; indeß sagte mir seine Frau, welche ich antraf, daß sie seine Rückkehr erwarte und er nicht lange ausbleiben würde.

Ich wartete. —

Was hatten unterdessen jene Männer gethan, in deren Hände das Glück am Morgen dieses Tages das Schicksal der Insurrection gelegt hatte?

Und wie hatte das Volk von Lyon sich während dieser Zeit verhalten?

Das Volk, für welches der Gehorsam das stärkste Bedürfniß ist, wurde von Betäubung befallen, als es sich so plötzlich ohne Herrn sah. Es empfand Furcht vor seiner Herrschaft und seine Gedanken waren jetzt nur darauf gerichtet, diejenigen, die es eben erst gestürzt hatte, wieder zu erheben, um ihnen die Macht, mit der es nichts anzufangen wußte, die Gewalt, die es nicht tragen konnte, zurück zu geben.

Daher fand Herr Boisset, der Adjunctus des Maire, nicht das geringste Hinderniß, schon nach wenigen Stunden in's Rathhaus zurück zu kehren. Herr Gautier und der Central-Commissarius, Herr Prat, folgten ihm ebenfalls bald. Auch Herr Bouvier-Dumoulard sah ein, daß es kein besseres Mittel gebe, die Ordnung wieder herzustellen und den Arbeitern die Früchte ihres Sieges zu entreißen, als die Arbeiter selbst dazu zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke ließ er Lacombe rufen, der ihm vermöge seines Einflusses als der Geeignetste erschien, auf diejenigen zu wirken, die er zum Siege geführt hatte.

In dem Augenblicke, wo der Abgesandte des Präfekten sich bei Lacombe einfand, stand dieser an der Spitze einer Bande bewaffneter Männer und belagerte die Posten des Zeughauses, welche sich noch nicht zurückgezogen hatten. Er antwortete dem Boten, er würde sich nach der Einnahme des Zeughauses in die Präfektur begeben. Und er hielt Wort.

Bouvier-Dumoulard empfing diesen Anführer der Insurgenten mit vielen Zeichen der Achtung und des Vertrauens. Er schmeichelte seiner Eitelkeit und es wurde ihm nicht schwer, den Einfluß zu gewinnen, dessen er für seine Zwecke bedurfte. Eine an Gehorsam gewöhnte Seele wird durch den Zauber der Gewalt leicht gefangen.

Lacombe wurde vom Präfekten zum Gouverneur des Rathhauses ernannt, und trunken von seiner Größe begab Jener sich dorthin, — nicht um die Früchte seines Sieges zu wahren, sondern um die Insurrection zu zügeln und zu beendigen.

Von Seiten Lachapelle's, Frederic's und Charpentier's war in letzterer Beziehung kein erheblicher Widerstand zu befürchten. Aber Perenon und Garnier waren keineswegs geneigt, die Macht, welche sie dem Zufalle verdankten, aus den Händen zu geben. Unter Zustimmung Rosset's, Dervieux' und Filhol's veröffentlichten sie eine sehr heftige Proklamation, welche nicht etwa die Ansichten des Volkes oder der Republikaner aussprach, sondern das volle Gepräge der legitimistischen Grundsätze Filhol's trug.

Diese Proklamation wurde an allen Ecken der Stadt angeschlagen. Und um derselben den Arbeitern gegenüber mehr Gewicht zu geben, hatten die Verfasser kein Bedenken getragen, die den Insurgenten bekannten Namen: Lacombe, Lachapelle, Frederic und Charpentier darunter zu setzen.

Inzwischen hatte sich auch Rosset zu Bouvier-Dumoulard begeben, um von ihm mit der ausübenden Gewalt beauftragt zu werden. Aber der Präfekt hatte sich bereits mit dem einflußreicheren Lacombe verständigt; er hatte die Natur dieser ungebildeten Geister geprüft und wußte schon, wie weit bei einer lange geknechteten Klasse die Betäubung und Verwirrung eines unverhofften Sieges gehen könne.

Er antwortete daher Rosset mit Festigkeit, indem er ihn abwies.

Indeß drohten der Macht des Präfekten bald ernstere Gefahren.

Männer mit zerrissenen Kleidern, pulvergeschwärztem Gesicht und flammenden Blicken zogen nach dem Präfekturgebäude. Sie traten in den Rathssaal mit dem Hute auf dem Kopf, mit der Flinte oder dem Säbel in der Hand. Sie brachten die Proklamation, welche Perenon und Garnier verfaßt hatten, warfen sie auf den Tisch und forderten unter Drohungen die Entwaffnung aller Fabrikanten.

Herr Bouvier-Dumoulard verhielt sich ruhig und rief mehrere der einflußreichsten Arbeiter herbei, mit welchen er sich nach der Ernennung Lacombe's wohlweislich umgeben hatte. Sodann wußte er diesen Anführern einer Armee von Proletariern durch eine heftige und pathetische Rede die Ueberzeugung beizubringen, daß politische Institutionen, unter deren Herrschaft sie nichts gegen den Hunger schützt, dennoch ihre ganze Ehrfurcht und Liebe verdienten.

Die guten Leute glaubten dies vermuthlich; denn auf den Vorschlag des Präfekten unterzeichneten sie augenblicklich eine Proklamation, welche einen schlagenden Beweis von dem Man-

gel an Umsicht und dem Leichtsinne eines vom unerwarteten Siege trunkenen Volkes giebt. Diese Proklamation lautete:

„Lyoneser! Wir unterzeichneten Anführer der Sectionen protestiren hiermit laut gegen den Anschlag, der mit den Unterschriften Lacombe's als Syndikus und Charpentier's, Frederic's und Lachapelle's versehen ist und welcher bezweckt, der rechtmäßigen Behörde den Gehorsam zu entziehen.

„Wir fordern alle guten Arbeiter, so wie alle Klassen der Gesellschaft, welche Freunde des Friedens und der Einigkeit sind, die zwischen allen Franzosen bestehen sollen, hiermit auf, sich mit uns zu vereinigen. Es lebe das Gesetz! Es lebe die Charte!" —

* *

*

Endlich, gegen neun Uhr Abends, kehrte Herr Mireau in seine Wohnung zurück, wo ich ihn seit einer Stunde erwartet hatte. Als er mich erblickte, waren seine ersten Worte:

„Monseigneur, für Ihre Wünsche ist Alles zu Ende."

Damit zog er ein gedrucktes Exemplar der vorstehenden Proklamation aus der Tasche, welches er mir reichte.

„Sie haben Recht," sagte ich, nachdem ich die Proklamation gelesen hatte. „Diese vier Worte: Es lebe die Charte! lassen über den Stand der Dinge keinen Zweifel . . . Um etwas zu erreichen, müßte man von vorn anfangen."

„Monseigneur sind um drei Stunden zu spät gekommen. Das Volk würde zu Allem bereit gewesen sein."

„Die Sache ist nicht mehr zu ändern . . . Louis Philipp hat viel Glück."

„Heute Morgen würde ich für seinen Thron keinen Sous gegeben haben — wären Sie, Monseigneur, zur Stelle gewesen," sagte Herr Mireau.

Hiermit war meine Unterredung mit meinem Agenten in der Hauptsache beendet. Ich beschloß, die Nacht über im Hause des Herrn Mireau zu bleiben und am folgenden Morgen, in Ermanglung eines Fuhrwerkes und meiner größeren Sicherheit wegen, zu Fuß nach Miribel zu gehen, um von dort sogleich nach Arenenberg zurück zu kehren. —

Als ich am folgenden Morgen einsam auf dem Wege nach Miribel dahin schritt, hatte ich Muße, über die Ereignisse nachzudenken. Ein Zeitverlust von wenigen Stunden war vielleicht die einzige Ursache, daß die Dynastie Orleans noch auf dem Throne blieb, der mein Erbe war.

Haben nicht schon so oft Stunden, Minuten, Sekunden das Schicksal von Thronen und Reichen entschieden?

Ich hatte das Fehlschlagen meiner Hoffnungen nicht verschuldet. Das Glück ist wider mich gewesen . . . Das ist Alles. —

Unterdessen nahmen die Sachen in Lyon denjenigen Verlauf, welcher vorherzusehen war.

Die Bemühungen Bouvier-Dumoulard's, die gestürzte Macht wieder in ihre Rechte einzusetzen, wurden durch die Thätigkeit der Municipal-Behörde wunderbar unterstützt. Wie man gesehen, hatten sich Boisset und Gautier wieder im Rathhause eingefunden und dort festgesetzt, um schrittweise ihren Einfluß wieder geltend zu machen. Als geschickte Höflinge einer Volkssouverainität, der sie nur schmeichelten, um sie zu zerstören, fraternisirten sie mit den Arbeitern und boten Alles auf, um jene politischen Männer, welche nach einem Antheile

an der insurrektionellen Regierung strebten, in Verruf zu bringen. Sie meinten, es wäre doch mehr als sonderbar, daß Perenon und seine Genossen unter einer aufrührerischen Erklärung, welche offenbar nur bezweckt habe, die constitutionelle Regierung zu compromittiren, die Unterschriften braver, ehrenwerther und loyaler Arbeiter gesetzt hatten, — vielleicht darum, um diese braven Leute einem beschimpfenden Tadel, oder wohl gar einer Bestrafung auszusetzen. In einer solchen Handlungsweise liege jedenfalls eine Fälschung und ein Verrath, und es sei darum eine Pflicht der Männer, deren Namen man mißbraucht habe, dagegen nachdrücklich zu protestiren.

Aufgeregt durch diese Reden, beklagte sich Lacombe, Lachapelle, Frederic und Charpentier in der That mit vieler Bitterkeit über den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, den man von ihren Namen gemacht hatte, und stürmische Erörterungen erhoben sich im Rathhause, welche gegen Ende des Tages in eine fürchterliche Unordnung ausartete.

Plötzlich erscheint Rosset, der sich Anhänger gesucht hatte, an der Spitze eines bewaffneten Haufens im Berathungssaale und ergeht sich in Drohungen gegen die alte Municipalbehörde, welche in diesem Augenblicke allein durch Etienne Gautier repräsentirt wird. Hierauf wendet er sich an die Anführer der Arbeiter und wirft ihnen vor, daß sie die Sache des Volks verriethen, die man ihnen anvertraut hatte.

„Wer befiehlt heute?" ruft Dervieux aus. „Der Präfekt und der Maire sind Nichts mehr. Das Volk ist Alles, das Volk allein befiehlt — es hat das Recht, seine Führer zu wählen. Wer das bestreitet, ist ein Verräther!"

Herr Gautier, der auf einem Lehnstuhle stand, suchte von diesem herab den Tumult zu beschwichtigen und beschwor die

Menge, der gesetzlichen Behörde treu zu bleiben, wenn ihnen nicht die Früchte ihres Sieges verloren gehen sollten. Lacombe, welcher in der Nähe steht und bisher sich passiv verhalten hatte, ruft jetzt:

„Herr Gautier hat Recht! Diese Leute, die wir nicht kennen, wollen uns hintergehen!"

Da stürzt Filhol mit zornentflammtem Gesichte und mit einer Pistole in der Hand auf Lacombe zu und droht ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Kein Arm erhebt sich, um die Ausführung dieser Drohung zu verhindern.

Dieser Augenblick war entscheidend. Etwas mehr Energie, und jene Männer, welche sich am Morgen der Gewalt bemächtigt hatten, würden sich behauptet haben. Aber um eine solche Rolle zu spielen, hatten diese Männer weder Muth, noch moralischen Halt, noch Bildung genug. Dazu kam, daß sie den Arbeitern bereits auf geschickte Weise verdächtig gemacht worden waren. Höchstens hätten sie sich die Macht, die ihnen zu entschlüpfen drohte, noch durch Gewalsamkeit erhalten können. Aber ein solches Wagniß erforderte stärkere Geister.

Lacombe, eine beherzte, aufopferungsfähige Natur, erwiederte die Drohung Filhol's mit den einfachen Worten:

„Wenn Sie mich ermorden, werden meine Freunde Sie und Ihre Anhänger in Stücke zerreißen."

Diese in ruhigem Tone gesprochenen Worte machten die Anstrengungen Filhol's und Rosset's vollständig scheitern. Sie entfernten sich wüthend, und den Saal verlassend, rief Dervieux der Menge nur noch zu:

„Ihr Unglücklichen! Ihr wollt nicht auf uns hören; Ihr werdet es bereuen, aber dann wird es zu spät sein!“

Und so hatte dieser eine Tag hingereicht, um das siegreiche Volk in die Gewalt der Anführer des besiegten Bürgerthums zurück zu bringen.

Uebrigens hatte man von dem Augenblicke an, wo die Arbeiter Herren der Stadt geworden waren, für die Sicherheit von Lyon niemals besser gesorgt, als an diesem verhängnißvollen Tage. Die Ruhe wurde mit großem Nachdruck aufrecht erhalten, das Eigenthum mit Umsicht und Strenge beschützt. Man sah Männer in Lumpen, welche mit gewissenhafter Thätigkeit jeder Eigenmächtigkeit entgegen traten und wieder Andere, die an den Thüren der Münze und des General-Einnahme-Gebäudes Wache hielten. Arbeiter hüteten die Häuser der Fabrikanten, welche sich am unbarmherzigsten gegen sie bezeigt hatten. Zwei Menschen, welche in der allgemeinen Verwirrung einige Waaren gestohlen hatten, wurden, als sie sich mit den Packeten unter den Armen flüchteten, ergriffen und auf der Stelle erschossen.

Aber während das Volk sich dieser frommen Sorge überließ, erholten sich die Bürger von ihrer Betäubung und trafen ihre Maßregeln. Als Arbeiter verkleidet, mischten sie sich unter die Posten, so daß die alte Behörde sich nur zu zeigen brauchte, um Anerkennung und Gehorsam zu finden.

Am Abend verließ Bouvier-Dumoulard bei Fackelschein die Präfektur. Gefolgt von einigen ergebenen Männern, begab er sich auf alle Posten und mit jedem Schritte vergrößerten Bürger in Blousen und Kappen seinen Zug, welcher, als er beim Rathhause anlangte, aus fast 600 Personen bestand. —

Am 26. November gewannen die der kranken und stumpfen Gesellschaft auferlegten Formen ihre Herrschaft wieder. Nichtsdestoweniger fuhr die Behörde fort, einige Arbeiter zu ihren Berathungen hinzu zu ziehen. Man mußte das Volk noch einige Tage hinhalten, um seiner wieder ganz Herr werden zu können. Unterdessen eröffnete man zu Gunsten der hungernden Arbeiter eine Subscription und mehrere Fabrikanten unterzeichneten starke Summen, die aber nie eingezahlt wurden.

Endlich, am 3. December Morgens, verkündete eine Proklamation an den Straßenecken die Ankunft des Herzogs von Orleans und des Marschalls Soult. Mittags zogen sie durch die Vorstadt Vaise an der Spitze einer zahlreichen Armee mit kriegerischem Pompe, brennenden Lunten und Trommelwirbel in Lyon ein. Der Marschall hatte im Lager von Reilleur, wo ihn der General Roguet erwartete, die Truppen angetroffen, welche in Lyon gegen die Arbeiter gekämpft hatten. Auf harte Weise warf er den Soldaten die Schlaffheit ihres Widerstandes vor; in Lyon aber entfaltete er eine noch drohendere Strenge. Die Entwaffnung der Arbeiter wurde bewerkstelligt, die Nationalgarde aufgelöst und die Stadt als ein eroberter Platz behandelt. Eine Garnison von 20,000 Mann schloß allmälig Croix-Rousse in eine Reihe von Forts ein.

Jetzt gab es keinen Grund mehr, den Tarif zu vollziehen. Die Regierung versagte demselben nicht blos ihre Bestätigung, sondern setzte auch Bouvier-Dumoulard ab, weil er an dessen Zustandekommen Antheil genommen hatte.

Daß dieser Präfekt am 23. und 24. November die verlorene Sache Louis Philipp's wieder aufgerichtet und damit

aller Wahrscheinlichkeit nach die Dynastie Orleans gerettet hatte, konnte ihn nicht entschuldigen. —

Dies war das klägliche Ende des Aufstandes von Lyon im November 1831, welcher ganz Frankreich in Aufregung versetzt und mit Trauer und Angst erfüllt hatte.

Für mich hatte dies Ereigniß, wie man gesehen, keinen positiven Erfolg. Aber unbestritten hatte es für meine Pläne einen großen relativen Werth. Frankreich erkannte mit Bestürzung, daß der Thron Louis Philipp's nicht blos von der unermüdlichen Thätigkeit der politischen Parteien zu fürchten hatte. Die Arbeiter in Lyon hatten sich weder im Namen Heinrichs V., noch in meinem Namen, noch für Rechnung der Republik erhoben. Die Insurrection hatte diesmal einen weit furchtbareren Charakter... Vor den Augen des Bürgerthums zeigte sich ein Abgrund der unheilvollsten Art — der verzweiflungsvolle Kampf der Armen gegen die Willkür der Reichen.

War wohl irgend Etwas mehr als dies geeignet, dem Bürgerthum das Bewußtsein seiner materiellen Unsicherheit einzuflößen?

Arbeitend leben oder kämpfend sterben! Nie war eine schrecklichere Devise auf eine Fahne geschrieben worden, nie hatte man in den Tagen vorgeschrittener Civilisation Worte gehört, welche, wie diese das französische Bürgerthum zittern machten!

Wohlan, hierin lag der Werth für meine Sache. —

* *
*

In diesen Zeitpunkt fällt mein Eintritt in den Orden Jesu. Dieser Schritt war das Ergebniß von eifrigen Unterhandlungen, welche zwischen meiner Mutter, die, wie alle Französinnen, wenn sie ein gewisses Alter erreichen, sich der Frömmigkeit zuneigte, mit meinem Oheim Jerome gepflogen worden waren. Es war gewissermaßen ein Sühnopfer, welches man dem heiligen Vater brachte, um für meine Verschuldung in der Romagna Absolution zu erhalten. Was mich betraf, so verstand ich mich hierzu um so leichter, als eine Verbindung mit jener heiligen und vielvermögenden Brüderschaft im Interesse meiner Pläne lag. Auch fand ich in den, ich gestehe, etwas sophistischen Grundsätzen dieses Ordens eine gewisse Uebereinstimmung mit meinen eigenen Anschauungen. Und wenn ich das Gelübde ablegte, hinfort mit allen Mitteln den Zwecken dieses Ordens zu dienen, so geschah es unter dem stillen Vorbehalte, diesen Diensten niemals mein eigenes Wohl aufzuopfern. Ich erblickte hierin um so weniger eine Verletzung meines Gewissens, als man meinem Eifer für die Sache der Kirche auch diejenige zeitliche Anerkennung in Aussicht stellte, welche mit meinen Wünschen und dem Glücke meiner Familie vollkommen übereinstimmte. Ich will indeß hiermit nicht sagen, daß irgend Etwas in der Welt mich bewegen könnte, die reine Sache des Glaubens durch eine irdische Rücksicht zu trüben. Ich bin ein treuer Sohn der Kirche und werde nie aufhören, es zu sein. Aber es könnten Umstände eintreten, die meine engern Interessen oder diejenigen, welche zu vertreten ich mich berufen fühle, mit Dingen in Conflikt brächten, welche die weltliche Hoheit der Kirche repräsentiren.

In einem solchen Falle würde ich hinsichtlich meiner Entschließung keinen Augenblick in Zweifel sein.

Es ist nothwendig, die geistliche Autorität der Kirche überall zu fördern und gegen jeden Angriff, woher er auch komme, zu vertheidigen. Nicht minder nothwendig ist es, daß die zeitliche Gewalt des sichtbaren Stellvertreters Christi auf Erden in Nichts geschmälert werde, so lange nicht höhere Rücksichten es anders bedingen. Sollte aber dieser letztere Fall eintreten, so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, die weltliche Hoheit des heiligen Vaters den politischen oder socialen Bedürfnissen unterzuordnen. Seine geistliche Autorität würde dadurch nur gewinnen. Denn wenn es auch vom religiösen Standpunkte aus wesentlich ist, daß der Stellvertreter Christi ein Souverain sei, so stellt dies doch zugleich auch Forderungen an ihn, die rein weltlicher Natur sind und die er nicht zurückweisen darf, so sehr auch deren Erfüllung zuweilen geeignet ist, die Glorie dessen, „der die Seelen regiert," zu beeinträchtigen. Indem er aber seiner weltlichen Souverainität enthoben wird, wird er befreit von jeder irdischen Rücksicht und seine geistliche Autorität wird unabhängig von allen menschlichen Einflüssen und Leidenschaften. —

Diese Ansichten, welche aus meinen religiösen, politischen und socialen Ueberzeugungen hervorgingen, bildeten den geheimen Vorbehalt, mit welchem ich in den Orden Jesu eintrat. Kommt dereinst der Tag, wo die Anwendung dieser Ansichten mir durch die Situation geboten wird, so wird die Kirche mich des Verraths beschuldigen, aber ich werde alsdann die Macht besitzen, ihr Stillschweigen aufzuerlegen. —

Zu Anfange des Jahres 1832 hatte mein Oheim Jerome mir bei der päpstlichen Regierung die Erlaubniß ausgewirkt, nach Rom zu gehen. Ich machte mit meiner Mutter von dieser Erlaubniß Gebrauch, um in der heiligen Stadt durch Werke

der Frömmigkeit vollends den Eindruck zu verwischen, den meine frühern politischen Grundsätze, die ich abgeschworen hatte, noch hinterlassen haben konnten.

Bei dieser Gelegenheit empfing ich Seitens des Clerus mannigfache Beweise des Vertrauens und Alles ließ mich erkennen, daß man eine hohe Befriedigung hegte, in mir ein Werkzeug gefunden zu haben, welches bestimmt war, den Absichten der Kirche, insbesondere in Frankreich, ersprießliche Dienste zu leisten.

Die Toleranz, mit der Louis Philipp, weniger aus Ueberzeugung, als aus schlauer Berechnung die religiösen Dinge behandelte, hatte früher im Vatikan eine tiefe Verstimmung erzeugt, welche indeß durch sein loyales Verhalten während des Aufstandes in der Romagna wieder vollständig beseitigt worden war. Jetzt sah man sich nach einer Gelegenheit um, diesem „Bürgerkönige," der seinen Thron einer Revolution verdankte, die den bigottesten Monarchen der neuern Zeit in's Exil geschickt hatte, sich dankbar zu bezeigen.

Und diese Gelegenheit hatte sich in diesem Augenblicke gefunden. Die Benutzung derselben wurde vom Vatican in die Hände der Väter Jesu gelegt und ich wurde damit betraut, in dieser Angelegenheit eine Rolle zu spielen.

Man wird sehen, worin meine Mission bestand, der ich mich um so bereitwilliger unterzog, als dieselbe geeignet war, meine eigenen Pläne zu fördern.

Die Sache, um welche es sich handelte und die ihrer Zeit der Regierung Louis Philipp's große Unruhe verursachte und viel Blut kostete, war folgende:

Die Herzogin von Berry, Marie Karoline, welche sich zu Massa im Herzogthum Modena aufhielt, hatte zu Anfange

des Jahres 1832 den kühnen Plan entworfen, den Thron ihres Sohnes, des Herzogs von Bordeaux, wieder aufzurichten. Aber die Kräfte ihrer Partei entsprachen nicht der Kühnheit eines solchen Unternehmens. Es herrschten unter den Legitimisten darüber ernste Zerwürfnisse, ob die Wiederherstellung des Thrones Heinrichs V. auf gesetzlichem und parlamentarischem Wege oder durch die Intervention der Mächte bewirkt werden sollte.

Nichtsdestoweniger verfolgte die Herzogin ihren Plan mit einer Folgerichtigkeit und einem Nachdrucke, welche bei einer Frau und in Betracht der großen Hindernisse, die sich ihr entgegen stellten, Bewunderung einflößen mußten. Die Correspondenzen mit dem Süden von Frankreich, insbesondere mit der Vendee, welche sie schon früher unterhalten hatte, wurden jetzt mit verdoppelter Thätigkeit betrieben. Der Herzog von Escars durchzog die südlichen Provinzen, deren Befehl er übernehmen sollte. Proklamationen und Ordonnanzen wurden vorbereitet, und eine Urkunde, datirt aus Massa, befahl die Einrichtung einer provisorischen Regierung in Paris, welcher Herr von Chateaubriand, Herr von Kergorlay, der Herzog von Belluno und Herr von Latour-Maubourg angehören sollten.

So geheim aber auch dieses Alles betrieben wurde, so hatte doch der päpstliche Hof die Sache schon frühzeitig entdeckt und trotz der Freundlichkeit, mit welcher man der Herzogin während ihres Aufenthaltes in der heiligen Stadt entgegen gekommen war, im Geheimen beschlossen, Louis Philipp Vorschub zu leisten, selbst auf die Gefahr hin, die Herzogin zu verderben. Um aber diesem Dienste, den man dem Könige zu leisten gedachte, ein möglichst großes Gewicht zu geben,

war es meine Aufgabe geworden, den Plan der Herzogin scheinbar zu unterstützen. Es sollte in den Augen der französischen Regierung das Ansehn gewinnen, als habe ich meine eigenen Pläne auf den Thron Louis Philipp's mit denen der Herzogin verbunden; schließlich aber sollte ich das Unternehmen scheitern machen und die Mutter Heinrich's V. ihrem Schicksale überlassen.

Man sieht hieraus einerseits, wie wenig scrupulös man zu dieser Zeit im Vatican war, wenn es sich um ein Mittel handelte, Louis Philipp einen Dienst zu erweisen. Andrerseits muß man staunen über die Verblendung Derer, welche mir eine Rolle auferlegten, die mich so leicht verlocken konnte, durch Benutzung derselben für meine eigenen Zwecke, gerade das Gegentheil von dem zu bewirken, was man beabsichtigte.

Oder glaubten die Väter Jesu, daß selbst die Aussicht auf einen Thron, den ich als mein Erbe betrachtete, mich noch bestimmen könnte, mein ihnen abgelegtes Gelübde unverletzt zu erhalten? Eine solche Annahme bekundet großes Vertrauen, aber geringe Kenntniß des menschlichen Herzens. Meine ganze Vergangenheit hätte ihnen den Beweis liefern müssen, daß, sofern es sich um mein Interesse handelt, religiöse und politische Bande mich nicht zu fesseln vermögen.

Doch man wird sehen, wie ich die mir zugedachte Rolle durchführte. —

Während ich mir die Schwierigkeit nicht verhehlte, bei der Herzogin von Berry die mir vorgezeichnete Verbindung anzubahnen, hatte ich die Ueberraschung, zu sehen, daß man mir von selbst entgegen kam. Die Legitimisten hatten im Namen der Herzogin mit einigen Personen meiner Partei be-

reits Unterhandlungen angeknüpft, mit welchen es folgende Bewandniß hatte:

Ein in der Schweiz lebender General aus der Kaiserzeit hatte früherhin ohne mein Wissen, aber in der besten Absicht, durch Vermittlung eines Freundes, dem Fürsten Metternich verschiedene Vorschläge zukommen lassen, welche auf Wiedereinsetzung des Herzogs von Reichstadt, verbunden mit einer kaiserlichen Verfassung, abzielten. Aber, wie zu erwarten stand, verschloß der Fürst von Metternich nicht nur diesen Vorschlägen sein Ohr, sondern theilte sie auch einem Correspondenten der Herzogin von Berry mit. Und dieses ward nun die Veranlassung, daß einige Legitimisten, im Auftrage der Herzogin, mit einigen meiner Sache geneigten Personen Unterhandlungen anknüpften, in der gemeinschaftlichen Absicht, Louis Philipp zu stürzen. Aber es war begreiflicherweise schwer, sich zu verständigen. Die Einen wollten nichts ohne die dreifarbige Fahne unternehmen, während die Herzogin die weiße nicht aufgeben wollte.

Bis zu diesem Punkte war die Sache gediehen, als ich von Rom nach Arenenberg zurückkehrte, um von hier aus die von den Vätern Jesu mir gewordene Mission zu erfüllen. Schon einige Tage darauf theilte man mir ein Schreiben der Herzogin von Berry mit, welches dieselbe bezüglich der erwähnten Unterhandlungen, von deren Existenz ich jetzt zum ersten Male Kenntniß erhielt, an meine politischen Freunde gerichtet hatte. Dasselbe lautete:

„Aus Achtung vor den Empfindungen, die Sie gegen uns ausgesprochen haben, nehmen wir Sie als unsern Bundesgenossen an und geben Ihnen gänzliche Freiheit, mit den Ihrigen für den Zweck zu handeln, der

zwischen uns verabredet worden ist. Indeß erklären wir wiederholt, daß wir hinsichtlich der Farbe der Fahne nicht nachgeben können. Dagegen versprechen wir, alle Diejenigen Ihrer Partei anzunehmen, welche im Interesse Frankreichs zu kämpfen bereit sind, um Heinrich V. auf den Thron zu setzen und Ihre Dienste anzuerkennen.

Marie Karoline."

Eine solche Sprache paßte wenig zu den Empfindungen meiner Freunde; aber die Sache genügte für meine Absichten. Ich ließ der Herzogin durch ihre Unterhändler melden, daß sie auf meine Partei rechnen könne, daß sie jedoch auf einen thätigen Beistand erst zählen dürfe, sobald sie in Frankreich angelangt und die Vendee die Waffen ergriffen haben würde. Indessen könne sie die Zusage der Unterstützung meiner Freunde dazu benutzen, den Muth ihrer Anhänger zu beleben.

Hiermit war das Netz ausgeworfen. Es mußte sogleich nach dem Erscheinen der Herzogin in Frankreich sich zeigen, ob ihre Sache auf Erfolg zu rechnen habe. Trat das Glück auf ihre Seite, so erhob sich meine Partei zu ihrem Beistande, um schließlich die errungenen Früchte für mich zu ernten. Scheiterte dagegen das Unternehmen der Herzogin, so verhielt ich mich ruhig und überließ sie ihrem Schicksale. Damit hatte ich denn meine Mission im Interesse des heiligen Stuhles erfüllt, ohne zugleich meine eigenen Pläne außer Acht gelassen zu haben.

Man wird sehen, ob meine Berechnung richtig gewesen und welches Resultat dieselbe gehabt hat. —

Sobald die Herzogin meine Zusage empfangen hatte, traf

sie sowohl im Süden als im Westen Frankreichs alle Vorbereitungen zum Aufstande. Und wenn in manchen Gegenden die Sache nicht richtig oder mit nur geringem Eifer angegriffen wurde, so war in andern die Organisation in der That furchtbar genug. So hatten sich allein in den Departements zwischen der Sarthe und Mayenne in kurzer Zeit zwanzig Compagnien, jede zu funfzig Mann, gebildet, welche sämmtlich mit Feuerwaffen versehen waren, einen Vorrath von 20,000 Patronen hatten und jeden Augenblick bereit waren, sich zu erheben.

Inzwischen erzeugte ein zu großer Eifer im Schoße Derer, welche für die Sache der Herzogin gewonnen waren, bedenkliche Unordnungen. Der Aufstand war noch nicht befohlen worden, als schon der Bürgerkrieg mit seinem gewöhnlichen Gefolge von Mord und Verrath ausbrach. Die Anhänger der Regierung Louis Philipp's, welche die drohende Gefahr zur Wuth entflammte, waren ohne Mitleid für ihre Feinde. Die Haussuchungen vervielfältigten sich in's Unendliche und verbreiteten Schrecken in den Familien. Die Jagd auf die Chouans wurde mit leidenschaftlicher Thätigkeit betrieben. Aber diese übten die schrecklichsten Repressalien aus. Hier tödteten sie Gensd'armen, dort plünderten sie die Diligencen auf der Heerstraße und anderwärts zwangen sie die Beamten, ihnen Lebensmittel und Waffen zu überliefern. Es wurden Denkmäler zerstört, Kirchen und Schlösser beraubt und Alles dies wurde mit einem grausamen, unerbittlichen Hasse ausgeführt.

Auf diese Weise waren die Sachen zu einem Punkte gediehen, dem ein Ende gemacht werden mußte. Die Herzogin von Berry sah sich in die Alternative versetzt, entweder ihr

Unternehmen aufzugeben oder nach Frankreich zu kommen, um ihr Glück zu versuchen.

Sie entschied sich für das Letztere.

Die Abreise von Massa wurde auf den 24. April festgesetzt und man unterließ Nichts, um sich in das nöthige Geheimniß zu hüllen. Schon am 22. April hatte die Herzogin von Berry den in ihren Plänen eingeweihten Herzog von Modena brieflich benachrichtigt, daß sie eine Reise nach Florenz zu unternehmen beabsichtige. Aber ein Theil Derjenigen, welche sich mit der Herzogin einschiffen sollten, begab sich heimlich nach Livorno.

Am 24. April bei Anbruch der Nacht fuhr ein mit vier Postpferden bespannter Wagen aus dem herzoglichen Palast und hielt dann unfern dem Thore von Massa an einem Orte an, wo der Schatten sehr dicht war. In diesem Wagen saßen die Herzogin von Berry, Frau von Podenas, Mademoiselle Lebeschu und Herr von Brissac. Ein Diener benutzte den Augenblick, wo der Postillon mit seinen Pferden beschäftigt war, und öffnete den Schlag. Schnell trat die Kammerfrau der Frau von Podenas aus dem Schatten eines Baumes hervor und stieg in den Wagen, während Marie Karoline mit Mademoiselle Lebeschu und Herrn von Brissac herausstiegen. Hierauf wurde der Schlag wieder geschlossen und die Pferde schlugen den Weg nach Florenz ein, ohne daß der Postillon von dem Wechsel seiner Passagiere etwas gemerkt hatte.

Die Herzogin und ihre Begleiter schlichen jetzt den Weg längs der Stadtmauer, dem Punkte der Meeresküste zu, welcher zur Einschiffung ausersehen worden war und den sie um elf Uhr Abends erreichten. Hier trafen sie den Befehlshaber der in Massa garnisonirenden Truppen, Major Guilberi, wel-

cher ebenso, wie der Chef der Polizei, in das Geheimniß hatte gezogen werden müssen. Der Major ließ eine Schiffslaterne bringen und empfahl das größte Stillschweigen; denn Alles wäre verloren gewesen, wenn die Soldaten oder Zollbeamten, welche in der Nähe schliefen, aufgeweckt worden wären.

Man erwartete die Ankunft des „Carlo Alberto," eines kleinen Dampfboots, welches einige Monate zuvor für Rechnung der Herzogin angekauft worden war und welches am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde Herrn Adolphe Sala, Offizier in der Garde, in die Nähe von Massa führen sollte.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erglänzte ein schwaches Licht in der Ferne. Der „Carlo Alberto" nahte. Der genuesische Kapitain und die Matrosen des Schiffes waren durch Herrn Sala in die Meinung versetzt worden, daß es nach Spanien gehen würde; sie waren daher nicht wenig verwundert, als derselbe ihnen jetzt anzeigte, daß das Boot in der Nähe von Massa anlegen müsse, um Passagiere einzunehmen. Der Kapitain weigerte sich Anfangs, indem er die Strenge der Sanitätsgesetze vorschützte. Aber Herr Sala hatte junge, entschlossene Leute an Bord, deren Willen der Kapitain sich fügen mußte.

Das Erscheinen des erwarteten Schiffes war für die Gefährten der Herzogin von Berry der Gegenstand lebhafter Freude. Man weckte Marie Karoline, die in ihren Mantel gehüllt sich auf dem Strande schlafen gelegt hatte und Alles bereitete sich vor, an Bord zu gehen. Endlich, um drei Uhr Morgens, befanden sich die Herzogin, Mademoiselle Lebeschu, der Marschall Bourmont und dessen Sohn, die Herren von

St. Priest, von Mesnard und von Brissac auf dem Verdecke des „Carlo Alberto.“ —

Die Fahrt ging, Dank der Verblendung und Unerfahrenheit der Pariser Polizei, ohne Hindernisse vor sich. Bei Antibes fuhr das Dampfboot dicht an einem Fahrzeuge des französischen Kreuzgeschwaders vorüber, ohne die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen, und nachdem es den Golf von Hyeres durchschifft hatte, näherte es sich Toulon so stark, daß die Passagiere die Stückpforten der auf der Rhede liegenden Fregatten zählen konnten. Die Fahrt ging übrigens langsamer, als sie hätte gehen können, zunächst weil das Schiff zu sehr in die hohe See steuerte, sodann weil man keinen ausreichenden Kohlenvorrath besaß und deshalb in Nizza hatte anlegen müssen.

Am 28. April um Mitternacht erblickte man vom „Carlo Alberto“ den Leuchtthurm von Planier, in dessen Nähe sich der verabredete Sammelplatz befand.

Um zwei Uhr Morgens wurden zwei Laternen aufgehißt, die eine am Fockmast, die andere am Besanmast. Dieses Signal wurde augenblicklich von einer Barke erwiedert, welche die Ankunft des „Carlo Alberto“ erwartet hatte.

Um jedem Verdachte zu entgehen, legten jetzt die Herren von Bourmont, von Mesnard und von Brissac, welche die Herzogin an's Land geleiten sollten, Schifferkleidung an. Der Südwind hatte sich erhoben, der Himmel bedeckte sich mit Wolken, das Meer war stürmisch, und die Nachbarschaft eines Kreuzers, welcher die Küste von Carrey bewachte, fügte den Gefahren des Sturmes noch eine neue Gefahr hinzu und machte die Lage der Herzogin höchst unsicher.

Inzwischen näherte sich die signalisirte Barke unter Füh-

rung eines Herrn Spitaliers, und das Losungswort wird ausgetauscht. Aber das Meer war so stürmisch, daß das kleine Fahrzeug, welches große Mühe hatte heran zu kommen, plötzlich gegen eines der Räder des „Carlo Alberto" geschleudert wurde und es den Anschein gewann, als ob es jeden Augenblick in den Wogen begraben werden würde.

Der Uebertritt aus dem Schiffe in die Barke war somit nicht ohne Gefahr. Aber Marie Karoline zeigte sich unerschrocken und rüstig, und diejenigen ihrer Ritter, welche an Bord zurück blieben, sahen sie mit Stolz, jedoch nicht ohne Unruhe, auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge in der Dunkelheit einer finstern Nacht verschwinden. —

Schon lange vor der Ankunft des „Carlo Alberto" war die Küste sorgfältig recognoscirt worden und die Herzogin landete daher ohne Unfall. Um jedoch zu der Hütte zu gelangen, in welcher ihre Freunde ein Asyl für sie bereitet hatten, mußte sie Felsen erklimmen, welche die beherztesten Schleichhändler nicht ohne Furcht zu ersteigen pflegten. Aber Marie Karoline zeigte sich auf diesem beschwerlichen Wege eben so heiter als gefaßt, denn sie war auf alle Gefahren vorbereitet, in der Hoffnung durch dieselben zum Triumphe zu gelangen. —

Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen hatte sich bereits am Abend zuvor in Marseille das Gerücht von der Landung der Herzogin verbreitet. Nämlich am 28. April, nach Sonnenuntergang, hatte ein Unbekannter, der jedoch als einer ihrer treuesten Anhänger sich erwies und den die verzögerte Ankunft des „Carlo Alberto" beunruhigte, von dem Schiffseigenthümer Tarteiron zu Marseille ein Boot gemiethet, in welches er Netze und Flinten bringen ließ, um der

Sache den Anschein zu geben, als beabsichtige er eine Fisch- und Jagdpartie zu unternehmen. Dieses Boot verließ alsbald den Hafen von Marseille und steuerte in der Richtung des Leuchtthurmes von Planier nach den Inseln von Rion zu.

Der Unbekannte, der das Boot gemiethet hatte, gab während der Fahrt Zeichen von großer Unruhe. Er forderte Licht, um nach seiner Uhr zu sehen und dann ein Papier zu lesen, welches für ihn von großer Wichtigkeit zu sein schien. Als hierauf sich ein Fischerboot näherte, fand mit dem Führer desselben ein Austausch geheimnißvoller Worte statt und der Unbekannte ertheilte der Barke Tarteiron's sogleich Befehl, sich wieder nach der Küste zu wenden. In Folge eines ärgerlichen Zufalles treten aber die Leute dieser Barke, nachdem sie gelandet, in dasselbe Wirthshaus, in welches auch Diejenigen eingetreten waren, welche die Herzogin von Berry an's Land gesetzt hatten. Hier wurden unvorsichtige Worte gesprochen, man trank auf die Gesundheit Marie Karolinen's und bald wurde die Behörde durch das allgemeine Gerücht mit einer Nachricht bekannt gemacht, welche ihr auf's Sorgfältigste hätte verborgen bleiben müssen.

Die Folge hiervon war, daß die Behörde alle Vorbereitungen traf, um einem voraussichtlichen Aufstande zu begegnen, und bereits in der Nacht vom 29. zum 30. April wurden in Marseille alle Posten verdoppelt.

Die Verschworenen sahen sich nun genöthigt, die Ausführung ihres Unternehmens zu beschleunigen. Am 30. April in aller Frühe erging ein Aufruf an 4000 Fischer, welche sich auf der Esplanade de la Tourette, die das Meer und die Rhede von Marseille beherrscht, versammelt hatten. Sie antworteten zwar mit wildem Geschrei, aber Niemand von ihnen

setzte sich in Bewegung. Vergeblich suchten einige Verschwörer, indem sie mit Säbeln oder Pistolen bewaffnet die Gruppen durchstreiften, die Menge aufzuregen. Mehrere Barken, welche im Hafen lagen, entfernten sich eiligst. Eine drohende Aufforderung, welche die Verschwörer an die Wachtmannschaft des Hafens richteten, hatte die Folge, daß die Zollbeamten die dreifarbige Fahne herab ließen, welche demnächst in Stücke zerrissen wurde. Die Sturmglocke wurde geläutet und schon schwebte die Fahne der Legitimität auf dem Thurme St. Laurent.

Unterdessen hatte die Menge sich vergrößert, aber sie bestand meistentheils aus Frauen. Auf allen Gesichtern sah man nur Neugierde, Gleichgültigkeit oder Argwohn und endlich machte sich die Ansicht geltend, daß Alles nur eine von der Polizei angezettelte Bewegung sei, um den Anhängern der Legitimität Verlegenheiten zu bereiten.

Die Verschworenen fingen nunmehr an, den Muth zu verlieren.

Nachdem sie in einzelnen Haufen umhergegangen waren, begaben sie sich nach dem Viertel St. Jean. Aber überall, wo sie hinkamen, schlossen sich vor ihnen die Thüren und Fenster, und selbst Diejenigen, welche sie durch ihr Geschrei ermuthigten, wagten es nicht, ihnen zu folgen.

Endlich sahen sie ein, daß ihr Plan verfehlt sei und beschlossen, sich zu zerstreuen.

Aber jetzt war ein kleiner Trupp am Justizpalaste angelangt, wo eine Abtheilung des 13. Linienregiments unter dem Befehle eines Lieutenants postirt stand. Als dieser Officier die in Unordnung herankommenden Leute und an ihrer Spitze einen jungen Mann erblickte, der eine improvisirte weiße

Fahne schwenkte, befiehlt er seinen Soldaten sich aufzustellen, schreitet selbst vor und verhaftet drei der Verschworenen, während die übrigen die Flucht ergreifen. —

Eine halbe Stunde nach diesem Vorfalle, um ein Uhr Mittags, erhielt die Herzogin von Berry in ihrem Zufluchtsorte ein Billet mit folgenden lakonischen Worten:

„Die Bewegung ist gescheitert, Sie müssen Frankreich verlassen." —

Die Herzogin ward durch diese Nachricht betrübt, aber nicht entmuthigt. Sie beabsichtigte, sich sofort nach Spanien einzuschiffen, um von dort sich nach der Vendee zu begeben. Aber man stellte ihr vor, daß das Meer noch stürme, daß in diesem Augenblicke sich keine Barke hinauswagen könne und daß überdies, nachdem die Behörden aufmerksam geworden, der Strand überall mit Zollbeamten besetzt sei. Sie mußte diesen Gründen nachgeben und beschloß dagegen zu Lande, mitten durch Frankreich, nach der Vendee zu gehen. Und diesen Entschluß vermochte Nichts zu erschüttern. Sie verließ sogleich ihr Asyl, irrte den Tag über in den Wäldern umher, war genöthigt, die Nacht in einer verlassenen Hütte zuzubringen, deren Thür man einschlagen mußte, und suchte endlich eine Zuflucht bei einem Republikaner, dem sie sich mit den Worten vorstellte:

„Mein Herr, ich bin die Herzogin von Berry; ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen Mehr zu sagen."

Der Republikaner gewährte der Mutter eines flüchtigen Prätendenten eine verschwiegene und großmüthige Gastfreundschaft, bis sie am 2. Mai bei Tagesanbruch nach dem Schlosse des Herrn von Bonrecrueil, eines ihrer eifrigsten Anhänger, aufbrach. Von hier schlug sie am 4. Mai Abends, in einer

mit Postpferden bespannten Kalesche und in Begleitung der Herren von Mesnard, von Villeneuve und von Lorge, die Richtung nach dem Westen ein. Ihren Freunden hatte sie bei ihrer Abreise folgende Worte zugerufen:

„Meine Herren, auf Wiedersehen in der Vendee!"

Am Abende des 3. Mai bemerkten die noch übrigen Passagiere des „Carlo Alberto" eine große Rauchsäule am Horizont und bald sahen sie ein großes Dampfschiff, die „Sphinx," schnell heran fahren. Eins der Boote desselben wurde herabgelassen, zwei Officiere stiegen ein und ruderten dem „Carlo Alberto" zu, an dessen Bord sie alsbald erschienen. Die Herren von St. Priest, von Bourmont der Jüngere, von Kergorlay, Sala und Mademoiselle Lebeschu saßen auf dem Verdeck bei Tische. Sie verloren ihre Fassung nicht, obgleich sie sich über den Zweck ihres Besuches nicht gut täuschen konnten.

Einer der Officiere verlangte die Schiffspapiere zu sehen, und nachdem er dieselben untersucht hatte, erhielt die „Sphinx" Befehl, den „Carlo Alberto" in's Schlepptau zu nehmen und nach Toulon zu bringen.

In Folge dessen war nach einigen Augenblicken in Marseille das Gerücht verbreitet, daß die Herzogin von Berry gefangen sei.

Der Admiral Rosamel, welcher als geheimer Anhänger der Herzogin sich nicht an Bord des „Carlo Alberto" zu begeben wagte, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, sandte einen Lieutenant dahin ab. Dieser verlangte einfach, bei der Dame, die sich am Bord befand, eingeführt zu werden, und Herr von St. Priest führte ihn zu Mademoiselle Lebeschu, welche den Namen Rosa Staglieno angenommen hatte. Beim Anblick derselben vermochte der

Officier sich nicht einer gewissen Verwirrung zu erwehren; er wagte es kaum, die junge Dame aufmerksam zu betrachten und entfernte sich sogleich wieder, mit der festen Ueberzeugung, daß er am Bord des „Carlo Alberto" die Herzogin von Berry gesehen habe.

Diese wichtige Nachricht wurde durch den Telegraphen unverzüglich nach Paris gemeldet und der „Carlo Alberto" nach Ajaccio gesandt, wo er bis zum 8. Mai unter der strengsten Aufsicht gehalten wurde. Alsdann wurden vier der verdächtigen Passagiere an Bord des „Nageur" gebracht und nach Marseille transportirt, wo sie, nachdem man sie verhört hatte, in's Gefängniß gesandt wurden.

Was die falsche Herzogin von Berry betraf, so stand man eben im Begriff, sie nach England zu schicken, als ein Adjutant Louis Philipp's, der von Toulon nach Marseille gekommen war, um der Herzogin diese Absicht des Tuilerien-Cabinets zu eröffnen, den Irrthum entdeckte und der französischen Regierung die Lächerlichkeit einer ergötzlichen Mystifikation ersparte.

Aber schon hatte der durch den Telegraphen verbreitete Irrthum seine Früchte getragen.

Während man sich in Paris mit der Dame des „Carlo Alberto" beschäftigte und man darüber debattirte, ob die rebellische und gefangene Herzogin von Berry mit dem Maße der Gleichheit gemessen werden sollte, fuhr Marie Karoline in einer Postchaise unentdeckt durch die Gensd'armen hindurch, die man ausgesandt hatte, um die weitern Schritte der Legitimisten auszuspüren.

An dem einen Orte stellte die Herzogin den Herrn von Lorge als ihren Gemahl vor, an einem andern wieder als ihren Bedienten, und so den Gefahren durch List ausweichend,

dachte sie im Entferntesten nicht daran, ein Unternehmen aufzugeben, welches Jedermann schon für verloren hielt.

Nach einer langen Irrfahrt gelangte sie in das Schloß von Plassac bei Saintes, und hier ertheilte sie ihren Anhängern den Befehl, welcher die allgemeine Waffenergreifung auf den 24. Mai festsetzte. Ein Notar aus Nantes, ein eifriger Legitimist, reiste mit diesem Befehle von Plassac ab und die Herzogin folgte ihm auf Umwegen bald nach. Am 17. Mai Morgens erreichte sie das Schloß Preuille bei Montaigu, woselbst sie einige Tage verweilte und sich dann zu Pferde, von Herrn von Mesnard gefolgt, nach Mesliers, einer Meierei, begab, welche ihr als Zufluchtsort dienen sollte.

Hier legte sie die Tracht der jungen Bauern der Vendee an; eine schwarze Perrücke verbarg ihr blondes Haar, und den Namen Petit-Pierre annehmend, ertrug sie mit frohem Muthe alle Entbehrungen und Zufälle, welche die Abenteuerlichkeit ihrer Lage mit sich brachte.

Aber schwere Sorgen erwarteten sie.

Nicht alle Anführer in der Vendee waren von dem Eifer beseelt, welcher die vorzüglichsten derselben, wie Herrn von Charrette, von Bordigée, Pretfarcy und von la Roche-Macé auszeichnete. Neben denen, welche glaubten, daß ihrem Enthusiasmus und ihrem Muthe Alles möglich sei, standen Leute, welche nicht glaubten, daß die Vendee im Stande sein würde, der Empörung den Sieg zu verschaffen. Dieses waren vorzüglich die Herren von Goulaine, von St. André, von Goyon und von Tinguy.

Mit diesen hatte die Herzogin am 21. Mai Abends in Mesliers eine Unterredung, deren Eindruck sie lange bewahrte. Dieselben bestanden darauf, daß die Vendee nur in

dem Falle die Waffen ergreifen sollte, daß eine fremde Invasion stattfinde, daß die Republik oder das Kaiserreich proklamirt würde, oder daß ein Aufstand im Süden ausbräche. Zugleich erklärten sie, daß, da keine dieser Bedingungen vorliege, die Bauern sich nicht erheben würden und es stände dann eine allgemeine Entmuthigung bevor. Endlich verwahrten sie sich noch gegen die Verbreitung der Meinung, als habe man in einer Verbindung mit den Bonapartisten auf eine Stütze zu rechnen.

Als die Herzogin von Berry dieses Alles vernahm, setzte sie die Gründe auseinander, welche sie auf die thätige Aufopferung der Vendee hätten rechnen lassen und bekämpfte mit bewegter Stimme die Ansichten, welche ihr die theuersten Hoffnungen zu rauben drohten.

Aber die Herrn von St. André, von Goyon und von Goulaine zeigten sich unerschütterlich.

„Wohlan," rief die Herzogin aus, „wenn Sie nicht zu überzeugen sind, so brechen wir ab! Aber ich ersuche Sie um eine schriftliche Erklärung der Gründe, aus welchen Sie ihrem Könige ihren Beistand versagen."

Einstimmig versprachen sie diese Erklärung und sie hielten Wort.

Inmitten dieser ungewissen Lage hatten die Legitimisten in Paris die Nachricht von der Ankunft der Herzogin in der Vendee erhalten und waren darüber in Schrecken gerathen; denn sie waren am ersten befähigt, die Gefahren zu beurtheilen, welchen die Herzogin, bei einer weitern Verfolgung ihrer Pläne, entgegen ging. Sie sandten daher Herrn Berryer an sie ab, um ihr für den Augenblick von ihrem Unternehmen abzurathen.

In der Vendee angelangt, wurde Herr Berryer heimlich nach Mesliers geführt und fand dort die Mutter desjenigen, den er seinen König nannte, in einem traurigen und kahlen Zimmer.

Die Herzogin hatte sich in einen schottischen Shawl gehüllt und lag auf einem armseligen Bette. Neben ihr stand ein mit Papieren und Karten bedeckter Tisch, auf welchem zwei geladene Pistolen lagen.

Außer den Herren von Charrette und von Mesnard, war Niemand zugegen.

In Gegenwart dieser Herren ersuchte Herr Berryer die Herzogin, die Vendee zu verlassen und wendete alle ihm zu Gebote stehende Mittel der Ueberredung auf, um sie dazu zu bewegen.

Aber auf den Sieg vor dem Kampfe zu verzichten — heimlich aus einem Lande zu entfliehen, in welches sie die Geister Cathelineau's und Bonchamp's berufen zu haben schienen — Diejenigen zu verlassen, welche sich für ihren Sohn compromittirt hatten, ohne auch nur das Glück auf die Probe gestellt zu haben — dazu konnte Marie Karoline sich nicht entschließen. Einige heftige Worte, welche ihrem Aerger entschlüpften, das Feuer ihres Blickes und die Veränderung ihrer Züge zeigten hinlänglich, wie schwer es ihrer leidenschaftlichen Natur wurde, einem Rathe zu folgen, den die Klugheit als Nothwendigkeit erscheinen ließ.

Nach sehr langem und sehr heftigem Widerstande gab sie endlich nach. Es wurde verabredet, daß sie mit einem Passe, den Herr Berryer ihr zur Verfügung stellte, Frankreich verlassen sollte.

Und in der That wurde sogleich Alles zur Abreise vorbereitet.

Aber der folgende Tag war kaum erschienen, als der Stand der Dinge sich plötzlich änderte.

Herr von St. André überbrachte der Herzogin einen mit dem Poststempel von Lyon versehenen Brief, welchen sie kaum gelesen hatte, als sie ausrief:

„O, mein Gott, der ganze Süden steht in Flammen!"

Dann wandte sie sich an Herrn von St. André:

„Mein Herr, ich werde nicht abreisen. Unterrichten Sie unsere Freunde von meinem Willen." —

War dies eine List von ihrer Seite? War es eine verabredete, falsche Nachricht, welche ihr einige Anhänger der Bewegung hatten zukommen lassen, um sie in der Vendee zurück zu halten?

Oder war es eine vom Feinde gelegte Schlinge?

Die Vermuthung hierüber hatte einen weiten Spielraum.

Dem sei jedoch wie ihm wolle. Die Herzogin schrieb augenblicklich an Herrn Berryer, daß sie ihren Entschluß vom vorigen Tage geändert habe und beeilte sich, Herrn von Charette, sowie den übrigen Anführern in der Vendee, welche für die Waffenergreifung stimmten, die nöthigen Befehle zuzusenden.

Herrn von Charette sagte sie am Schlusse ihres Briefes:

„Mein theurer Freund, geben Sie nicht Ihre Entlassung, so lange ich nicht die meinige gebe!" —

Aber es schwebte über dem Unternehmen der Herzogin ein Unstern, den weder ihr Muth, noch ihre Entschlossenheit zu besiegen vermochten.

Durch eine verhängnißvolle Fügung, welche sich nur durch

die Zerwürfnisse in der royalistischen Partei erklären läßt, hatte der Marschall Bourmont, als er am 19. Mai in Nantes eintraf, die von der Herzogin von Berry angeordnete Waffenergreifung für unzeitig erklärt und zugleich verschiedenen Anführern Gegenbefehle zugesandt.

Diese Maßregel desorganisirte Alles. Die Insurgenten wurden von Ungewißheit, Mißtrauen und Muthlosigkeit erfüllt und es entstand eine Verwirrung, die das Unternehmen völlig hoffnungslos machte. Vergebens wurden darauf, in Folge einer Unterredung der Herzogin mit dem Marschall Bourmont, wieder Gegenbefehle ertheilt. Es war zu spät. Diejenigen Insurgenten, welche sich bereits erhoben hatten, wurden, da sie keine Unterstützung fanden, schnell erdrückt, und diejenigen, welche später die Waffen ergriffen, waren nicht mehr zahlreich genug, um ihren Anstrengungen Erfolg zu verschaffen. Der Heldenmuth, mit welchem sie kämpften, vermehrte nur die Opfer, welche dieser blutige Aufstand erheischte, der hauptsächlich an den Spaltungen im Schoße seiner eigenen Anführer scheiterte.

Unter den Waffenthaten in dieser traurigen Epoche des Parteikrieges verdient die Belagerung Erwähnung, welche das Schloß la Penissiere zu bestehen hatte. Hier hielten 45 Vendeer den Angriff zahlreicher Infanterie-Colonnen mit einem solchen Muthe und mit solcher Ausdauer aus, daß die Truppen sich entschließen mußten, das Schloß in Brand zu stecken. Die Flamme prasselte über den Häuptern der Belagerten, sie leckte zu ihren Füßen und gleichwohl kämpften sie beim Klange zweier Hörner und unter dem Rufe: Es lebe Heinrich V.! noch eine Zeitlang fort, bis sechs von ihnen getödtet waren und den Uebrigen ein gleiches Schicksal drohte. Dann erst

zogen sie sich kämpfend zurück und überließen den Belagerern nur rauchende Ruinen und Todte.

So wurde dieser Aufstand im Westen erstickt. Wäre er vom Anbeginn durch eine napoleonische Insurrektion unterstützt worden, so würde er die Dynastie Orleans sicher ihrem Untergange zugeführt haben. Die obsiegenden Parteien hätten dann nur noch unter sich um den verlassenen Thron zu kämpfen gehabt, der mir nicht hätte entgehen können. Denn die Legitimität besaß im Volke, außer in der Vendee, nur sehr geringe Sympathien, welche es mit den noch nicht erloschenen, ruhmvollen Erinnerungen, die sich an meinen Namen knüpften, nicht hätten aufnehmen können.

Aber die Klugheit hatte es mir nicht rathsam erscheinen lassen, mich von vorn herein einem Unternehmen anzuschließen, dessen Erfolg höchst problematisch war. Ein unglücklicher Ausgang desselben würde mich in Rom nicht blos der weltlichen, sondern auch der geistlichen Macht gegenüber mit Recht zum Verräther gestempelt und meine künftigen Aussichten getrübt haben.

Meine Grundsätze gestatten mir zwar den Verrath; aber die Klugheit gestattet ihn mir nicht, so lange ich noch der Macht entbehre, Diejenigen, welche mich des Verrathes zeihen könnten, verstummen zu machen. —

* *

*

Nachdem, wie erwähnt, der Aufstand in der Vendee erstickt und damit für die Legitimisten Alles verloren war, hätte ich die Herzogin von Berry ihrem Schicksale überlassen kön-

nen, ohne dadurch der in Rom mir gewordenen Mission irgendwie Abbruch zu thun. Aber es zeigte sich mir in der augenblicklichen Lage der Herzogin die Gelegenheit, meiner Sache einen Dienst zu leisten, und mein Interesse gebot mir, diese Gelegenheit zu nützen.

Demgemäß handelte es sich für mich darum, die Legitimisten, welche soeben besiegt worden waren, in ihrem Haupte, der Herzogin, für lange Zeit in ihrer gegenwärtigen Ohnmacht zu erhalten. Dadurch konnte ich für meine eigenen Pläne ein freieres Feld erlangen. Denn gelang es mir, die verschiedenen Parteien in Frankreich, welche alle nach einem Ziele, der Herrschaft, strebten, auch nur um eine zu vermindern oder die Thätigkeit auch nur einer niederzuhalten, so lag darin für meine Sache ein nicht zu verkennender Vortheil, und ich beschloß, mir denselben nicht entgehen zu lassen.

Es war daher nicht mehr meine Aufgabe, die Herzogin von Berry einfach ihrem Schicksale zu überlassen, sondern — sie aufzuopfern, indem ich dazu beitrug, sie ihren Feinden zu überliefern.

Und es gelang mir.

Die Herzogin hatte ihre Zuflucht in Meliers verlassen und flüchtete von Asyl zu Asyl. Bald durchwanderte sie des Nachts die Wälder, bald ließ sie sich auf den Schultern ihrer Führer durch Sümpfe tragen oder brachte mehrere Stunden tödtlicher Angst in einem mit Gesträuch bedeckten Graben zu, während die zu ihrer Verfolgung ausgesendeten Truppen wüthend in der Umgegend umherstreiften.

Den Gefahren eines solchen unstäten Lebens lange zu

entgehen, war offenbar unmöglich, und endlich mußte sie an die Rettung ihres Lebens und ihrer Freiheit denken.

Nantes war der Sache der Herzogin feindlich, und es stand zu erwarten, daß die Regierung Louis Philipp's ihre Nachforschungen bis dahin ausdehnen würde. Aber gerade dieser Grund bewog die Herzogin, Nantes zu ihrem Zufluchtsorte zu wählen. Sie begab sich dorthin als Bäuerin verkleidet, von einem Fräulein von Kersabiec begleitet, während ihre Anhänger alle die Drangsale zu ertragen hatten, welche die Verfolgungssucht einer erbitterten und durch den eben errungenen Sieg hochmüthig gewordenen Regierung ihnen im Uebermaße bereitete. —

In Nantes hatte sich die Herzogin in das Haus des Fräuleins Duguigny geflüchtet. Aber trotz ihrer Leiden und trotz der sie umgebenden Gefahren, nährte sie noch fortwährend hochmüthige Hoffnungen. Von ihrem Asyle aus, welches die wachsamste und verschwiegenste Treue beschützte, unterhielt sie eine thätige Correspondenz und hielt sich jeden Augenblick bereit, die Umstände zu benutzen.

Unter den Briefen, welche sie während ihres verborgenen Aufenthaltes zu Nantes schrieb, verdient besonders einer angeführt zu werden. Derselbe war an die Gemahlin Louis Philipp's gerichtet und lautete folgendermaßen:

„Madame! Welches auch die Folgen sein mögen, die sich für mich aus der Stellung ergeben werden, in welche ich mich bei der Erfüllung meiner Mutterpflichten versetzt habe, so werde ich doch niemals, Madame, zu Ihnen von meinem Interesse reden. Aber tapfere Männer haben sich für die Sache meines Sohnes compromittirt, und ich darf es nicht unterlassen, zu ihrer

Rettung zu versuchen, was ehrenhafter Weise geschehen kann.

Ich bitte Sie daher, meine Tante, deren gutes Herz und Religiosität mir bekannt sind, allen Ihren Einfluß anzuwenden, um für diese Männer Theilnahme zu erregen. Der Ueberbringer dieses Briefes wird Ihnen über die Verhältnisse derselben nähere Auskunft ertheilen und wird Ihnen sagen, daß die Richter, die man den Unglücklichen giebt, Leute sind, gegen welche sie sich geschlagen haben.

Madame! Trotz der gegenwärtigen großen Verschiedenheit unserer Stellungen glüht auch unter Ihren Füßen ein Vulkan. Ich habe Ihren sehr natürlichen Schrecken zu einer Zeit, wo ich in Sicherheit war, kennen gelernt und ich bin nicht unempfindlich gegen denselben geblieben. Gott allein weiß, was er uns bestimmt, und vielleicht werden Sie es mir einst Dank wissen, daß ich auf Ihre Güte vertraut und Ihnen Gelegenheit gegeben habe, solche gegen meine unglücklichen Freunde zu bezeigen. Halten Sie sich im Voraus meiner beständigen Dankbarkeit versichert.

Ich wünsche Ihnen Glück, Madame! denn ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, um glauben zu können, daß sie sich in Ihrer Lage glücklich fühlen.

Marie Karoline."

Dieser Brief wurde von einem royalistischen Officier nach St. Cloud gebracht und entsiegelt dem Herrn von Montalivet übergeben, der ihn der Königin zustellte.

Der Officier wartete unten an der Treppe die Antwort

ab. Aber man brachte ihm den Brief mit der Bemerkung zurück, daß ihn die Königin nicht empfangen könne.

Die Wahrheit ist, daß die Königin ihn aus politischen Rücksichten nicht beantworten konnte. —

Unterdessen verstrich die Zeit. — Seit der Ankunft der Herzogin von Berry in Nantes waren bereits fünf Monate verflossen und ihr Zufluchtsort war noch immer ein Geheimniß. Sei es, daß sie durch ihre Klugheit alle Bemühungen ihrer Feinde zu vereiteln gewußt hatte, oder daß die Behörden ihre Verfolgungen mit berechneter Nachlässigkeit betrieben, — denn die gefangene Herzogin von Berry würde für die Regierung eine Verlegenheit und eine Gefahr gewesen sein. Ihre Straflosigkeit würde Louis Philipp der Verachtung der Völker preisgegeben haben, während ihr Tod ihn der Verabscheuung der Fürsten geweiht hätte.

Aber die Herzogin in Freiheit setzen, hieß, sie den Komplotten und dem Bürgerkriege zurückgeben. Sie den Richtern überliefern, hieß, das Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetze auf eine Weise bekennen, die für Monarchien ebenso gefahrvoll ist, als sie verhängnißvoll werden kann.

Aber wer sollte in diesem Lande die Mutter eines Kindes richten, das durch die Abdankung seines Großvaters König dieses Landes geworden war?

Die Pairie?

Die Pairs wären vor einer solchen Verantwortlichkeit zurückgebebt.

Eine Jury?

Dann lief man Gefahr, daß einige nach Gutdünken gewählte Männer, indem sie die Justiz vor dem vorigen Königthume die Waffen strecken ließen, das Königthum Louis

Philipp's der Usurpation und des Treubruchs schuldig erklärten. . .

Man konnte das Verbrechen der Empörung in der Herzogin von Berry nicht strafen, ohne daran zu erinnern, unter welchen Anstrengungen man Karl X. gezwungen hatte, die Krone niederzulegen.

Und trotz Allem wurde es doch zur gebieterischen Nothwendigkeit, sich der Herzogin von Berry zu bemächtigen.

Nach langem Schwanken entschloß sich die Regierung zu diesem Schritte.

Aber um den Zufluchtsort der Herzogin zu entdecken, bedurfte man eines Verräthers.

Ich fand diesen Verräther.

Als um diese Zeit einer meiner Agenten mir Nachricht gab, daß die Regierung Louis Philipp's entschlossen sei, sich der Person der Herzogin von Berry zu versichern und es nur noch darauf ankomme, den Zufluchtsort derselben zu erfahren, entsann ich mich eines Menschen, von dem ich wußte, daß er, nach allen Seiten hin Spionerie treibend, in dieser Eigenschaft der Herzogin bereits die mannigfachsten Dienste geleistet hatte, noch fortwährend deren Vertrauen besaß und vor Kurzem in Nantes angekommen war. Ich durfte somit voraussetzen, daß ihm das Asyl Marie Karolinens bekannt sei.

Dieser Mensch hieß Deutz.

Ich beauftragte sogleich meinen Agenten, dem Minister des Innern, Herrn von Montalivet, das folgende, mit einem beliebigen Namen unterzeichnete Billet zuzustellen:

„Herr Minister! Unter den wenigen Personen, welchen der gegenwärtige Zufluchtsort der Frau Herzogin von Berry bekannt ist, giebt es nur Eine, die sich

dazu verstehen würde, das Geheimniß desselben zu entdecken. Der Name dieser Person ist Deutz. Der Herr Präfekt Duval zu Nantes wird daselbst die genannte Person leicht ausfindig machen können und sie geneigt finden, den angedeuteten Absichten zu entsprechen." —

Diese Zeilen hatten eine wunderbar schnelle Wirkung. Schon nach wenigen Tagen meldet mir mein Agent, daß Deutz es gegen einen hohen Preis übernommen habe, die Herzogin der Regierung Louis Philipp's zu überliefern.

Deutz genoß, wie erwähnt, das Vertrauen Marie Karolinens, aber er hatte bei derselben bei weitem nicht den Einfluß, dessen er später, nach vollbrachter Verrätherei, sich rühmte. Indeß hatte er der Herzogin seit geraumer Zeit verschiedene Dienste geleistet. Er hatte die Gemahlin des Marschalls Bourmont von London nach Italien begleitet; er hatte die Herzogin auf seiner Reise nach Rom in Massa gesehen; sie hatte ihn später wieder in Modena empfangen, und auf Empfehlung des heiligen Vaters waren ihm wichtige Missionen an die Königin von Spanien und an Don Miguel übertragen worden. Auf diese Weise hatte man ihn in wichtige Geheimnisse eingeweiht und ohne Zweifel ihm großes Vertrauen bewiesen.

Aber dies Alles hatte ihn nicht gehindert, fast zu gleicher Zeit auch der französischen Regierung zu dienen, um die Legitimisten zu verrathen und von Herrn Thiers eine darauf abzielende geheime Mission in die Vendee zu übernehmen. —

Kurz nach dem Zeitpunkte, wo die französische Regierung beschlossen hatte, sich der Herzogin von Berry zu bemächtigen, war Deutz in Nantes erschienen und hatte sich einigen einflußreichen Legitimisten vorgestellt. Bald darauf sprach er zu

denselben von dringenden Depeschen, die er mitzutheilen habe, und bat um die Gnade, bei der Herzogin vorgelassen zu werden.

Aber schon hatten sich in der legitimistischen Partei beunruhigende Gerüchte über diesen Menschen verbreitet. Man wollte ihn wiederholt und zu ungewöhnlicher Zeit das Haus des Präfekten haben besuchen sehen und es stand zu befürchten, daß die Polizei, welche alle Fremden überwachte, durch ihn auf die Spur der Herzogin gelangen könnte.

Vergebens wiederholte er daher seine Bitte bei mehreren Personen, von welchen er wußte, daß sie das Vertrauen der Herzogin besaßen.

Aber er war bereits in Verruf gekommen und Niemand traute ihm mehr. —

Auf diese Weise überall abgewiesen, hoffte Deutz nur noch, daß Marie Karoline von seinem Verlangen, sie zu sehen, durch ihre Umgebung benachrichtigt werden und sie selbst ihm dann Gelegenheit geben würde, seinen Zweck zu erreichen.

Und hierin täuschte er sich nicht. Man hatte seiner Anwesenheit in Nantes gegen die Herzogin kaum erwähnt, als dieselbe den Bruder des Fräuleins Duguigny rufen ließ und ihm sagte:

„Morgen Abend um sechs Uhr begeben Sie sich gefälligst in's Hotel de France und fragen nach einem Herrn Gonzague. Sobald Sie ihn sehen, fragen Sie ihn: Mein Herr, Sie kommen aus Spanien? Bejaht er diese Frage, so geben Sie ihm diese Hälfte einer zerschnittenen Karte. Herr Gonzague besitzt die andere Hälfte. An diesem Zeichen werden Sie ihn erkennen und ihn sogleich zu mir führen."

Diesem Auftrage gemäß begab sich Herr Duguigny am folgenden Abend um die bestimmte Stunde ins Hotel de

France. Er erkannte Deutz, der sich ihm unter dem Namen Gonzague vorstellte, an der halben Karte und bot sich ihm zum Führer an.

Während darauf Beide die Straße Jean-Jaques verfolgten und dann den Weg einschlugen, der vom Port Maillard zur Straße Haute-du-Chateau führt, schien Deutz unruhig und fragte seinen Begleiter, wohin er ihn führe.

„In ein Haus," erwiederte Herr Duguigny, „welches die Frau Herzogin nur besucht, um Ihnen Audienz zu ertheilen und welches sie dann augenblicklich wieder verlassen wird."

Einige Schritte vor dem bezeichneten Hause machte Herr Duguigny Deutz bemerklich, daß eine der beiden Dienerinnen der Herzogin, Marie Brissy, nicht sehr verschwiegen, obgleich ihre Treue erprobt sei, und daß man daher in ihrer Gegenwart sehr zurückhaltend sein müsse.

Beim Anblick dieser Dienerin, welche ihnen die Thür öffnete, beeilte sich Deutz, die Frage an seinen Begleiter zu richten:

„Ist es diese, von welcher Sie soeben gesprochen haben?"

Und auf die bejahende Antwort des Herrn Duguigny, fügte er hinzu:

„Ist die Andere verschwiegen? Es ist nöthig, daß man sich unterrichte."

Ohne ihm zu antworten, geleitete ihn sein Führer in ein Zimmer, in welchem sich die beiden Fräulein Duguigny, Fräulein Kersabiec und Guibourg befanden. Herr Duguigny fragte, ob die Frau Herzogin schon angekommen sei, und man antwortete ihm, man glaube es, da man im anstoßenden Zimmer Geräusch vernommen habe.

In diesem Augenblicke trat Herr Mesnard ein. Deutz, der ihn nicht kannte, gerieth in Unruhe und fragte ihn:

„Was ist das? Sagen Sie mir, mein Herr, wo ich mich befinde!"

Bevor Herr Mesnard, verwundert über diese Anrede, noch antworten konnte, erschien die Herzogin. Sie näherte sich Deutz und erkundigte sich in wohlwollendem Tone nach seiner Gesundheit.

Deutz konnte vor Verwirrung nur durch eine Verbeugung antworten. Dann folgte er, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, der Herzogin und Herrn Mesnard in die Mansarde, welche an das Zimmer stieß.

Hier dauerte die Unterhaltung ungefähr zwei Stunden. Am Schlusse derselben wußte Deutz einen Vorwand zu finden, um eine zweite Unterredung zu verlangen. Uebrigens glaubte er fest, die Herzogin sei in einem fremden Hause und es schwand ihm jeder Zweifel daran, als er sah, daß sie sich ihren Shawl und Hut reichen ließ.

In diesem Augenblicke fand sich Herr Duguigny ein, um die Befehle der Herzogin in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit und nachdem die Herzogin ihm einige unbedeutende Aufträge ertheilt hatte, sagte er zu Deutz:

„Wenn Sie Ihrer Königlichen Hoheit in der Folge Etwas zu übergeben haben sollten, so will ich es übernehmen. Meine Wohnung ist Place de la Präfecture Nummer zwei, im dritten Stocke. Aber um Irrungen zu vermeiden, wollen wir uns jetzt ordentlich in's Auge fassen, damit wir uns leicht wiedererkennen."

Als er darauf Deutz fest in's Gesicht blickte, verlor dieser die Fassung, machte eine unwillkürliche Bewegung und

sprach dann, wie um doch Etwas zu erwiedern, mit stammelnder Zunge:

„Haben Sie meine Verwirrung bemerkt, als ich hier ankam? Das ist in der That außerordentlich.“

Jetzt entfernte sich die Herzogin, und indem sie an Herrn Duguigny vorüber ging, sagte sie zu demselben, auf Deutz zeigend:

„Das ist ein guter Mann, von unbedingter und grenzenloser Ergebenheit.“ —

Der Irrthum, in welchen man Deutz in Ansehung des Hauses, woselbst ihm von der Herzogin Audienz ertheilt worden war, versetzt hatte, nöthigte ihn, um eine zweite Unterredung zu bitten. Zu diesem Zwecke nahm er seine Zuflucht zu einer Nonne, in welche Marie Karoline viel Vertrauen setzte, und deren Leichtgläubigkeit er durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen zu fangen wußte.

Auf diese Weise gelang es ihm, am 6. November eine zweite Audienz bewilligt zu erhalten.

Um seinem Verrathe einen größern Werth zu geben, suchte Deutz an dem genannten Tage den Marschall Bourmont auf, welcher ebenfalls in Nantes eine Zuflucht gefunden hatte, meldete ihm, daß er die Herzogin von Berry am Abende bei dem Fräulein Duguigny sehen würde und forderte ihn auf, sich gleichfalls dort einzufinden. Herr von Bourmont gab eine ausweichende Antwort.

Die Polizei hätte sich übrigens schon des Marschalls vor dem verabredeten Besuche bemächtigen können; aber sie unterließ es, weil sie dadurch den Erfolg der ihr weit wichtigern Verhaftung auf's Spiel gesetzt haben würde. Indeß war Jener glücklich genug, der ihm gelegten Schlinge zu entgehen.

Am Abend verließ er Nantes, niedergebeugt von Kummer und an einem Fieber krankend, in Begleitung eines vertrauten Dieners. —

Als an diesem Abende die für die Herzogin von Berry so verhängnißvolle Stunde nahte, hatte die Polizei alle Maßregeln getroffen. Truppen, unter dem Befehle des Generals Dermoncourt, hatten Befehl erhalten, das Viertel, in welchem das bezeichnete Haus belegen war, zu besetzen. —

Um sieben Uhr wird Deutz bei der Herzogin von Berry, seiner Wohlthäterin, eingeführt. Sein Gesicht ist ruhig; seine Worte athmen nur Ergebenheit und Aufopferung. Die Unterhaltung dauerte eine Viertelstunde.

Plötzlich tritt ein junger Mann ein und übergiebt der Herzogin einen Brief, in welchem man ihr meldet, daß sie verrathen sei und daß derjenige, der sie verrathen, in diesem Augenblicke vor ihr stehe.

Die Herzogin liest das Schreiben, theilt Deutz die Nachricht mit und sieht ihn mit fragendem Lächeln an.

Er bemeistert seine Verwirrung, betheuert seine Dankbarkeit und Treue und entfernt sich endlich mit der Versicherung, daß man ihn verleumde und er Alles aufbieten würde, um seine Feinde zu entlarven.

Aber kaum hat er das Zimmer verlassen, als auf der Straße Bajonnete erglänzen. Zwei Polizei-Commissarien, von dem Präfekten Duval angeführt, stürzen mit Pistolen in der Hand in das Haus, Soldaten folgen ihnen und stürmen die Treppe hinauf.

Die Herzogin von Berry, durch den Lärm aufgeschreckt, hat kaum Zeit, sich mit Fräulein Stylite von Kersabiec, Herrn von Mesnard und Herrn von Guibourg in ein kleines Ver-

steck zu flüchten, welches sich in einer Ecke des Zimmers der Herzogin befand und dessen Eingang durch die Platte des Kamins verdeckt wurde.

Der Präfekt und die Commissarien traten in das Zimmer, und da sie nur die beiden Fräuleins Duguigny, Frau von Charrette und Fräulein Cöleste von Kersabiec anwesend fanden, ordneten sie die umfassendsten Untersuchungen an. Sapeurs und Maurer werden herbei gerufen, man öffnet die Möbel, man zerschlägt die Wände, reißt den Fußboden auf. Man findet Nichts, aber das Werk der Zerstörung wird fortgesetzt. —

In dem engen Raume, welcher der Herzogin und ihren Gefährten zum Verstecke diente, konnte man nur durch eine kleine Oeffnung Athem holen, so daß Einer nach dem Anderen genöthigt war, den Mund daran zu legen, um nicht zu ersticken. Und da im Kamine öfter Feuer angezündet wurde, so verwandelte sich der Versteck in einen glühenden Ofen und es traten Augenblicke ein, wo derselbe durch die Holzstöße dermaßen erschüttert wurde, daß die darin verborgenen Personen darin ihr Grab zu finden fürchteten.

Endlich ertheilte der Präfekt den Befehl, daß das Haus militairisch besetzt werden sollte, bis man die Herzogin gefunden haben würde. Denn die Anwesenheit der Herzogin konnte keinem Zweifel unterliegen.

Dieser Befehl, welcher in dem Verstecke vernommen wurde, brachte hier die größte Verzweiflung hervor. Aber man befand sich in der Nothwendigkeit auszuharren und es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. —

Unterdessen war die Nacht verstrichen, der neue Tag erschien, und Soldaten und Polizisten hatten von dem Hause

Besitz genommen. Man hatte die Nachforschungen zwar eingestellt, aber es gab nirgends einen Winkel, der nicht unausgesetzt Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtung gewesen wäre. —

Wiederum wurde es Abend, wieder brach die Nacht herein und das Leiden der Eingesperrten währte bereits sechszehn Stunden.

Da beginnen zwei Gensd'armen, welche das Zimmer der Herzogin besetzt hielten, mit Torf und Zeitungspapieren ein großes Feuer im Kamin anzuzünden. Ein ungeheurer Qualm entwickelt sich und durchdringt alle Räume.

Dies entscheidet Alles.

Man mußte sich ergeben. Fräulein von Kersabiec ruft:

„Schaffen Sie das Feuer weg oder wir ersticken! Machen Sie schnell!"

Zugleich stößt Herr von Guibourg mit dem Fuße die vom Feuer bereits roth gewordene Platte ein, welche den Versteck vom Kamin trennt, und die Gensd'armen beeilen sich, die Flamme auszulöschen. Dann schreitet die Herzogin, bleich und schwankend, mit ihren Gefährten über den glühenden Heerd hinweg in das Zimmer, wo sie erschöpft niedersinkt.

Sogleich wird der General Dermoncourt benachrichtigt, welcher in Begleitung des Substituten des Königlichen Prokurators, Herrn Baudot, und einiger Offiziere herbei eilt.

Als der General in's Zimmer tritt, sagt ihm die Herzogin:

„General! ich übergebe mich Ihrer Ehrenhaftigkeit."

„Madame," antwortet der General Dermoncourt, „Sie stehen unter dem Schutze der französischen Ehre."

Und in der That behandelte man die Herzogin mit allen

Rücksichten, die man einer Frau ihres Ranges und namentlich einer unglücklichen Frau schuldig ist. —

Am 8. November Morgens wurde die Herzogin von Berry mit Herrn von Mesnard und Fräulein Kersabiec in der Mündung der Loire auf einer kleinen Kriegsbrigg eingeschifft. Diejenige, welche als Regentin nach Frankreich gekommen war, trug jetzt alle ihre Habseligkeiten in einem Taschentuche bei sich und wurde als Gefangene nach der Citadelle von Blaye geführt.

Erst nach sieben Monaten einer Gefangenschaft von grausamer Strenge, die noch durch die ehrenrührigsten Kränkungen erhöht wurde, deren Umstände Jedermann bekannt sind, wurde die Herzogin wieder in Freiheit gesetzt. Am 8. Juni verließ sie ihr Gefängniß, um an Bord der „Agathe" zu gehen, welche am folgenden Tage im Hafen von Palermo Anker warf.

Am 9. Juni Mittags wurde die französische Brigg „Arteon," welche zu diesem Zwecke nach Palermo gesandt worden war, vom Befehlshaber der „Agathe" abgeordnet, um die Nachricht von der Landung der „Gefangenen von Blaye" nach Frankreich zu bringen.

Dieses war das Ende des Unternehmens der Herzogin von Berry, welches die Bestimmung hatte, die Dynastie Orleans zu stürzen, Heinrich V. auf deren Thron zu setzen und das mit einer gewissen Ostentation durch die folgende Proklamation eröffnet worden war:

Proklamation I. K. Hoheit der Regentin von Frankreich an die Armee.

„Soldaten! Eine traurige Revolution hat Frankreich gewaltsam von der Familie seiner Könige getrennt.

Diese Revolution ist ohne Euch, sie ist gegen Euch gemacht worden. Ihr seid der Pflicht und der Ehre treu geblieben und habt Euch nur der Nothwendigkeit unterworfen. Eure Herzen sind der Usurpation nicht beigetreten.

Soldaten! Die Interessen des Vaterlandes führen mich in Eure Mitte zurück. Die Enkelin Heinrichs IV. bittet um Euren Schutz. Sie fordert Euren Schutz im Namen des unglücklichen Frankreichs, im Namen Eurer betrübten Familien, Eurer Liebe, der Liebe aller guten Franzosen. Den Franzosen allein will Heinrich V. seine Krone verdanken.

Die usurpatorische Regierung wird Euch jetzt zu ihrer Vertheidigung aufrufen, während sie vor Kurzem Euch noch geschmäht hat. Ihr werdet es nicht vergessen haben, Ihr Soldaten der spanischen Armee, sie hat die Denkmäler Eurer Siege zerstört!

Soldaten unserer afrikanischen Legionen! Die legitime Monarchie bereitete Triumphbogen und Belohnungen für Euch vor; die Revolution aber hatte Eure Dienste verkannt und Euch mit ihren Verleumdungen verfolgt. Diese Männer, welchen der Ruhm Eurer Heldenthaten lästig ist, sind keine Franzosen. Trennt Euch von ihrer gemeinen Sache, sammelt Euch um die weiße Fahne, sie ist die Fahne Eurer Väter, sie ist die Eurige, sie ist das ruhmvolle Zeichen, welches unsere schönsten Provinzen erobert oder erhalten hat; sie ist das Banner, welches in allen Theilen der Welt geehrt und auf allen Meeren geachtet ist; Ihr habt

es kürzlich auf den Herkulessäulen, auf den Ruinen von Athen, auf den Wällen von Algier aufgepflanzt!

Frankreich und Europa sind von Neuem bereit, die weiße Fahne als ein Unterpfand der Sicherheit, als die Fahne der Ehre und des Muthes zu begrüßen!

Soldaten! Eure Rechte werden anerkannt werden. Das edle Handwerk der Waffen soll den ihm gebührenden Rang wieder erhalten. Euer Avancement, Eure rechtmäßig erworbenen Vorrechte sollen Euch wieder gegeben oder erhalten werden. Heinrich V. eilt zu Euch, um das Verdienst und die Aufopferung zu belohnen, um alle Dienste anzuerkennen und alle ehrenwerthen Fähigkeiten aufzusuchen!

Soldaten! Vertrauensvoll trete ich in Eure Mitte: Ihr werdet Waffen gegen die Feinde des Staats haben — Ihr werdet aber keine haben gegen Eure Brüder, gegen die Tochter Eurer Herrscher, gegen ein Kind, den rechtmäßigen Erben von fünfunddreißig Königen!

Soldaten, eilt herbei! Möge Euch die Liebe zum Vaterlande um die Mutter Heinrichs V. schaaren. Ihr werdet mich an der Spitze der Tapferen finden! Eilt herbei und vereinigt Euch mit der treuen Bevölkerung, die sich erhebt und mir entgegen zieht und wiederholt, wie sie, den Frankreich so theuren Ruf:

Es lebe der König! Es lebe Heinrich V.!

Für den König, die Regentin des Reichs:

Marie Karoline.

Ordonnanz, die Einsetzung einer provisorischen Regierung betreffend.

Wir Marie Karoline, Regentin des Reichs u. s. w.

In Erwägung der Bedenklichkeiten, der Umstände und der Gefahren, welche Frankreich drohen würden, wenn in diesem Augenblicke der Entscheidung nicht die Rechte und die Interessen Aller unter den Schutz der legitimen Gewalt gestellt würden, welche den Leiden des Vaterlandes allein ein Ende machen kann, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, in Paris eine provisorische Regierung zu organisiren, welche in unserer Abwesenheit und im Namen unseres vielgeliebten Sohnes Heinrich's V. die geeigneten Maßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung ergreifen könne;

Da Wir wünschen, daß dieses wichtige Amt nur Männern anvertraut werde, welche sich durch ihre Liebe zum Vaterlande und für das öffentliche Wohl empfehlen;

Da Wir ferner in Gemäßheit unserer Autorität als Regentin des Reichs handeln:

So haben Wir befohlen und befehlen wir Folgendes:

Art. 1. Von der Bekanntmachung der gegenwärtigen Ordonnanz an wird eine provisorische Regierung in Paris eingesetzt, um die Gewalt unseres vielgeliebten Sohnes Heinrich's V. während unserer Abwesenheit zur Anerkennung zu bringen und zu proklamiren.

Art. 2. Der Marquis von Pastoret, der Herzog von Belluno, der Vicomte von Chateaubriand und der Graf von Kergorlay werden zu Mitgliedern der pro-

visorischen Regierung ernannt. In Abwesenheit des einen von ihnen sind die andern Mitglieder ermächtigt, für seine Stellvertretung zu sorgen.

Art. 3. Der Graf von Floirac wird zum Secretair der provisorischen Regierung ernannt und wird das Amt eines solchen unter Leitung der Mitglieder der erwähnten Regierung versehen.

Gegeben zu Massa, am 5. Februar 1832.

Marie Karoline."

* *

*

Ich hatte dazu beigetragen, die Herzogin von Berry den Händen ihrer Feinde zu überliefern, in der Voraussetzung, daß ich damit der legitimistischen Partei einen tödtlichen Streich versetzen würde.

Hat sich meine Voraussetzung bestätigt?

Nein.

Ich hatte mich getäuscht, indem ich die Sache Marie Karolinens in ihrer Person zu treffen gehofft.

Ich erkannte nur zu bald, daß es ein tiefer Irrthum ist, an den Erfolg zu glauben, wenn es sich um die Niederlage des Hauptes einer Regierung oder einer Partei handelt, die man zu vernichten trachtet. . .

Es verhält sich damit wie mit dem politischen Meuchelmord, durch den bisweilen Fanatiker das Heil eines Volkes zu erstreben hoffen.

Vom Leben eines Menschen hängt das Schicksal einer Na-

tion nicht ab. Denn wenn ein Uebel vorhanden ist, liegt es in den Sachen, nicht in der Person, welche jene repräsentirt.

Der gemordete Cäsar lebte in Octavianus nur schrecklicher wieder auf.

Will man das Uebel zerstören, so zerstöre man die Sache, sonst wird man in den meisten Fällen das Uebel nur erhöhen.

Diese Erfahrung mußte ich in Ansehung der Legitimisten machen. Die Gefangenschaft der Herzogin von Berry diente nur dazu, der Thätigkeit ihrer Anhänger einen neuen Impuls zu geben. Und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wenn die legitimistische Partei in Paris während des Aufstandes in der Vendee einen gleichen Eifer und eine gleiche Energie entwickelt hätte, wie dies mehrere Monate später geschah, die Dynastie Orleans verloren gewesen wäre. —

Das Unternehmen der Herzogin von Berry hatte somit für mich nur die Früchte getragen, welche in einer wiederholten Kundgebung der Gefahren lagen, die den Thron Louis Philipp's umgaben und die für meine Hoffnungen einen moralischen Werth hatten. Die Meereswoge, welche von Sekunde zu Sekunde den Fels bespült, wird diesen endlich zum Wanken bringen... Dann bedarf es nur eines leichten Druckes — und er stürzt. —

Ich gehe jetzt in der Zeit um einige Monate zurück, um zu zeigen, wie die Anstrengungen der Parteien in Frankreich, deren Waffen alle nach demselben Ziele gerichtet waren, fast niemals ruhten und fort und fort indirekt für meine Zwecke wirkten.

Alle diese Verschwörungen, Aufstände und Attentate, welche seit 1830 die Dynastie Orleans unablässig im Athem erhielten, dienten mir zugleich als Stufenleiter, an der ich gleich-

sam meine Kräfte prüfte und von deren höchster Sprosse mir die Insignien des Kaiserreichs entgegen winkten.

Werde ich sie erreichen?

Mein Name, meine Bestimmung, mein Wille bürgen mir dafür!

Aber bevor ich selbstthätig die Hand ausstreckte nach dem glänzenden Preise, suchte ich unablässig in den revolutionären Anstrengungen fremder Elemente meine Hoffnungen zu realisiren. Um daher meine künftige Situation beurtheilen zu können, muß ich noch die Ereignisse erwähnen, welche dem Zeitpunkte vorangingen, wo ich im Begriff stand, durch mein Unternehmen auf Strasburg unabhängig den Kampf zu beginnen, dessen Ziel ich bis dahin durch fremde Kräfte nicht hatte erreichen können. —

Der Kriegsruf der Legitimisten in der Vendee war kaum verhallt, als die Republikaner sich anschickten, denselben in Paris ertönen zu lassen. Es würde dies ohne Zweifel früher und mit größrer Aussicht auf Erfolg geschehen sein zu der Zeit, als die Regierung Louis Philipp's die Anhänger der Herzogin von Berry zu bekämpfen hatte.

Allein es schien den Republikanern an einer Gelegenheit gefehlt zu haben.

Diese Gelegenheit fand sich mit dem plötzlichen Tode eines Mannes, dessen Name für alle freisinnigen Parteien eine große Bedeutung hatte.

Dieser Mann war der General Lamarque.

Die Popularität dieses Generals ließ seinen Tod als ein wichtiges Ereigniß erscheinen.

Mein großer Oheim hatte in seinen letzten Regierungstagen diesen tapfern Soldaten zum Marschall von Frankreich

ernannt und die Officiere der „hundert Tage" hatten in ihm einen eifrigen Vertheidiger, wie die politischen Flüchtlinge aller Nationen einen warmen Beschützer gefunden. Die demokratische Partei hatte ihn zu ihren Rednern gezählt, und als Tribun und Soldat besaß er alle die Eigenschaften, welche der lebhafte Theil des französischen Volkes, der aufbrausende und kriegerische Theil, anbetet. Das Wort „Vaterland" war das letzte Wort, welches seinen beredten, nun für immer geschlossenen Lippen entfloh. —

Die Legitimisten, welche zu dieser Zeit die Absichten der Republikaner entdeckt hatten, waren zu ohnmächtig, um aus denselben Nutzen ziehen zu können. Aber indem sie auf die gefahrvolle Ehre einer neuen Schilderhebung verzichten mußten, unterließen sie es nicht, für den Aufstand, der sich vorbereitete, zu wirken. Sie entzündeten den Eifer der Republikaner durch geheime Emissaire; sie nahmen arme Arbeiter in ihren Sold, deren Thätigkeit sie verdoppelten und die sie mit Waffen und Munition versahen. Zwei Werkführer, die sie gewonnen hatten, erhielten den Auftrag, beim Ausbruche des Kampfes die Waffenläden zu plündern, um mit dem Raube einen Haufen entschlossener Männer auszurüsten.

Solcher Art arbeiteten die Legitimisten ihren natürlichen Feinden, den Republikanern, in die Hände, aus keinem andern Grunde, als zum Sturze der Dynastie Orleans beizutragen. Welche Partei den Thron, den man umzustürzen trachtete, wieder aufrichten sollte — darum kümmerte man sich wenig. Man schien sich mit der unbestimmten Aussicht zu begnügen, welche eine zu Boden geworfene Partei schon an und für sich in einer jeden Regierungs-Veränderung zu erblicken pflegt.

Zur selben Zeit hatte mein Oheim Joseph, der aus Ame-

rika zurückgekehrt war, Mittel gefunden, sich mit einer Anzahl von Männern zu verbinden, welche bereit waren, mich an ihre Spitze zu stellen und unterstützt von meinem Truppen-Corps, welches bereits gewonnen worden war, den Kampf gegen Louis Philipp zu eröffnen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbieten würde.

Aber als nun diese Gelegenheit erschien, zeigte sich unter den Anführern meiner Partei eine Uneinigkeit und Anarchie, welche es wenig rathsam machten, das gefährliche Wagniß zu bestehen.

Die Einen, welche Freunde der Freiheit waren, verlangten zwar das Kaiserreich — aber mit einem Oberhaupte als vollziehende Gewalt und ohne Antheil an der Gesetzgebung — also die Republik mit einem andern Namen.

Die Andern, welche Männer der That, aber voll Unbesonnenheit waren, bekämpften jede Gemeinschaft mit Solchen, die der militairischen Aristokratie angehörten und aus der Kaiserzeit stammend, sich halb und halb der neuen Regierung angeschlossen hatten, welche sie jetzt wieder zu verlassen bereit waren. —

Als daher mein Oheim mich von dem Stande der Dinge unterrichtete, beschloß ich, nach Paris zu gehen, in der Absicht, an dem Gange der Ereignisse, die sich vorbereiteten, zu prüfen, in wie weit meine Partei auf einen Erfolg zu rechnen habe. Ich hatte in dieser Beziehung, aus den erwähnten Gründen, wenig Hoffnung. Aber ich hatte die Absicht, jene Verbindung mit den Republikanern wieder herzustellen, welche ich ein Jahr zuvor in England zu Stande gebracht und die sich später wieder aufgelöst hatte, weil die Chancen, zur Zeit einer neuen Revolution, nicht günstig gewesen waren. —

Dieses war die Lage der legitimistischen, wie meiner eigenen Partei, als die Republikaner sich zum Kampfe rüsteten.

Diese Letzteren zeichneten sich durch außerordentliche Entschlossenheit und ungestüme Tapferkeit aus. Aber es fehlte ihnen an einem Mittelpunkt, an einer Leitung. Sie gehörten verschiedenen Associationen an und gehorchten daher verschiedenen Einflüssen. Die „Gesellschaft der Volksfreunde" hatte die „Gesellschaft der Menschenrechte" neben sich erstehen sehen, und außerhalb dieser Letztern bestanden noch andere, ähnliche politische Verbindungen.

Daher herrschten in dieser Partei eine große Unsicherheit und ein Mangel an Einheit. Uebrigens waren für eine Erhebung nur sehr unzulängliche Vorbereitungen getroffen, als am 4. Juni 1832 Abends in einer wenig zahlreichen Versammlung von Republikanern der Beschluß gefaßt wurde, am folgenden Tage, welcher für das Leichenbegängniß des Generals Lamarque bestimmt war, den Angriff zu beginnen. —

An diesem Abende langte ich mit einem fremden Passe unter dem Namen Aubry in Paris an und bezog ein kleines Zimmer auf dem Boulevard des Italiens, welches einer meiner Freunde für mich gemiethet hatte.

Ohne meine Parteigenossen von meiner Ankunft zu benachrichtigen, begab ich mich sogleich zum General Lafayette, wo ich Armand Carrel, den hervorragendsten der damaligen republikanischen Publizisten, antraf.

Der General, welchen mein Erscheinen nicht im Mindesten zu überraschen schien, empfing mich mit großer Zurückhaltung, indem er sagte:

„Monseigneur, ich habe Ihre Ankunft erwartet; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie vergeblich gekommen sind."

Darauf stellte er mich Herrn Carrel vor, den ich noch nicht kannte und der, nach der üblichen Verneigung, den Worten des Generals, mit der ihm eigenen Freimüthigkeit, die Bemerkung hinzufügte:

„Ich theile die Ansicht des Generals... Wir wollen die Freiheit, aber nicht das Kaiserreich."

Von der Schroffheit dieser Aeußerung unangenehm berührt, erwiederte ich:

„Es ist noch kein Jahr verflossen, mein Herr, seit ich für die Freiheit mein Blut vergossen."

„In Italien. Vielleicht eben deshalb findet Ihre Sache in Frankreich wenig Sympathie."

Ich verbiß den versteckten Vorwurf, welcher in dieser Bemerkung lag und begnügte mich, zu sagen:

„Was das Letztere betrifft, so befindet sich die Sache der Republikaner ohne Zweifel in derselben Lage." Dann setzte ich hinzu: „Daher könnte eine Verständigung Beiden von gleichem Nutzen sein."

„Ich glaube nicht. Wir Republikaner sind daran gewöhnt, unsern eigenen Kräfte zu vertrauen."

Diese unerquickliche Unterhaltung wurde jetzt durch den General unterbrochen, welcher mit einfachen Worten mich zu überzeugen suchte, daß meine Partei, vermöge ihrer Uneinigkeit und der Widersprüche in ihren Grundsätzen, sich selbst alle Aussicht auf einen Erfolg verschlossen habe und daß es unnütz sein würde, am Vorabende des Kampfes eine Uebereinstimmung der Prinzipien und Ansichten herbei führen zu wollen. Am allerwenigsten aber sei aus denselben Gründen an eine Vereinigung der Interessen, an ein Zusammenwirken mit den Republikanern zu denken.

Der General hatte vollkommen Recht. Derselbe war vortrefflich unterrichtet, hatte ein richtiges Urtheil und sprach meine eigene Ueberzeugung aus. Ich nahm keinen Anstand ihm dies zu sagen, worauf ich mich verabschiedete.

Herr Armand Carrel machte mir eine Entschuldigung wegen des Freimuthes seiner Aeußerungen, was mir von ihm sehr wohl gefiel.

Seitdem habe ich diesen rechtschaffenen Republikaner mit mir auszusöhnen gewußt, und ich hoffe mir in ihm eine nützliche Stütze gewonnen zu haben. Er ist unstreitig der talentvollste und achtungswertheste Publizist der Gegenwart.

Leider werde ich ihn täuschen müssen, — wie ich alle Diejenigen täuschen werde, welche zu einer Fahne treten, um ein anderes Partei-Interesse, als das meinige zu verfolgen. —

Ich kehrte in meine Wohnung zurück.

Da es noch früh am Abend war, so setzte ich einige derjenigen meiner Anhänger von meiner Ankunft in Kenntniß, welche durch meinen Oheim mir als die einsichtsvollsten und thatkräftigsten bezeichnet worden waren.

Um zehn Uhr fanden sich mehrere von ihnen bei mir ein und es wurde über die Partie, welche man ergreifen wollte, debattirt. Ich entwickelte alle die Gründe, welche aus einem Kampfe keinen Erfolg für mich hoffen ließen, wobei ich zugleich aus meiner Unterredung mit dem General Lafayette kein Geheimniß machte.

Die Herren von Persigny, von Mahon und von Walewsky, welche zugegen waren, theilten meine Meinung. Dagegen waren drei oder vier der Anwesenden entgegengesetzter Ansicht. Es waren dies Männer der That, welche sich auf ihren indi-

viduellen Standpunkt stellten und in ihrem Muthe allein eine Bürgschaft des Erfolges erblickten.

Endlich vereinigte man sich dahin, die Ereignisse des folgenden Tages abzuwarten, während der Nacht aber Alles vorzubereiten, um, wenn die Chancen sich günstig zeigten, die Initiative des Kampfes ergreifen zu können.

Die Vendome-Säule wurde zum Rendezvous gewählt.

Man trennte sich und ich legte mich um Mitternacht mit der Ueberzeugung zur Ruhe, daß meine Zeit noch nicht gekommen sei. —

* *
*

Am 5. Juni war ganz Paris schon früh in Bewegung.

Diejenigen, welche das Leichengefolge des Generals Lamarque bilden sollten, hatten sich beeilt, die im Voraus ihnen angewiesenen Plätze zu erreichen, und von neun Uhr Morgens an drängte sich eine ungeduldige Menge nach dem Hause des Todten.

Ich legte Arbeiter-Kleidung an und verließ meine Wohnung. Zunächst begab ich mich zu Herrn von Mahon, um ihn mit der Ausführung eines Planes zu beauftragen, den ich während der Nacht entworfen hatte, zu dem Zwecke, den Republikanern noch vor dem Beginn des Kampfes einen empfindlichen Verlust zu bereiten.

Man wird später sehen, um was es sich handelte.

Darauf folgte ich dem ungeheuren Menschenstrome, der auf allen Straßen und Plätzen dahin wogte. —

In der Straße St. Honoré sah man Nationalgardisten,

Arbeiter, Studenten, ehemalige Soldaten in buntem Gemisch vorüber ziehen. Auf dem Platze Ludwig XV. hatten sich die Studenten des Rechts und der Medizin mit den Mitgliedern der „Gesellschaft der Volksfreunde" vereinigt, welche sich in Abtheilungen formirten und Anführer wählten. Einige von ihnen waren bewaffnet, Andere trugen Fahnen von verschiedenen Farben und Formen.

Man zog zu einem Leichenbegängnisse, aber die unruhigen Blicke und die aufgeregten, blassen Gesichter aller dieser Leute verkündeten kriegerische Gedanken. Dabei circulirten die beunruhigendsten Gerüchte. In manchen Gruppen besprach man sich leise und geheimnißvoll, während aus andern wirres Geschrei hervortönte. Alle aber lebten in der Erwartung einer blutigen Katastrophe; die Einen, weil sie eine solche wünschten, die Andern, weil sie sie fürchteten.

Diesem drohenden Sturme gegenüber hatte die Regierung ganz Paris in ein Schlachtfeld verwandelt.

Vier Schwadronen Karabiniers hatte den Platz Ludwig's XV. besetzt, während eine Schwadron Dragoner an der Weinhalle stand. Eine andere Schwadron, nebst einem Bataillon des 3. leichten Regiments, nahm den Greve-Platz ein und das 12. leichte Regiment erwartete den Leichenzug auf dem Bastille-Platze. Im Hofe des Louvre und im Studenten-Viertel standen Soldaten verschiedener Waffengattungen. Die Munizipalgarde war auf der ganzen Linie aufgestellt, welche sich von der Polizei-Präfektur bis zum Pantheon erstreckt, während eine Abtheilung den Pflanzengarten deckte und mit dem 6. Dragoner-Regiment in Verbindung stand, welches sich an der Kaserne der Cölestiner bereit hielt, sich Ueberall hin zu bewegen.

Der Rest aller Truppen von Paris war in den Kasernen consignirt und es waren Vorbereitungen getroffen, nöthigenfalls Regimenter aus Ruel, Courbevoi und St. Denis heran zu ziehen.

Auf diese Weise hatte die Regierung der Revolution, deren Ausbruch bis jetzt nur vermuthet wurde, eine Heeresmacht von 24,000 Mann entgegen zu stellen. —

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Der Marschall Clauzel, General Lafayette, Laffitte und Mauguin hielten die Zipfel des Leichentuches, während junge Männer den Wagen zogen, welchem politische Verbannte aus allen Ländern Europa's folgten. Die Eskorte wurde nur von zwei Bataillonen gebildet; aber 10,000 Nationalgardisten, welche Seitengewehre trugen, nahmen am Zuge ebenfalls Theil. Die Artilleristen der Nationalgarde hatten sich mit Patronen versehen, ihre Musketen waren geladen. Viele von den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften trugen unter den Kleidern Pistolen und Dolche.

Das Wetter war düster und regnerisch und trug dazu bei, die Traurigkeit der Gemüther noch zu erhöhen. —

Mit großer Mühe war es mir gelungen, die Vendome-Säule, das mit meinen Freunden verabredete Rendezvous, zu erreichen.

Der Platz war vom Generalstabe besetzt, welchen eine große Menschenmenge umgab, die sich indeß ziemlich ruhig verhielt.

Mich durch das Gewühl hindurch windend, traf ich endlich auf die Herren von Persigny und von Walewsky.

Dieselben benachrichtigten mich, daß sie während der Nacht mit meinen übrigen Freunden die Verabredung getroffen, sich

je zu Zweien auf gewissen Punkten aufzustellen, zwischen welchen sie durch Mittelspersonen sich leicht in Verbindung setzen konnten. Dort sollten sie von der Vendome-Säule aus das Signal erwarten, um die Intiative des Kampfes zu ergreifen, für welchen Zweck 800 wohlbewaffnete und entschlossene Männer bereit standen. Dieses Signal sollte jedoch ohne meine Zustimmung nicht gegeben werden.

Ich war mit diesem Arrangement, welches mir völlig freie Hand ließ, zufrieden, und es kam nur darauf an, wie die Ereignisse sich entwickeln würden.

Plötzlich sehe ich den Leichenzug, bei der Rue de la Paix anlangend, von seinem Wege ablenken und auf die Vendome-Säule zu kommen. Schrecken bemächtigt sich des Generalstabes, welcher sich eiligst zurück zieht.

„Man beschimpft die Manen Lamarque's!" rufen augenblicklich tausende von Stimmen.

Eine Abtheilung Soldaten, welche auf dem Platze steht, wird durch Geschrei aufgefordert, hervor zu treten und dem vorüberziehenden Sarge die militairischen Ehren zu erweisen.

Während die Soldaten gehorchen, ertönt aus der Menge, welche vor dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten auf und nieder wogt, der tausendstimmige Ruf:

„Es lebe die Republik!"

Es war jetzt klar, was im Werke war. —

Der Zug nahm jetzt seinen Weg längs den Boulevards, deren Seitenalleeen eine zahllose Menschenmenge erfüllte und rückte langsam vor. Ich folgte demselben in Begleitung des Herrn von Persigny, nachdem ich Herrn von Walewsky angewiesen hatte, seinen Platz an der Vendome-Säule zu behaup-

ten, um die Verbindung mit unsern übrigen Freunden nicht zu unterbrechen.

Als der Zug an der Rue de Grammont anlangte, zeigte sich der englische Gesandte, Herzog von Fitz-James, welcher, eine stolze Haltung affektirend, den Hut auf dem Kopfe behielt. Dieser Anblick bringt Erbitterung hervor. Heftige Aufforderungen ergehen aus der Mitte der aufgeregten Menge, der Herzog wird durch die auf ihn geschleuderten Steine, welche die Scheiben des Hotels zerschmettern, zum eiligen Rückzuge gezwungen.

Jetzt nahm die Aufregung beständig zu; sie ging aus den Umständen hervor und wurde durch tausend zufällige Ereignisse genährt. Hier wurde ein Polizei-Agent zu Boden geschlagen, dort warf man das Bild des gallischen Hahns, welches auf einer Volksfahne schwebte, in den Koth und setzte eine Weidengerte an seine Stelle. Die am wenigsten Ungestümen geriethen über die Anwesenheit der Polizei-Agenten, welche in gewissen Entfernungen an den Seiten des Zuges aufgestellt waren, in Wuth. Einer dieser Unglücklichen, der schwer verwundet worden war, mußte in den Reihen der Artilleristen eine Zuflucht suchen. Diese retteten ihm das Leben. Ein Anderer wäre beinahe von einem Offizier der Invaliden am Thore St. Denis geopfert worden. Alles trug dazu bei, voraussichtliches Unglück unvermeidlich zu machen.

Diese einem Todten erwiesene Ehre, an welcher der Schmerz weniger Antheil hatte als die Hoffnung und der Haß; diese unermeßliche Volksmenge, diese italienischen, polnischen, deutschen, spanischen Flüchtlinge mit ihren Fahnen; diese offenbaren Vorbereitungen zum Kampfe, diese Vorsichtsmaßregeln, diese revolutionären Gesänge, welche unter drohen-

dem Geschrei zum Himmel stiegen; diese düstern Klänge des Tamtam und das Wirbeln der umschleierten Trommeln — Alles dieses stimmte die Gemüther zu einer gefährlichen Exaltation, alles dieses ließ nur einen blutigen Ausgang ahnen.

Schon hielten Mehrere, welche Zeugen des düstern Enthusiasmus waren, der sich in dieser wirren und gedrängten Masse immer weiter verbreitete, das Spiel für Louis Philipp verloren. Als in einer Abtheilung von Studenten eine Stimme fragte:

„Wohin führt man uns?"

Antwortete der, welcher die Abtheilung führte:

„Zur Republik, und seien Sie überzeugt, daß wir heute Abend in den Tuilerien speisen werden!"

Selbst die Juli-Revolution hatte in ihrem Beginnen keinen so imponirenden und schrecklichen Anblick gezeigt. Die Idee des Kampfes war Allen so sehr gegenwärtig, daß man im Vorbeigehen Pfähle und Baumzweige ausriß, um sich derselben als Waffen zu bedienen. Die Regierung war also trotz der ergriffenen Vorsichtsmaßregeln den Launen des Zufalls preisgegeben; denn die Treue der Truppen wankte und man wußte, daß viele Generale der Republik oder dem Kaiserthume ergeben waren. Als der Zug den Bastille-Platz erreichte, sagte ein Offizier des 12. leichten Regiments, auf den Anführer der ersten Abtheilung der Studenten zuschreitend:

„Ich bin Republikaner, Sie können auf uns rechnen."

Uebrigens sah man mehrere Offiziere die Aufforderung, mit dem Volke zu fraternisiren, durch beistimmende Zeichen erwiedern.

Unterdeß hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Zög-

linge der polytechnischen Schule Arrest erhalten hätten. Aber plötzlich erschienen sie ungefähr 60 Mann stark, die meisten mit bloßem Haupte und unordentlichen Kleidern. Sie hatten sich mit Gewalt befreit, nachdem sie den General Tholozé, der sich ihrem Ausgange hatte widersetzen wollen, über den Haufen geworfen hatten. Sie eilten nun herbei, um sich in die Insurrektion zu stürzen. Lauter Beifall begrüßte ihr Erscheinen und es ertönt der Zuruf:

„Es lebe die Republik!"

Die Musik des Regiments, welches dem Sarge voraufging, spielte aus eigenem Antriebe die Marseillaise.

Als die Dinge diese immer drohendere Gestalt annahmen, sagte mir Herr von Persigny:

„Die Sachen beginnen sich zu entwickeln ... Die Republikaner haben sich erklärt und es wird blos auf die Antwort ankommen, die man ihnen geben wird."

„Diese Leute werden sich tapfer schlagen, aber sie werden nichts ausrichten," entgegnete ich. „Nur in Verbindung mit uns würde der Erfolg gesichert gewesen sein. Sie wollten diese Verbindung nicht ... Gut. Wir werden ebenfalls nichts ausrichten, aber wir werden den Vortheil haben, unsere Kräfte für eine bessere Gelegenheit aufzusparen." —

Der Zug hatte jetzt den Bastille-Platz überschritten, war über den ganzen Boulevard Bourdon, zwischen dem Kanal St. Martin und den Vorraths-Magazinen hinweggegangen, überschritt die kleine Brücke, die am äußersten Ende des Kanals liegt, und füllte den Raum zwischen dieser Brücke und der Brücke von Austerlitz. Hier machte man Halt.

Eine Estrade war für die Leichenreden errichtet worden. Diejenigen, welche der General Lafayette, der Marschall Clau-

zel, Mauguin und die fremden Generale Saldanha und Sercognani hielten, waren traurig, ernst und feierlich. Aber auf die ruhigen Worte folgten bald heftigere Reden, und die Aufregung des Volks wurde dadurch vergrößert. Elegant gekleidete Männer gingen auf und ab und suchten die Menge durch falsche Nachrichten aufzuregen, indem sie bald erzählten, daß man sich beim Rathhause schlage, bald wieder, daß ein General sich gegen Louis Philipp erklärt habe, oder daß die Truppen sich empört hätten und nach den Tuilerien marschirten. Unterdessen erschallt wiederholt der Ruf:

„Es lebe die Republik!“

Plötzlich erscheint ein Unbekannter auf einem Pferde, welches er in der dichten Menge nur schwer lenken kann. Die Figur dieses Mannes ist düster; er hält in der Hand eine rothe Fahne, über welcher eine phrygische Mütze schwebt. Diese Erscheinung erweckt unter dem Bürgerthume die Erinnerung von 1793 und erregt Erbitterung, namentlich unter den Republikanern, deren Theorien diese schreckliche Erscheinung zu verleumden suchte. Ein Schrei des Unwillens entfuhr Allen, und dennoch klatschten Einige, entweder aus blödsinnigem Fanatismus oder in der verrätherischen Absicht, die Republik verhaßt zu machen, Beifall. Der General Excelmans befand sich im Zuge.

„Keine rothe Fahne!“ rief er nachdrücklich; „wir wollen keine andere als die dreifarbige; sie ist die des Ruhms und der Freiheit!“

Nun stürzten zwei verdächtige Männer auf diesen zu und riefen:

„Man muß ihn in den Kanal werfen!“

Der General verließ das Getümmel und begab sich eiligst

in die Tuilerien. Viele Bürger, welche gleich ihm fürchteten, daß die Partei, welche zur Bewegung treibe, einen blutdürstigen Jakobinismus beabsichtige, dachten jetzt nur noch daran, sich gegen die Insurrektion zu waffnen.

Die rothe Fahne hatte ihre Wirkung gethan. Derjenige, der sie trug, verschwand, und die Republikaner mußten die Hoffnung aufgeben, die große Masse des Bürgerthums mit sich fortzureißen.

Dieses war das Resultat des Planes, dessen ich oben erwähnt und dessen Ausführung ich an diesem Morgen dem Herrn von Mahon anvertraut hatte.

Indem ich Herrn von Persigny die Sache erklärte, sagte ich ihm zugleich, daß ich mich nunmehr jeder Einmischung in die Ereignisse enthalten würde.

„Was wollen Sie?“ fügte ich hinzu, „die Republikaner werden unterliegen, selbst wenn im Anfange das Glück sich für sie erklären sollte. Ich habe ihnen ihre wirksamste Stütze entzogen — die rothe Fahne hat die Bourgeoisie gegen sie bewaffnet.“

„Aber man könnte den Augenblick ihrer Niederlage benutzen ...“ bemerkte Herr von Persigny.

„Auch daran habe ich bereits gedacht. Eine solche Diversion würde uns große Chancen bieten, wenn wir über 2000 Mann zu verfügen hätten. Aber wir sind an Zahl zu gering; in einer Stunde würden wir erdrückt sein.“ —

* *
*

Während die erwähnten Ereignisse sich an der Brücke von Austerlitz zutrugen, fielen nicht weniger lebhafte Scenen

auf dem Boulevard-Bourbon vor, der auf der andern Seite des Kanals liegt. Als nämlich die Straßen in der Nähe des Vorraths-Magazins sich mit kühnen Männern füllten, welche nicht wußten, ob sie die Stunde des Kampfes beschleunigen oder sie abwarten sollten, erschien eine Kolonne von Dragonern, die aus der Kaserne der Cölestiner kamen, auf dem Quai Morland und wendete sich der Brücke von Austerlitz zu.

Die Dragoner schienen von keiner feindlichen Gesinnung beseelt zu sein; sie trugen ihre Pistolen in den Halftern, drangen jedoch rasch vor und hielten 200 Schritte vor der Brücke an. Eine brausende Menge stand ihnen gegenüber; auf der linken Seite hatten sie Palissaden, auf der rechten erhob sich in der Seine die Insel Louviers.

Der Tumult war inzwischen auf's Höchste gestiegen. Es erschien ein Wagen mit dem General Lafayette, den einige junge Leute im Triumphe nach dem Rathhause zogen. Die Schwadron öffnete ihre Reihen, um dem General Platz zu machen. Aber einen Augenblick später ertönten mehrere Flintenschüsse.

Vergeblich zeigte der Kommandant der Dragoner, Herr Dessolliers, bei dieser Gelegenheit höchste Mäßigung. Man forderte von allen Seiten, daß die Soldaten die Waffen strecken sollten; man warf sie mit Steinen und die Wüthendsten schlichen unter den Hals der Pferde und legten auf die Dragoner an, von denen zwei verwundet wurden.

Wenn bei dieser Gelegenheit nicht mehr Blut floß, so hatte man es der energischen Vermittelung der Herren Dufaur, Devanchelles, Sauberanne und Larabit zu danken. Dieser Letztere, ein Deputirter, stand im verdienten Rufe der

Ehrenhaftigkeit und der Bürgertugend; seine Bemühungen trugen viel dazu bei, auf diesem Schauplatze eine Collision zu verhüten, welche freilich überhaupt nicht mehr vermieden werden konnte.

Der Oberst, welcher durch einen verkleideten Unteroffizier von der kritischen Lage der Dragoner auf dem Quai Morland unterrichtet wurde, verließ die Kaserne mit einer zweiten Abtheilung und begab sich mit schmetternden Fanfaren nach dem Platz des Arsenals, um der ersten Abtheilung über den Boulevard-Bourdon die Hand zu reichen und so die Insurgenten zu umgehen. Aber kaum hatte er sich von der Kaserne entfernt, als einige Soldaten durch eine Salve niedergestreckt wurden. Die Dragoner setzten sich nun in Galopp, ritten über den Platz des Arsenals und vollzogen einen Angriff auf dem Boulevard-Bourdon.

Unterdeß hatte sich unter der Menge, welche in der Umgegend der Brücke von Austerlitz versammelt war, der Ruf erhoben:

„Die Dragoner kommen!"

In der That rückten sie im Galopp an und warfen Alles, was ihnen in den Weg kam, über den Haufen.

Bei diesem Anblicke erhob sich allgemeine und gerechte Erbitterung; denn der Punkt, auf welchem die Herausforderung an die Dragoner ergangen war, lag in weiter Entfernung von dem Orte, wo sie ihren Angriff vollführten und wo sie nur auf harmlose Bürger stießen. Eine Barrikade wird eilig erbaut, diejenigen, welche keine Flinten haben, reißen Pfähle aus, um sich damit zu vertheidigen. Mehrere Nationalgardisten ziehen ihre Säbel und Alles stürzt wüthend

den Reitern entgegen, als diese am Anfange der kleinen Brücke des Kanals erstaunt und bestürzt anhielten.

Die Insurrektion war jetzt völlig ausgebrochen. Ein mörderisches Feuer ging vom Arsenal, vom Pavillon Sully und vom Vorraths-Magazin aus. Dem Obersten der Dragoner wurde das Pferd getödtet; der Oberstlieutenant wurde verwundet; eine Kugel traf den Kapitain Bricqueville.

Die Dragoner erhalten Befehl, sich nach der Rue de la Cerisaie und nach der Rue du Petit-Musc zurück zu ziehen.

Die Soldaten verschwinden und man bemerkt in dem ganzen Viertel nur noch Bürger, welche entweder schreckerfüllt oder wuthentbrannt durch einander stürzen. —

Jenseits der Brücke von Austerlitz greifen die jungen Leute, welche die Leiche des Generals Lamarque ziehen und sie nach dem Pantheon geleiten wollen, die Munizipal-Kavallerie an, die in der Umgebung des Pflanzengartens aufgestellt ist. Sie leistet kräftigen Widerstand, aber sie wird zurückgedrängt, und nur mit Hülfe zweier Schwadronen gelingt es ihr, sich zu behaupten.

Nun steht Paris in Flammen. Die Republikaner haben sich nach allen Richtungen hin verbreitet, werfen überall Barrikaden auf, entwaffnen die Posten, fordern die Truppen auf, sich mit ihnen zu vereinigen, greifen sie an, wenn sie sich dessen weigern, bedrohen die Pulvervorräthe und die Zeughäuser, halten die Tambours an, welche Rappel trommeln, und schlagen deren Trommeln ein. Sie sind überall in geringer Anzahl, aber sie verdoppeln sich durch ihre Kühnheit und sind überall zugleich gegenwärtig. Ihre Schnelligkeit ist mit nichts zu vergleichen... Drei Stunden nach dem Anfange des Angriffs war die halbe Stadt in den Händen der Insurgenten.

Auf dem linken Ufer der Seine hielten 200 Mann vor der Kaserne der Veteranen. Ihr Anführer, ein Artillerist der Nationalgarde, erstürmt die Kaserne. Im Hofe angelangt, wo die Soldaten in Schlachtordnung stehen, bemerkt er, daß man ihm nicht gefolgt ist; aber mit verdoppelter Kühnheit geht er auf den Kommandanten los und fordert ihm seinen Degen ab.

„Ich habe zwanzig Jahre gedient," versetzte dieser Offizier, „und man soll mir meinen Degen nur mit dem Leben entreißen."

„Behalten Sie Ihren Degen. Aber hören Sie das Schießen? Wir haben die Obermacht, und ich befehlige hier."

Der junge Mann bemächtigte sich in der That des Kommando's, und schon legten die Soldaten die Waffen nieder, als einige Insurgenten in der schrecklichsten Unordnung in die Kaserne stürzen. Die Veteranen glauben, man wolle sie ermorden. Sie setzten sich in Vertheidigungsstand und treiben die Angreifenden zurück, die meistens nur mit Pistolen oder Stöcken bewaffnet waren. Zwei Abtheilungen der Munizipalgarde eilten auf zwei verschiedenen Wegen von Sainte-Pelagie der Kaserne zu Hülfe und retten sie; aber als sie hier erfuhren, daß Sainte-Pelagie bedroht ist, zogen sie wieder ab und nahmen die Veteranen mit sich. Nicht weit von dort kam es zum Gefechte zwischen den Insurgenten und einem Peloton der Kavallerie, welche von Infanterie unterstützt wurde; die Pulverfabrik les Deux-Moulins wurde genommen, und die ganze Linie der Barrieren gehörte nun den Insurgenten.

Auf dem rechten Ufer machte der Aufstand nicht weniger schnelle Fortschritte. Die Insurgenten hatten sich des Arse-

nals, der Posten der Galiote und des Chateau-d'Eau, aller Viertel des Marais bemächtigt. Die Mairie des 8. Bezirks war in ihrer Gewalt; die Waffenfabrik in der Rue Popincourt, die sie eingenommen, hatte ihnen 1200 Flinten geliefert und sie schickten sich an, die Brücke, das Postgebäude und die Kaserne des Petits-Peres anzugreifen. Aber vorzüglich bemühten sie sich, die Straße St. Martin und die benachbarten Straßen uneinnehmbar zu machen, um hier das Hauptquartier des Aufstandes aufzuschlagen.

Sie vermutheten wohl schwerlich, daß Thiers, Mingnet, D'Hauberfaërt und andere der Regierung Louis Philipp's ergebene Personen sich an diesem Tage in der Restauration des Rocher de Cancale versammelt hatten, kaum funfzig Schritte von dem Lager, in welchem die Republikaner sich befestigten, mit dem festen Entschlusse, die Republik zu proklamiren oder zu sterben.

Das waren die Vortheile, welche die Insurgenten gegen sechs Uhr Abends errungen hatten, und in diesem Augenblicke schien ihnen Alles den Sieg zu verheißen.

Die arbeitende Klasse hatte sich allerdings noch nicht in Bewegung gesetzt. Die Männer des Volks, welche durch die Juli-Revolution getäuscht worden waren, bedachten sich, eine neue Erfahrung zu wagen. Aber der Aufstand hätte sich nicht verlängern können, ohne sie in seinen Strudel hineinzureißen.

Die Soldaten befanden sich in offenbarer Demoralisation, denn die Erinnerung an 1830 lebte in ihrem Geiste wieder auf; sie glaubten den Schrei der Dankbarkeit und des Enthusiasmus, welcher am 29. Juli den Abfall des 53. Linienregiments begrüßt hatte, wieder zu vernehmen, und die Uni-

form der Nationalgarde, die sie in den Gruppen schimmern sahen, erfüllte sie mit Schrecken und Achtung.

Die Regierung war daher in grausamer Unruhe. Um den Soldaten, denen man nicht recht traute, einiges Vertrauen zu verleihen, beschloß man, sie in Verbindung mit der bürgerlichen Miliz agiren zu lassen und man hatte in den Händen des Marschalls Lobau, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde, alle Streitkräfte der Hauptstadt concentrirt. Eine Versammlung von Generalen und Ministern fand beim Generalstabe statt. Der Marschall Soult fand sich hier ein, und sein Gesicht trug die Spuren einer sonderbaren Befangenheit.

Was sollte man beschließen? Sollte man den Straßenkrieg, welcher 1830 dem Herzog von Ragusa und der Armee so verderblich geworden war, wieder beginnen?

Einer der Anwesenden war der Meinung, man solle den Truppen den Befehl zum Rückzuge geben; man sollte sie in Masse auf dem Märzfelde versammeln, um später mit dem Degen in der Hand nach Paris zurückzukehren. Aber diese Meinung wurde vom Polizeipräfekten Gisquet, der bei diesen Ereignissen eine bemerkenswerthe Festigkeit zeigte, nachdrücklich bekämpft.

Die Erörterung wurde unter Schwankungen, unnützen Verwünschungen und leeren Vorschlägen fortgesetzt, und man trennte sich, ohne zu einem Abschlusse gekommen zu sein — so groß war die Bestürzung.

Dennoch mußte gehandelt werden; die Augenblicke waren kostbar.

Die Gefahr erschien Allen so furchtbar, daß man nach allen Seiten hin Befehle abschickte, welche die in der Umge-

gend von Paris liegenden Truppen herbeiriefen, obgleich die Hauptstadt von Truppen vollgepfropft war. Die Batterie der Militairschule wurde nach dem Caroussel geschickt und bedeutende Munitionsvorräthe wurden von Vincennes herbeigebracht. Zugleich wurden ein Bataillon des dritten leichten Regiments und eine Abtheilung der 6. Legion beordert, den Boulevard zu recognosciren, welchen schon zwei Schwadronen Karabiniers nach dem Thore St. Martin zu besetzt hatten und wo auch der General Schramm mit vier Compagnien am Eingange der Rue de Clery Posto gefaßt hatte.

Um sechs Uhr Abends gelang es den Dragonern, sich des Platzes des Victoires zu bemächtigen, und unterstützt von einigen Compagnien Infanterie und einer Abtheilung der Nationalgarde, sicherten sie nun den Abgang der Couriere.

Aber das waren nur schwache Erfolge im Vergleich mit denen, welche die Insurgenten auf tausend andern Punkten erfochten. Sie nahmen nach einander und mit großen Verlusten der Municipalgarde die wichtigsten Posten weg. Um acht Uhr errichteten sie eine Barrikade bei der kleinen Brücke des Hotel-Dieu, trieben eine Abtheilung des 25. Linienregiments zurück, zwangen eine Abtheilung der Municipalgarde, sich über den Quai aux Fleurs zurückzuziehen, und umringten die Polizei-Präfektur von allen Seiten. —

Die Nachricht von diesen Ereignissen verbreitete Bestürzung im Schlosse. Vergeblich suchte man hier das Zuströmen von Besuchern, welche sich um den Thron drängen, wenn er im Glanze der Feste schimmert und die Gewalt auf ihm sitzt. Die Furcht hatte selbst Diejenigen erkältet, welche sonst am meisten mit ihrer Ergebenheit prunkten. Das ist freilich eine gewöhnliche und in der Geschichte nicht neue Erscheinung.

Die Beamten der Ministerien hatten die überflüssigen Papiere verborgen und man dachte schon in den Tuilerien an die Vorbereitungen zur Flucht. Man fürchtete hier vorzüglich, daß sich der General Lafayette der Bewegung anschlösse. Noch mehr aber fürchtete man dies vom Marschall Clauzel.

Was hätte nicht die Popularität des Einen und der Ruhm des Andern vermocht?

In diesem Falle wäre die Monarchie verloren gewesen.

Der Kriegsminister, Marschall Soult, theilte diese Befürchtung. Seitdem man die von den Anhängern des Marschalls Clauzel früher angesponnenen Intriguen kannte, traute man ihm einen grenzenlosen Ehrgeiz zu. Sein militairischer Ruhm, seine Verwaltungskenntnisse, seine unermüdliche Thätigkeit ließen vermuthen, daß er in seiner Seele große Pläne nährte. Man wußte überdies, daß er in seinen politischen Neigungen unfähig der Uneigennützigkeit, unfähig der Beständigkeit war. Und dieser Mann, der sich nach einander Bonaparte, der Restauration und den Orleans hingegeben und die Liebe der Republikaner genoß, hatte das Recht verloren, Glauben an seine Treue gegen den letzten Herrn zu fordern. Bei dieser Gelegenheit verfiel er in schweren Verdacht. Man bemerkte seine verlegene Haltung während des Kampfes, die Schlaffheit des Wiederstandes, seine an die Anführer der Truppen gerichtete Aufforderung, sich nur im äußersten Falle zu vertheidigen, welche Aufforderung mit der Rauheit seines Charakters in Widerspruch stand. Er gab den Rath, Paris aufzugeben, und gewiß war dieser Rath befremdlich. Endlich erzählt man, daß er in der Nacht vom 5. zum 6. Juni mit einigen bekannten exaltirten Mitgliedern der republikanischen Partei eine geheimnißvolle und wichtige Unterredung

gehabt, und ein gewisser Guilbert, ein Schützling des Kriegsministers, hatte diesem mitgetheilt, daß am Abend des 4. Juni auch zwischen dem General Lafayette, Armand Carrel und einem fremden jungen Manne im Hause des Generals eine Zusammenkunft stattgefunden, in welcher man sich mit den Vorbereitungen zum Aufstande beschäftigt habe.

Es war hier ohne Zweifel von meinem Besuche die Rede, den ich dem General am Abende meiner Ankunft in Paris gemacht hatte. —

Aber wenn der Schrecken der Regierung groß war, so war die Unentschlossenheit bei Denjenigen, welche durch ihre Stellung berufen waren, die Insurrektion zu leiten, nicht geringer.

Zwei Republikaner hatten auf Herrn Mauguin gerechnet, allein sie fanden ihn in der größten Bestürzung und konnten ihm nur einige muthlose Worte entreißen. Der Marschall Clauzel, welcher sich der Bewegung von Anbeginn an auf's Entschiedenste geneigt gezeigt hatte, antwortete einem Artilleristen, der ihn im Namen der republikanischen Partei aufforderte, das Schwert zu ziehen:

„Ich verbinde mich mit Ihnen, sobald Sie der Mitwirkung eines Regiments sicher sind."

„Herr Marschall," entgegente der Artillerist, „wenn in diesem Augenblicke ein Regiment zu unsrer Verfügung stände, so brauchten wir Sie nicht."

Von Allen, welche Viel auf's Spiel zu setzen hatten, war der General Lafayette der Einzige, der sich anbot. Aber ein kranker und schwacher Greis, fehlte ihm die Kraft des Entschlusses und seine Freunde wagten nicht, die Verantwortlichkeit für sein Leben zu übernehmen.

Dieser Mangel an Leitung gefährdete Alles.

Und in der That begannen die Sachen bald eine andere Wendung zu nehmen.

Die Minister, durch ihre Emissaire von der Unthätigkeit Lafayette's und von der Unentschlossenheit des Marschalls Clauzel unterrichtet, boten nunmehr Alles auf, um dem Stande der Dinge eine andere Gestalt zu geben. Die Pressen der vorzüglichsten Journale, welche offen den Aufruhr predigten, wurden unter Siegel gelegt und gegen vier der hervorragendsten Anführer der republikanischen Partei Verhaftsbefehle erlassen. Zugleich wurde durch Proklamationen auf die Armee, sowie auf denjenigen Theil der Bourgeoisie gewirkt, welcher, erschreckt durch das ihm gezeigte Gespenst der rothen Republik, sich von der Insurrektion losgesagt hatte.

Als daher die auf's Neue zum Kampfe ausgesendeten Bürger-Bataillone plötzlich: „Es leben die Truppen!" riefen, fingen die verschiedenen Corps der starken Armee, welche Paris füllte, wieder an, ihrer Tapferkeit zu vertrauen und an den Sieg zu glauben.

Die Insurgenten aber, als sie sahen, daß die Führer, auf die sie gerechnet hatten, nicht geneigt seien, eine so blutige Partie zu übernehmen, verloren den Muth und zerstreuten sich. Und um die Größe des Abfalles zu erhöhen und das eigentliche Volk vom Aufstande fern zu halten, ließ die Polizei durch ihre Agenten das Gerücht verbreiten, die Insurrektion sei im legitimistischen Interesse angestiftet.

Diese Lüge wurde von den Einen zwar zurück gewiesen, von Vielen aber geglaubt und hatte für die Regierung den Vortheil, daß die Nationalgarde des Weichbildes von Paris, welche von den Legitimisten nichts wissen wollte, sich erhob und gegen die Insurgenten marschirte. —

Unterdeß lagerte die Insurrektion in der Mitte der Hauptstadt.

Zwei Barrikaden begrenzten die Straße St. Martin; die eine im Norden bei der Straße Maubuée, die andere, weit stärkere, bei der Straße St. Mery, einige Schritte von der alten Kirche dieses Namens. In den zwischen diesen beiden Verschanzungen eingeschlossenen Räumen an der Ecke der Straße St. Mery und gegenüber der Straße Aubry le Boucher, erhob sich ein ansehnliches Haus, dessen Erdgeschoß und Gänge ungefähr 100 Insurgenten besetzten und das ihnen als Hauptquartier, Citadelle und Lazareth dienen sollte.

Diese Stellung war gut gewählt. Wenn man sie von vorn von der Straße Aubry le Boucher angriff, so wurde man aus den Fenstern des Hauptquartiers beschossen; wenn man sie von hinten angriff, so hatte man das Feuer der Kämpfer auszuhalten, welche im Innern der Barrikade aufgestellt waren, und dies waren lauter geübte Leute, welche den Tod mit sicherer Hand entsendeten und von außerordentlichem Muthe beseelt waren.

Am Abend des 5. Juni stieß eine Kolonne Nationalgardisten, welche die Straße St. Martin recognoscirte, an die Barrikade:

„Wer da!“ rief die Schildwache.

„Freunde!“

„Seid Ihr Republikaner?“

„Ja!“

Freudiger Zuruf ertönte, und einer der Insurgenten, Namens Rossignol, trat vor, um sich mit dem Führer der Kolonne zu besprechen. Aber augenblicklich stürzten die Nationalgardisten auf die Barrikade los, und der Kapitain schickte sich an,

den Parlamentair gefangen zu nehmen. Aber dieser wendet sich zu den Seinigen um, und obgleich ihn ein solcher Befehl einem unausbleiblichen Tode auszusetzen schien, so rief er doch unerschrocken:

„Feuer, meine Freunde!“

Eine Salve wurde aus der Barrikade abgefeuert und fünf Menschen fielen.

Die Angreifenden gaben jetzt ebenfalls Feuer, und einer der Anführer in der Barrikade erhielt einen Schuß in die Hüfte; aber die Kolonne mußte sich zurückziehen.

Auf dieses erste Zusammentreffen folgten zwei weitere Angriffe, welche kräftig abgeschlagen wurden.

Dies war aber nur das Vorspiel eines schrecklichen Kampfes, zu welchem sich die Insurgenten mit wunderbarer Kaltblütigkeit rüsteten. Während die Einen die Posten auf den Straßen besetzten, erwarteten die Andern, welche sich im Hause Nummer 30 versammelt hatten, mit Ungeduld den Augenblick des Sturmes und verkürzten sich durch heitere Gespräche die furchtbaren Stunden. Diejenigen, welche keine Waffen hatten, gossen Kugeln aus den von den Dächern herabgerissenen bleiernen Rinnen.

Diese merkwürdigen Zurüstungen wurden von einigen alten Soldaten geleitet, welche ihre Gefährten mit Worten und Gebehrden aufmunterten. Kinder luden die Waffen, und gebrauchten die Anschlagzettel, die sie von den Mauern abrissen, statt Propfen. Als später dieses Hülfsmittel den Insurgenten fehlte, zerrissen sie ihre Hemden. So warteten sie, umgeben von Schweigen und Dunkelheit, den folgenden Tag ab.

Plötzlich ertönen auf der Straße eilige Schritte und das

Geräusch von Waffen läßt sich vernehmen. Es war eine Infanterie-Abtheilung, welche anrückte. Es war zwei Uhr Morgens und die Barrikade in diesem Augenblicke fast ganz verlassen. Aber schon waren einige Insurgenten in's dritte Stockwerk gestiegen und klopften mit starken Schlägen an die Thür eines Zimmers, welches nach der Straße hinausging. Man öffnete ihnen, und es kamen ihnen zwei bestürzte und erschrockene junge Frauen entgegen, welche baten, ihnen das Leben zu schenken.

„Fürchten Sie nichts," sagten lächelnd die Eindringenden, „wir kommen nur als Feinde des Königs hierher, und wenn Ihre Möbeln durch die Kugeln beschädigt werden sollten, so wird die provisorische Regierung Sie entschädigen."

Wer war diese Regierung? Wo hatte sie ihren Sitz?

Nirgends. —

Als hierauf die Republikaner benachrichtigt wurden, daß sich in dem von ihnen besetzten Hause das Magazin eines Waffenhändlers befinde, ließen sie sich den Eingang desselben öffnen. Dieses Magazin enthielt etwa 50 Jagdflinten. Die Vertheilung erfolgte unter stürmischem Enthusiasmus.

Nun begaben sie sich in Masse auf die Straße, ließen die Munizipalgarde bis auf Flintenschußweite herankommen, und trieben sie dreimal unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" zurück. Ihre Begeisterung war unbeschreiblich und schien mit der Gefahr zu wachsen. Nach jedem Zusammentreffen sprangen sie über die Barrikade, nahmen die Verwundeten in ihre Arme und trugen sie in's Lazareth, wo ihre Feinde sich ihrer annahmen.

Nicht weit von hier bewachte ein anderer Haufe von Insurgenten eine andere Barrikade, deren Zugänge durch wach-

same, längs der Straße Montmartre aufgestellte Posten vertheidigt wurden. Auch hier fielen hartnäckige Kämpfe vor, denn der Marschall Lobau hatte den Soldaten befohlen, dieses Viertel bis Tagesanbruch zu säubern, und die Insurgenten waren entschlossen, es nicht lebend zu verlassen, wenn sie es nicht als Sieger verlassen konnten.

Lange behaupteten sie sich in den von ihnen erwählten Stellungen. Da sie aber von zahlreichen, sich beständig erneuernden Streitkräften bedrängt wurden, so war jeder Mann, der in ihren Reihen fiel, ein unersetzlicher Verlust für sie. — Um vier Uhr Morgens war ein längerer Widerstand unmöglich geworden. Die Insurgenten zählten hinter den Barrikaden bereits weniger Kämpfer, als Leichname.

Ein letzter Sturm beendete hier endlich den Kampf. Einige wenige Republikaner entflohen wie durch ein Wunder, die andern ließen sich auf der Bresche tödten.

Am 6. Juni standen die Insurgenten nur noch auf dem Bastilleplatze, am Eingange der Vorstadt St. Antoine, und in den Straßen St. Martin, St. Mery, Aubry le Boucher, Planche Mibray und les Arcis. Die Regierung machte furchtbare Anstrengungen, um die somit in zwei Viertel zurückgedrängte Insurrektion endlich zu bezwingen.

Von sechs Uhr Morgens an füllte sich der Platz Ludwig's XV. mit Artillerie; zwei Bataillone eilten von St. Cloud herbei und ein Infanterie-Regiment, nebst drei Kavallerie-Regimentern, welche mit Kanonen von Versailles herbeikamen, zogen in Paris ein.

Aber das genügte noch nicht, um die königliche Familie vollständig zu beruhigen und die Tuilerien gewährten fast denselben Anblick wie die Stadt. Die bedeutenden Männer,

welche sich hier einfanden, um ihre Dienste anzubieten, ließen sich zählen. Als man die Kommando's der verschiedenen Brigaden vertheilen wollte, fand sich's, daß die meisten Anführer abwesend waren.

Der König zeigte übrigens eine große Unbefangenheit. Da er Meister in der Kunst war, sich selbst zu bewachen, so trug er in seinem Wesen und in seinen Reden eine große Ruhe zur Schau, entweder, um seine Umgebung mit Vertrauen zu erfüllen, oder weil er einsah, daß die Insurrektion sich ihrem Ende näherte.

Dennoch konnte der schon halb erstickte Brand in jedem Augenblicke sich neu entzünden.

Die Deputirten der Opposition hielten während dessen eine Berathung, und man verhandelte unter dem Einflusse der Furcht oder des Zornes. Die meisten dieser Männer waren beim Namen der Republik erblaßt, und vor ihrem Geiste stiegen finstre Gespenster auf. Aber sie vernahmen nur noch die letzten Klänge des ersterbenden Aufruhrs, und wüthend über ihre jetzt entschwundene Furcht riefen sie:

„Was zaudern wir noch? Der Augenblick ist gekommen, wo Jeder seine Gedanken laut aussprechen darf. Entweder muß man sich jetzt zur Insurrektion bekennen oder mit ihr brechen. Wenden wir eine verhängnißvolle Solidarität von uns ab, und möge eine feierliche Kundgebung unsere Abneigung gegen die Anstifter der Insurrektion, gegen ihre Thaten und ihre Theorien bezeugen!"

Seit nichts mehr zu fürchten war, hatten diese Leute wieder Muth gefaßt.

Gleichwohl war die Insurrektion noch nicht erstickt. Zwar hatte eine Abtheilung der Lanciers die Straße St. Martin

gesäubert; drei Kolonnen unter Anführung des Generals Schramm hatten den Eingang der Vorstadt St. Antoine erobert und der Boulevard war von der Madelaine bis zur Bastille frei. Aber die Sturmglocke läutete noch in der Kirche St. Mery, die Kämpfer im Kloster hielten sich noch, und wehe den Bataillonen, welche in die Straße St. Martin eindrangen und diese unbezwinglichen Kämpfer in zu großer Nähe anzugreifen wagten; denn nie wurde ein fester Platz besser vertheidigt.

Wenn die Truppen durch einen kräftigen Angriff zurückgetrieben wurden, so sprangen die Republikaner über die Barrikaden hinweg, beraubten die Todten ihrer Patrontaschen und erneuerten so ihre erschöpfte Munition.

Dennoch konnte ein solcher Kampf unmöglich verlängert werden, weil jeder neue Angriff in den Reihen der Republikaner Lücken zurückließ, die nicht wieder ausgefüllt werden konnten. Bis dahin hatten sie geglaubt, daß ihre Kühnheit ansteckend wirken könne; daß die Insurrektion auf allen Punkten von Paris der furchtbaren Aufforderung ihrer Schüsse entsprechen würde, und daß, wenn sie auch fallen sollten, ihre Körper wenigstens der Republik angehören würden. Aber diese Hoffnung entschlüpfte ihnen bald wieder. Vergeblich lauschen sie: kaum führt ihnen der Wind den gewöhnlichen Lärm der Stadt zu. Alles um sie herum ist still.

Gegen Mitte des Tages kam eine Abtheilung Infanterie aus der Straße Aubry le Boucher heran und ein Sergeant rief, daß er zu parlamentiren verlange.

Einer der Insurgenten tritt augenblicklich mit seiner Stutzbüchse hervor.

„Wenn ich getödtet werde,“ sagt er zu seinen Gefährten, „so ist ein Mann weniger und Ihr werdet mich rächen.“

Darauf tauschte er einige Worte mit einem Lieutenant aus, und als er zu seinen Kameraden zurückgekehrt war, meldete er ihnen, daß die Soldaten den Durchzug durch die Barrikaden verlangten, mit dem Versprechen, keinen Schuß abzufeuern.

Aber man fürchtete eine Schlinge und Einer rief den Soldaten zu:

„Ihr könnt nur durch uns hindurchgehen, wenn Ihr vorher die Waffen niederlegt!“

Hierauf streckte er die Hand gegen die Barrikaden aus und sagte, sie sei unverletzlich, da sie von Männern bewacht würde, welche geschworen hätten, sie bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Der Anführer der Truppen antwortete, daß er nicht von seiner Pflicht abgehen könne; aber auf wiederholte Vorstellungen der Insurgenten gab er dennoch den Befehl zum Rückzuge und die Soldaten zogen sich langsam und unter dem aus der Barrikade hervortönenden Rufe: „Es lebe die Linie!“ zurück.

Einige Augenblicke später rückte die Nationalgarde des Weichbildes vom untern Ende der Straße St. Martin heran. Wein- und zornestrunken eilte sie unter Flüchen und in der Hoffnung eines leichten Sieges heran. Aber sie wird von einem Rottenfeuer empfangen und weicht zurück. Die ersten Reihen, welche den mit furchtbarer Richtigkeit gezielten Schüssen ausgesetzt sind, werden in einem Augenblicke über den Haufen geworfen, und aus allen Fenstern des Hauptquartiers senkt sich der Tod auf die Kolonne herab. Nun bemächtigt

sich ein unaussprechlicher Schrecken der Angreifenden, sie ergreifen die Flucht, stürzen nach den Quais und zerstreuen sich nach allen Richtungen, indem sie ihre Tschako's und Waffen wegwerfen.

Aber Alles dieses konnte die Insurgenten nicht mehr retten und das Blut, welches noch vergossen wurde, war zwecklos.

Neue Angriffe auf die Barrikade folgten sich jetzt in kurzen Zwischenräumen. Die Republikaner waren bereits um die Hälfte zusammengeschmolzen und besaßen nur noch wenige Patronen.

Aber noch immer kämpften sie mit einem Muthe und einer Todesverachtung, die keine Grenzen kannten.

Endlich, gegen vier Uhr Nachmittags, wurde die Barrikade von allen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen und nun war jeder Widerstand unnütz. Von neunzehn Insurgenten gelang es zweien sich zu flüchten; siebenzehn wurden getödtet, und damit war der Kampf beendet, die Insurrektion erloschen.

* *
*

Der Thron Louis Philipp's war in diesem Sturme unversehrt geblieben, aber es hatte sich klar gezeigt, wie weniger Kräfte es bedurfte, ihn umzustürzen.

Trotz einer wohldiciplinirten Armee von 24,000 Mann, trotz alles Mangels an Einheit im Lager der Republikaner und trotz des Abfalles der Bourgeoisie würde die Dynastie Orleans verloren gewesen sein... Die Unentschlossenheit des Marschalls Clauzel, die Alterschwäche des Generals Lafayette haben sie gerettet. —

Am folgenden Tage, den 7. Juni, herrschte in den mei-

sten Vierteln von Paris die tiefste Ruhe. Die Bürger gingen ihren gewohnten Geschäften nach und nur im Schoße derjenigen Familien, welche die Insurrektion in Trauer versetzt hatte, machten die stattgefundenen blutigen Ereignisse sich fühlbar.

Im Uebrigen ging es, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt. Die Niederlage der Republikaner hatte das Herz ihrer Feinde mit Stolz erfüllt. Je größer der Schrecken der Regierung gewesen war, desto höhnischer und ausgelassener war jetzt ihre Freude. Es war daher vorauszusehen, daß sie ihren Sieg bald mit wilder Ungeduld verfolgen und ihre Rache alle Diejenigen treffen würde, deren Gesinnung sie zu ihren Widersachern stempelte.

In der That hatte man die im Kampfe Gefallenen noch nicht zur Erde bestattet, als die Verhaftungen in Masse bereits ihren Anfang nahmen.

Ich mußte daher an meine schleunige Entfernung denken.

Was würde aus mir geworden sein, wenn man mich entdeckt hätte? Jenes Gesetz, welches allen Gliedern meiner Familie die Rückkehr nach Frankreich bei Todesstrafe untersagte, bestand noch in voller Kraft und eine Regierung, welche sich eben anschickte, ein blutiges Strafgericht zu halten, würde meinem Namen wenig Rücksicht bewiesen haben.

Charakteristisch für den Geist der besiegten Republikaner sind die Antworten, mit welchen sie in ihren Verhören die Richter in Erstaunen setzten.

Ein Mann, Namens Jeanne, befragt, ob er dem Leichenzuge Lamarque's beigewohnt habe, antwortete:

„Ja, mein Herr. Wir bedurften dieses Leichenzuges, um den Kampf zu beginnen.“

„Waren Sie nicht am 5. Juni während des Vorfalles an der Ecke der Straße St. Mary zugegen?"

„Ja, mit dem Gewehre, das ich kurz zuvor aus meiner Wohnung geholt hatte."

„Sie haben dort an der Barrikade gearbeitet?"

„Ja. Zwei Nationalgardisten waren neben mir auf dem Boulevard getödtet worden; die Truppen hatten ohne Grund auf uns geschossen und wir griffen daher zu den Waffen."

„Haben Sie nicht zuerst Feuer kommandirt?"

„Nein. Eine Kugel hatte mich in die Lende getroffen und mich niedergeworfen. Dennoch stand ich auf und feuerte einen Schuß ab — nur einen, denn die Soldaten waren geflohen."

„Sind Sie nicht die ganze Nacht vom 5. zum 6. in der Barrikade geblieben?"

„Ja, und ich feuerte."

„Vertheilten Sie Patronen?"

„Ja, so oft es nöthig war und so lange ich welche hatte."

„Haben Sie nicht am folgenden Tage, den 6., fortwährend geschossen?"

„Fortwährend."

Sind Sie nicht Einer von denen, welche gegen Ende des Kampfes aus den Fenstern eines Hauses auf die Truppen geschossen haben?"

„Ja. Aber als man sich der Barrikade bemächtigte, hatten wir keine Patronen mehr. Sonst hätten wir uns noch in derselben behauptet. Wir bewerkstelligten unsern Rückzug, indem wir uns mit dem Bajonnete durch die Linientruppen Bahn brachen." —

Aehnlich wie dieser Jeanne antworteten alle seine Gefähr-

ten, welche vor die Richter geführt wurden und lieferten der Regierung den niederschlagenden Beweis von der Gefährlichkeit eines Feindes, den sie für den Augenblick zwar besiegt hatte, den sie aber zu vernichten außer Stande war. —

Mit Hülfe meiner Freunde gelang es mir, am 7. Juni Abends unbemerkt Paris zu verlassen, und über Chalons, Nancy und Strasburg kehrte ich unentdeckt nach Arenenberg zurück. —

* *

*

Jetzt trat für mich eine Epoche der Ruhe ein. Das Jahr 1833 brachte, außer der an den Intriguen der Regierung Louis Philipp's gescheiterten Expedition Mazzini's nach Savoyen, kein politisches Ereigniß, welches für meine Pläne ein directes Interesse hatte. Das Jahr 1834 sah die Erhebung der Republikaner zu Lyon, auf welche ich zurück kommen werde, nachdem ich ein Abenteuer berichtet, welches mein Leben unfehlbar ein Ende gemacht haben würde, wenn nicht ein unbedeutender Zufall es verhindert hätte.

Im August 1833 hatte ich, auf einer Reise nach Rom begriffen, in Siena einen Besuch abgestattet, acht Tage in diesem Orte verweilt und dann eine Vettura*) gemiethet, die mich nach Rom bringen sollte.

Am Abend vor meiner Abreise erschien der Vetturin,**) um mich zu bitten, mir einen Reisegefährten gefallen zu lassen, der mir fünf Scudi einbringen würde.

„Ich mag Niemand bei mir haben," antwortete ich.

---

*) Lohnkutsche.

**) Fuhrwerksbesitzer.

„Das bringt mich um drei und Sie um fünf Scudi," versetzte der Vetturin. „Uebrigens thun Sie Unrecht, denn Ihre Reisegesellschaft ist eine liebenswürdige Dame, die soeben eingetroffen ist."

„Ganz allein?" fragte ich.

„Das nicht. Ein Herr zu Pferde begleitet sie und will bis Rom neben dem Wagen herreiten."

„Wie sind sie denn hier angekommen?"

„Beide zu Pferde. Aber die Dame ist zu ermüdet und will nicht weiter reiten, obgleich sie Eile zu haben scheint. Der Herr hat mir acht Scudi versprochen, wenn ich seine Dame nach Rom mitnehme. Lassen Sie sich also fünf Scudi gefallen und wenden Sie mir armen Manne einen kleinen Verdienst zu."

„Der Herr will uns also zu Pferde begleiten und nebenher reiten?"

„Das mag er halten wie er will; das kann mir und Ihnen gleich sein."

„Ist die Dame jung?"

„So hat man mir gesagt; ich habe sie bis jetzt noch nicht gesehen."

„Und ihr Begleiter?"

„Ist ein hübscher junger Mann, der kaum ein Wort Italienisch spricht."

„Hat er das Pferd verkauft, auf welchem die Dame angekommen ist?"

„Nein, er hatte es gemiethet und der Eigenthümer desselben ist damit wieder nach Hause geritten."

„Und sein Gepäck?"

„Er hat nur einen kleinen Koffer, den ich mit auf meinen Wagen nehmen soll.“

„Ich kann mich nicht erklären, bevor ich den jungen Mann nicht selbst gesprochen habe. Die ganze Sache scheint mir sonderbar.“

„Ich will ihn sogleich zu Ihnen senden.“

Der Vetturin geht und zehn Minuten darauf erscheint ein junger Mann von elegantem Aeußern und feinen Manieren, der trotz seinem wunderbaren Gemisch von Italienischem, Französischem und Englischem, nicht übel darzustellen weiß und mir ungefähr dasselbe sagt, was ich von dem Vetturin bereits vernommen. Er schließt seine Anrede mit der Versicherung, wie er nicht glaube, daß ich seiner Frau einen Platz in meinem Wagen verweigern würde.

„Ihrer Frau, Sir?“ fragte ich Englisch, da ich ihn für einen Engländer hielt.

„Dem Himmel sei Dank,“ ruft er erfreut aus, daß Sie meine Sprache reden! Ja, meiner Frau, die eine geborene Engländerin und nichts weniger als ungesellig ist. Sie wird Ihnen gewiß in Nichts beschwerlich fallen.“

„Wohlan Sir, ich bin's zufrieden. Aber ich möchte meine Abreise nicht verspäten. Kann Ihre Frau morgen Früh um fünf Uhr bereit sein?“

„Ganz gewiß.“ —

Den folgenden Morgen zur bestimmten Stunde fährt mein Wagen vor und ich erblicke die Dame darin. Ich begrüße sie mit einem kurzen Compliment, setze mich neben sie und die Reise geht vorwärts.

Die Dame an meiner Seite war etwa achtzehn Jahre alt, hübsch, nach englischer Art gekleidet und außerordentlich

schüchtern. Ihre Züge waren fein und edel, ihre Haltung bescheiden und mädchenhaft. Sie schwebte in beständiger Sorge, mir beschwerlich zu werden.

„Ich hoffe, Madame," sagte ich, „daß Sie Französisch sprechen."

„Auch etwas Italienisch, mein Herr," antwortete sie.

„So preise ich mich glücklich, daß das Schicksal mich erwählt hat, Sie nach Rom zu begleiten."

„Vielleicht bin ich darin glücklicher als Sie," erwiederte sie.

„Man hat mir gesagt, Sie seien zu Pferde nach Siena gekommen?"

Das ist wahr; doch es war eine Thorheit, die ich nicht wieder begehen werde."

„Es scheint, Ihr Herr Gemahl hätte sein Pferd verkaufen und für Sie beide eine Kalesche wie diese nehmen sollen."

„Er kann das Pferd nicht verkaufen; er hat es in Pisa gemiethet und muß es in Rom an einem bestimmten Orte abgeben. Von Rom wollen wir zusammen nach Neapel reisen."

„Sie lieben also das Reisen?"

„Sehr, doch wenn es mit mehr Bequemlichkeit geschehen kann."

Bei diesen Worten erröthete die Dame und ich glaubte sie durch meine Frage verletzt zu haben. Ich bat sie um Vergebung und schwieg nun. In Beon-Convento, wo der Gemahl meiner Schönen uns erwarten sollte und der Vetturin zu füttern bestimmt hatte, hoffte ich über das etwas zweifelhafte Aussehen dieses Abenteuers weitere Aufklärung zu erhalten.

Nach einer fünfstündigen Fahrt trafen wir hier ein. Der

Vetturin meldete uns, daß wir nicht nöthig hätten, vor vier Uhr weiter zu fahren und uns der fast unerträglichen Hitze auszusetzen, da er in St. Quirico, wo ein vortrefflicher Gasthof sei, übernachten wolle und wir diesen Ort noch bei guter Zeit erreichen würden.

So hatten wir denn volle sechs Stunden zum Ausruhen vor uns und ein Paar leidlicher, gegen Norden belegene Mansarden, um uns vor der Hitze zu schützen.

Meine Begleiterin schien etwas betroffen, in Beon-Convento, wider Erwarten, ihren Gemahl nicht zu finden. Ich befrage deshalb den Wirth des Gasthofes, der uns berichtet, daß der Herr, nach welchem ich mich erkundigte, seinem Pferde nur habe Hafer geben lassen und nachdem er ein Glas Wein und etwas kaltes Geflügel zu sich genommen, weiter geritten sei, ihm jedoch den Auftrag ertheilt habe, uns zu sagen, daß er in St. Quirico, wo er für ein gutes Abendessen Sorge tragen wolle, uns erwarte.

Das schien mir ein wenig außer der Ordnung; allein ich schwieg.

Meine Dame fand jedoch dieses Benehmen gegen alle Regel und äußerte sich darüber unverholen, indem sie mich bat, die Unbesonnenheit ihres Gatten zu entschuldigen, der mit mir verfahre, als wären wir alte Bekannte.

„Ich sehe hierin," erwiederte ich, „nur ein Zeichen des Vertrauens, das Ihr Gemahl mir giebt und bin weit entfernt es übel zu nehmen." —

Da es bisweilen der Fall, daß der Vetturin auch die Sorge für die Beköstigung seiner Passagiere übernimmt, so erschien alsbald der Wirth, um sich zu erkundigen, ob ich selbst oder

der Vetturin für mein Diner bezahle. Ich antwortete ihm natürlich, daß dies meine Sache sei.

Aber die junge Dame, welche zugegen war, wurde unruhig und bat den Wirth, den Vetturin zu fragen, ob er sie zu beköstigen habe. Dieser wurde herbei gerufen und sagte uns, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Zugleich wies er mir eine Art schriftlichen Abkommens vor, welches der Gemahl der Dame in Siena mit ihm abgeschlossen hatte.

Ich lese das Schriftstück durch und finde es „Marquis Harrington" unterzeichnet.

Der Unterzeichnete verpflichtet sich darin, acht römische Scudi, vier in Siena und die andern vier bei ihrer Ankunft in Rom, für die Reise der Frau Marquise, seiner Gemahlin, zu bezahlen. Von einer Verpflichtung, die Reisende zu beköstigen, war nicht die Rede.

Dies war genug; der Wirth wußte jetzt, woran er sich zu halten habe und verließ mit dem Vetturin das Zimmer.

Die Marquise bat mich nun, dem Wirth zu sagen, daß er nur für Ein Couvert zu sorgen habe, indem sie mich versicherte, daß sie sehr stark zu Abend gespeist und daher zu Mittag fasten wolle.

Im Augenblicke durchschaue ich Alles.

Ich begreife, wie beschämt die schöne Engländerin sich fühlen muß, von ihrem Gemahl sich auf diese Art behandelt zu sehen und beschließe, so viel an mir ist, sie zu beruhigen.

„Mylady," sagte ich, „ich vermuthe, daß Sie kein baares Geld bei sich führen und bitte Sie inständigst, sich deshalb keine Entbehrungen aufzuerlegen. Der Marquis, Ihr Gemahl, soll mich, wenn er durchaus darauf besteht, dafür entschädigen. Allein Sie fühlen wohl, Mylady, daß ich dem

Wirthe nicht sagen kann, für mich allein zu decken, ohne dadurch Ihren Gemahl, Sie selbst und mich besonders zu compromittiren."

„Sie haben vollkommen Recht, mein Herr," antwortete sie, „man muß es geschehen lassen, daß der Wirth für uns Beide servirt. Aber ich werde nicht essen. Ich fühle mich krank und bitte Sie, mir zu vergeben, wenn ich mich hier auf dieses Sopha niederlege."

„Das thut mir unaussprechlich leid, Mylady; doch ich bitte Sie, sich keinen Zwang anzuthun. Die Mansarde ist kühl und still, ich werde erst um drei Uhr anrichten lassen und alsdann werden Sie sich hoffentlich wohler befinden. Vergeben Sie Ihrem Gemahl diese kleine Unbesonnenheit."

Und ohne eine Erwiederung abzuwarten, verließ ich das Zimmer, verschloß die Thür und benachrichtigte den Wirth, daß ich erst um drei Uhr diniren würde. Von Ermüdung ergriffen, legte ich mich dann ebenfalls zur Ruhe nieder. —

Der Kummer der Engländerin und das Beschämende ihrer Lage hatten mir Interesse für sie eingeflößt. Das Benehmen ihres Gemahls, den ich keineswegs mehr dafür hielt, war zu abweichend von aller guten Lebensart, als daß es mich nicht hätte empören sollen. Meiner Ueberzeugung nach, war hier eine Entführung oder etwas der Art im Spiele. Auch klang mir der „Marquis Harrington" etwas zu romanhaft. Ich hatte in der englischen Aristokratie nie von einem solchen Namen gehört.

Dieses Alles bestimmte mich, das Abenteuer weiter zu verfolgen und, wenn es nöthig, meine arme Reisegefährtin in Schutz zu nehmen.

Mit diesem Gedanken schlummerte ich ein und schlief, bis

die Wirthin des Hauses mich weckte, indem sie mir leise zurief, daß drei Uhr bereits vorüber. Ich hieß sie einen Augenblick warten und schlich mich zur Thür, um zu sehen, ob die Engländerin noch schlafe. Sie schlief; aber ein kleines Geräusch, das ich machte, als ich mich wieder zurückziehen wollte, erweckte sie. Sie richtete sich auf und fragte, ob ich schon dinirt habe; doch ich antwortete ihr, daß ich ohne sie nicht speisen würde, daß ich indeß hoffe, sie befinde sich nach diesem fünfstündigen Schlafe besser als vorher.

Mit sanftem Tone antwortete sie mir, sie wolle kommen, und ich ging nun, um den Tisch besorgen zu lassen. —

Sie aß wenig, doch dies Wenige mit gutem Appetit. Sie ward sichtbar heiterer, ja fast fröhlich, und trank mit mir, indem sie dem vortrefflichen Weine des Wirthes volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie sprach Italienisch, das sie, wie sie sagte, während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Florenz gelernt hatte, erzählte mir, sie sei aus London gebürtig, wo sie in einer Pensions-Anstalt ihre Erziehung genossen habe. Etwas Näheres über ihre Verhältnisse vernahm ich nicht.

Der Wirth brachte die Rechnung, auf welcher ich, außer dem Diner, auch fünf Paoli für den Ritter Harrington und sein Pferd notirt fand.

„Der Herr hat mir versichert," sagte er, „sie würden Alles bezahlen."

Die schöne Engländerin erröthete von Neuem; ich bezahlte indeß und wir reisten weiter.

Im Grunde genommen gewährte mir das Verhalten der Dame eine große Befriedigung; denn ich schöpfte daraus die Ueberzeugung, daß sie mit dem anstößigen Benehmen ihres

vorgeblichen Gemahls nicht einverstanden war. Daher quälte mich eine unsägliche Neugierde nach ihren näheren Verhältnissen, besonders danach, wie es gekommen, daß sie Pisa ohne Geld verlassen und was sie in Rom wollte. Aber ich fürchtete, sie durch meine Fragen zu belästigen und erwartete, daß sie mir ihre Geschichte von selbst erzählen würde.

Um sie hierzu zu ermuthigen, begann ich ein Gespräch, in welchem ich eines Vorfalles erwähnte, der vor Kurzem in Florenz das Unglück einer jungen Dame herbei geführt hatte. Und als ihr bei dieser Gelegenheit die Aeußerung entschlüpfte, daß Jene wohl noch unglücklicher als sie selbst sei, fragte ich sie:

„Wie, Mylady, Sie nennen sich unglücklich? Haben Sie Ihr Geschick zu beklagen?"

In hohem Grade betrübt, sagte sie:

„Ach, mein Herr, ich bitte Sie, reden Sie von etwas Anderem!"

Ich las die Bewegung ihres Gemüths in ihren Augen, beklagte sie im Stillen und hoffte in St. Quirico etwas Näheres zu erfahren. Inzwischen sprach ich von gleichgültigen Dingen, die sie schweigend anhörte, während sie ihren eigenen Gedanken nachzuhängen schien. —

Um sieben Uhr Abends erreichten wir St. Quirico, wo der Marquis Harrington sich dem Wagen näherte, mit der heitersten Miene von der Welt meine schöne Reisegefährtin in die Arme schloß und vor Aller Augen ein Benehmen zeigte, welches bei den Anwesenden die Gewißheit erwecken mußte, daß sie seine Frau sei.

Bei diesem Empfange des Marquis sehe ich die Heiterkeit der Engländerin schnell zurückkehren. Mit dem Ausdruck

des höchsten Glückes in ihren Mienen hüpft sie an seinem Arm die Treppe hinauf zu den Zimmern, welche der Wirth uns anzuweisen im Begriff ist. Für mich scheint sie jede Spur der Erinnerung an meine Aufmerksamkeiten verloren zu haben.

Ich schreibe diesen sonderbaren Auftritt der Liebe und der Unbesonnenheit der Jugend zu. Ich fühlte mich davon unangenehm berührt, allein ich unterdrückte den Aerger, nehme meinen Nachtsack unter den Arm und steige ebenfalls die Treppe hinauf. Der Wirth bedient uns in aller Eile, denn ich hatte den Vetturin angewiesen, um drei Uhr Morgens sich zur Weiterreise bereit zu halten, um Radicofani, die nächste Station, noch vor der großen Hitze zu erreichen; der Weg dahin aber betrug sechs Stunden.

Wir setzten uns zu Tische und fanden das Souper vortrefflich. Ich hatte dies erwartet, denn der Marquis war mehrere Stunden vor mir eingetroffen und hatte daher Zeit gehabt, ein ausgesuchtes Mahl zu besorgen. Aber was mich in Erstaunen setzte, war, daß die Engländerin, welche ihren Gemahl mit Liebkosungen überhäufte, seines unbesonnenen Benehmens, wie meiner Dienstleistungen, auch nicht mit einem Worte gedachte und während des Essens nur ganz obenhin erwähnte, daß der Wein, den sie zu Mittag mit mir getrunken, besser gewesen sei als der, welchen man uns jetzt vorgesetzt hatte. Dabei erging sich der Marquis in unzähligen Witzen und Ausgelassenheiten, die sich kaum beschreiben lassen. Die junge Dame lachte darüber aus vollem Halse und ich selbst konnte mich zuletzt des Mitlachens nicht erwehren.

Einen Augenblick glaubte ich in dem Marquis einen jungen Mann von Stand und Vermögen, aber leichtfertig und ohne Grundsätze, vor mir zu sehen, wie es deren in der Welt

so Viele giebt. Aber indem ich an diese Vermuthung glaubte, war ich mit mir selbst wenig zufrieden. Denn es kam mir vor, als wenn dieser Marquis mich nur so en bagatelle behandle und mich für einen Dummkopf halte, den man plündern müsse, um ihm eine Ehre zu erweisen. Und war zumal die Engländerin wirklich seine Frau, so sah ich mich vollends zu der Rolle eines völlig Unbedeutenden verurtheilt und diese hatte ich keinesweges Lust, zu spielen.

In der That, wer mich mit diesem Paare zusammen sah, mußte mich für ein sehr untergeordnetes Wesen halten und der bloße Gedanke daran empörte mich schon. —

Unterdessen mußte man daran denken, zur Ruhe zu gehen. Ich verlangte von der Aufwärterin ein besonderes Zimmer, ließ meinen Nachtsack dorthin bringen und verabschiedete mich dann von dem sonderbaren Paare mit dem Bemerken, daß der Vetturin um drei Uhr zur Abfahrt bereit sein würde.

Auf meinem Zimmer erinnerte ich mich erst und wunderte mich darüber, daß keiner meiner beiden Reisegefährten das mindeste Gepäck mit hinauf genommen hatte. Ihre Sachen, sagte ich mir, werden ihnen nach Rom vorausgegangen sein, und der kleine Koffer, der sich auf dem Wagen befand, enthält nur das Allernöthigste, das sich für eine Nacht wohl entbehren läßt.

So legte ich mich nieder, ziemlich unzufrieden, mich auf dieses Abenteuer eingelassen zu haben, aber doch mit lebhafterm Interesse für die junge Dame, als ich während des ganzen verflossenen Tages gefühlt hatte. —

Der Tag war noch nicht angebrochen, als man mich weckte. Man bringt mir Licht, ich kleide mich an, und da ich auch

im Nebenzimmer Geräusch vernehme, so öffne ich die Thür, um meinen Reisegefährten einen guten Morgen zuzurufen.

In diesem Augenblicke erhebt sich im Hofe ein heftiger Streit. Ich höre den Marquis mit dem Vetturin im Wortwechsel und bemerke, daß die Sache ernsthaft wird.

Ich trete an's Fenster, und im Zwielicht der Morgendämmerung sehe ich den Vetturin das Pferd des Marquis beim Zügel ergreifen, den dieser den Händen des Andern wieder zu entreißen sucht.

Ich vermuthe sogleich, um was es sich handelt. Der Vetturin verlangte Geld und hatte das Recht, es zu fordern; denn, wie sich ergab, waren ihm die vier Scudi, die er bereits in Siena hätte empfangen sollen, noch nicht bezahlt worden. Der Marquis aber besaß, wie ich wohl einsah, keinen Pfennig.

Ich erwartete daher, daß die streitenden Parteien zu mir herauf kommen und meine Intervention oder vielmehr meine Börse in Anspruch nehmen würden.

Und so kam es in der That.

Der Marquis tritt zuerst ein und ruft mir, auf den ihm folgenden Vetturin deutend, zu:

„Der Schuft versteht mich nicht oder will mich nicht verstehen... Aber es kann sein, daß er Recht hat. Auf jeden Fall bitte ich Sie, ihm vier Scudi zu bezahlen, die ich Ihnen in Rom zurück erstatten werde. Der Zufall hat gewollt, daß ich ohne Geld bin... Uebrigens ist der Mensch vollkommen gesichert, denn er hat ja meinen Koffer auf den Wagen; allein er behauptet, er brauche Geld... Erweisen Sie mir daher den Gefallen... Sie werden in Rom sehen, wer ich bin."

Mit diesen Worten und ohne sich auch nur die Mühe zu

nehmen, meine Antwort abzuwarten, verläßt er das Zimmer, hüpft, eine Opern-Arie trillernd, die Treppe hinunter, besteigt sein Pferd und reitet davon. Der Vetturin folgte ihm nicht weiter, sondern wartete ab, was ich thun würde, während Mylady mit bestürzter Miene dastand, ohne ein Wort zu sagen.

Schweigend setze ich mich nieder, und indem ich das närrische Abenteuer in der Erinnerung durchlaufe, bemeistert sich meiner eine Lachlust, der ich nicht widerstehen kann. Und je mehr ich lache, desto komischer erscheint mir die Sache.

Endlich bemeistere ich mich und wende mich an die betrübt dastehende Engländerin:

„Vergeben Sie, Mylady... Aber diese Geschichte ist zu spaßhaft und bei allen Ihren edlen Gefühlen scheint mir Ihre Traurigkeit hier durchaus an der unrechten Stelle zu sein."

„Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte sie, „die Sache ist lächerlich, aber ich habe nicht den Muth, mich darüber lustig zu machen."

„So setzen Sie sich wenigstens."

Hierauf gebe ich dem Vetturin vier Scudi und verlange in aller Ruhe Kaffee.

Da die Niedergeschlagenheit meiner Reisegefährtin mir nicht behagte, so sagte ich:

„Mylady, ich begreife die Ursache Ihres Kummers; allein ich bitte Sie, beherrschen Sie ihn wenigstens während der Reise. Unter dieser Bedingung verspreche ich Ihnen, für Alles zu sorgen. Nur um ein einziges Zeichen Ihrer Gunst muß ich Sie bitten."

„Was kann ich thun, um mich Ihnen dankbar zu beweisen?" fragte sie, mich traurig anblickend.

„Sagen Sie mir auf Ihre Ehre und auf englische Treue und Glauben, ob der Marquis Ihr Gemahl ist."

„Wohlan, ich sage Ihnen die reine, volle Wahrheit: erst in Rom, aber dort gewiß, wird er mein Mann."

„Er wird es nicht; glauben Sie mir und wünschen Sie sich Glück dazu. Er hat Sie entführt, das sehe ich; ich sehe auch, daß Sie in hohem Grade für ihn eingenommen sind — doch ich hoffe, Sie werden davon zurück kommen."

„Unmöglich, oder er müßte mich denn hintergehen."

„Hintergangen hat er sie schon. Denn ich bin überzeugt, er hat Ihnen versichert, er sei reich, von Stande und wolle Ihr Glück machen. Aber Alles dieses ist falsch."

Die Dame entfärbte sich und fragte voll Unruhe und mit bewegter Stimme:

„Wie können Sie das wissen?"

„Wenn man die Welt ein wenig kennt," erwiederte ich, „erräth man Dergleichen. Der Marquis ist ein Narr, ein Mensch ohne Grundsätze, ein Trotzkopf, der Sie vielleicht auch heirathet, aber nur aus Caprice und um Ihr Herr zu werden."

„O, ich bin überzeugt, daß er mich liebt!" entgegnete sie mit vieler Wärme.

„Was Sie von seiner Liebe überzeugt hat, meine Theure, ist nichts als Laune, Trotz und Ausgelassenheit. Urtheilen Sie selbst — er kennt mich nicht und überläßt Sie meinen Händen. Glauben Sie, daß ein wahrhaft Liebender so handeln würde?"

„Er ist nicht eifersüchtig."

„Aber Sie ohne einen Pfennig Geld der Gnade oder Ungnade eines Unbekannten zu überlassen? Was würden Sie

anfangen, wenn ich Sie in diesem Gasthofe zurück ließe? Der Unbesonnene, den Sie zu Ihrem Unglücke lieben, kennt mich nicht und hat Sie vor meinen Augen dem Elende und der Schmach preisgegeben. Glücklicherweise bin ich ein Mann von Ehre und Sie haben daher nichts zu fürchten. Aber können Sie noch glauben, daß er Sie liebt? Er ist ein Barbar, ein Unmensch!"

Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus, die mich rührten.

„Es schmerzt mich, Mylady," sagte ich, „Ihnen Thränen entlockt zu haben. Allein es reut mich nicht, hart gegen Sie gewesen zu sein; es geschah zu Ihrem eigenen Besten, und die Art und Weise, wie Sie mich fortan für Sie handeln sehen werden, soll mich rechtfertigen. Ihre Lage hat mir Theilnahme eingeflößt und seien Sie versichert, daß ich Sie weder auf dieser Reise, noch in Rom verlassen werde. Denn ich sehe es voraus, daß Sie sonst einem traurigen Schicksale entgegen gehen würden. Ich werde Ihnen beweisen, daß der Marquis nicht allein Sie nicht liebt, sondern auch ein Verworfener, ein Schelm ist."

„Wie? Davon wollen Sie mich überzeugen?" fragte sie mit bebenden Lippen.

„Ja, noch vor unserer Ankunft in Rom; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Doch jetzt trocknen Sie Ihre Thränen und lassen Sie uns versuchen, den Tag wie gestern zuzubringen. Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, daß das Schicksal gerade mich Ihnen zugeführt hat. Sie bedürfen in Ihrer Lage eines aufrichtigen und erfahrenen Freundes; wohlan, ich werde Sie überzeugen, daß Sie einen solchen in mir gefunden haben." —

Der Wirth brachte jetzt die Rechnung für die Nacht, und wie ich erwartet, stand das von dem Marquis besorgte Abendessen ebenfalls darauf. Ich bezahlte, ohne ein Wort zu sagen und ohne die Liebende auch nur mit einem Blicke anzusehen. Dann reisten wir ab, und obgleich ich vor Verlangen brannte, die Geschichte meiner Reisegefährtin noch vor unserer Ankunft in Rom zu erfahren, so wurde doch bis zum Gasthofe in Scala, wo wir abstiegen, kein Wort zwischen uns gewechselt.

Von Scala bis Radicofani hatte ich Postpferde genommen, mit denen man den Weg in zwei Stunden zurücklegte, während man mit den Pferden des Vetturin vier Stunden dazu bedurft hätte. Jedoch ließ ich den Letztern vorausfahren und zog es vor, ihm erst vier Stunden später zu folgen, damit ich auf dem Wege den Marquis nicht einholte, und so ein Zusammentreffen herbei führte, das nichts Angenehmes haben konnte.

Als ich die Engländerin, von diesem Arrangement unterrichtete, erklärte sie sich dagegen, indem sie meinte, daß es besser sei, sogleich nach Radicofani aufzubrechen, als die Reise vier Stunden später während der größten Hitze zu unternehmen."

„Darin haben Sie Recht," erwiderte ich; „allein es wird den Marquis geniren, in Radicofani mit mir zusammen zu treffen."

„Weshalb denn? Ich glaube gerade das Gegentheil," entgegnete sie.

Die große Unbefangenheit, mit welcher sie dies sprach, erregte in mir ein Gefühl des Mitleids, welches mich abhielt, ihr darauf zu antworten, da der Grund, den ich für meine

Behauptung hätte anführen müssen, sie nur auf's Neue betrübt haben würde. Die Liebe dieser jungen Dame erschien mir wie eine Krankheit, die ihre Augen mit Blindheit bedeckte. Sie sah in ihrem Entführer nicht den Mörder ihres Glückes und sie eilte ihrem Untergange zu, weil ihre Krankheit sie der Kraft beraubte, ihren Gefühlen zu widerstehen. Ich sah daher ein, daß die sanfte Gewalt der Ueberredung hier völlig wirkungslos bleiben würde und es der Ueberzeugung durch Thatsachen bedürfe, um sie von ihrer Leidenschaft zu heilen.

Demgemäß bestand ich auf meinen Vorsatz, vier Stunden in Scala zu bleiben und lud meine schöne Reisegefährtin zu einer Promenade in die Landschaft ein, die mit Recht zu den reizendsten Italiens gezählt wird. —

Nach einem zweistündigen Spaziergange, während dessen wir die Glocken unzähliger Kirchen um uns her ertönen hörten und das Landvolk in Schaaren zu ihnen hinströmen sahen, sagte mir Alice — dies war der Taufname meiner Begleiterin — sie habe noch nie einem katholischen Gottesdienste beigewohnt. Ich ergriff daher mit Vergnügen die Gelegenheit, ihr dieses neue Schauspiel zu gewähren und führte sie in die nächste Kirche, wo sie mit aller Sittsamkeit, die ihre Erscheinung auszeichnete, eine Messe hörte.

Beim Hinausgehen aus der Kirche gestand sie mir, daß der katholische Gottesdienst geeignet sei, mehr als der der englischen Kirche, den Geist zu erheben und das Herz zu beruhigen — ein Urtheil, welches ihren Gefühlen, wie ihrem Verstande nur zur Ehre gereichte.

Als sie im Dahingehen die Frage an mich richtete, wie

viel Uhr es sei, war ich so unbedachtsam, meine Verwunderung darüber zu äußern, daß sie einer Uhr entbehre.

Hocherröthend erwiederte sie, der Marquis habe sie ihr in Pisa abgefordert, um sie dem Manne, der ihm das Pferd geliehen habe, als Pfand zurück zu lassen.

Es that mir unendlich leid, diese unvorsichtige Bemerkung gemacht zu haben; denn das Erröthen Alicens zeigte von tiefer Beschämung und Demüthigung. Die Arme fühlte ihre Schuld und verstand nicht zu lügen. —

Um die bestimmte Zeit reisten wir von Scala ab. Ein leichter Wind kühlte die Hitze der Luft anmuthig ab und so erreichten wir gegen Mittag Radicofani ohne große Belästigung.

Der Wirth des Gasthofes, der zugleich Postmeister war, fragte mich bei meiner Ankunft, ob ich fünf Paoli auf meine Rechnung nähme, die ein durchreisender Engländer ihm schuldig geblieben und ihn dieserhalb auf mich angewiesen habe.

Ich hatte etwas Derartiges erwartet und sagte, ich würde Alles bezahlen.

Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende.

„Dieser Engländer," erzählte der Wirth, „hat drei von meinen Postillonen durchgeprügelt und einen im Gesicht verwundet. Dieser ist ihm nun nachgeritten und wird es ihn theuer büßen lassen."

„Welches ist die Ursache dieses Streites gewesen?" fragte ich.

„Er hat meine Leute geschlagen, weil sie ihn hindern wollten, ohne Bezahlung davon zu reiten und noch obendrein den Hafer aus dem Stalle mitzunehmen."

„Sie haben Unrecht gethan, ihm Gewalt zu zeigen," erwiederte ich; „denn er sah doch nicht aus wie ein Räuber

und Sie hätten ihm ohne Weiteres glauben sollen, wenn er sich wegen der Bezahlung auf mich berief."

„O, mein Herr," sagte lachend der Wirth, „wenn ich allen Reisenden Credit geben sollte, denen es beliebte, mich auf den Nächstankommenden anzuweisen, da würde ich ein schlechtes Geschäft machen! Auf diese Art bin ich in meinem Leben schon hundert Mal betrogen worden ... Wäre ihr Vetturin etwas früher eingetroffen, so wäre Alles gut gewesen ... Doch der Tisch ist angerichtet, wenn Sie speisen wollen." —

Die Mittheilung des Wirthes hatte Alice der Verzweiflung nahe gebracht. Das ganze Leiden ihrer Seele drückte sich auf ihrem Gesichte aus und ihr Schweigen machte ihren Zustand noch rührender. Ich wagte es nicht, ihr über das Benehmen ihres Ritters trostlose Bemerkungen zu machen, sondern suchte sie vielmehr durch ein leichtes Gespräch zu zerstreuen, sie zum Essen zu ermuntern und ihr den vortrefflichen Wein zu empfehlen, den der Wirth uns in einer großen Caraffe vorgesetzt hatte.

„Nehmen Sie etwas von diesem herrlichen Muskat," sagte ich, indem ich ihr ein Glas reichte.

Sie lehnte es mit einer verneinenden Kopfbewegung ab und blickte traurig vor sich nieder.

Als ich alle meine Bemühungen, ihre Trostlosigkeit zu bekämpfen, scheitern sah, rief ich den Vetturin herbei und befahl ihm, sogleich weiter zu fahren.

„Da wir heute nur bis Centino gehen," erwiederte er, „das wir in zwei Stunden erreichen können, so würde ich Ihnen vorschlagen, die Abendkühle abzuwarten."

„Nein," entgegnete ich, „der Gemahl dieser Dame könnte in dem Falle sein, unserer Hülfe zu bedürfen ... Der von

ihm verwundete Postillon ist ihm nachgeeilt und es könnte ihm daher ein Unglück begegnen."

Alice blickte mich mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit im Gesichte an und that nun, gleichsam um sich erkenntlich zu zeigen, als äße sie mit dem größten Appetit. —

Nach beendetem Mahle reisten wir ab und erreichten nach zwei Stunden Centino. Aber der Kummer meiner Reisegefährtin erhöhte sich, als wir hier vernahmen, daß der Marquis bereits weiter, nach Aquapendente, gegangen sei. Umsonst versicherte ich ihr, daß der Marquis nun nichts mehr zu fürchten habe, da sich nicht annehmen ließe, daß der von ihm mißhandelte Postillon ihn eine so große Wegesstrecke verfolgen und daß Jener, schlimmsten Falles, sich zu vertheidigen wissen würde.

Sie antwortete mir nicht, sondern blieb niedergeschlagen und traurig.

Da man Aquapendente in dreiviertel Stunden erreichen konnte, so fragte ich Alice, ob sie wünsche, daß wir sogleich dahin aufbrächen.

Bei dieser Frage erheiterte sich ihre Stirn und mit einem seligen Lächeln reichte sie mir voll Dankbarkeit ihre Hand, die ich küßte.

Der Vetturin, welcher die Pferde bereits abgeschirrt hatte, mußte dieselben sogleich wieder anspannen, und nachdem ich dem Wirthe ein Abendessen bezahlt hatte, das er für uns angerichtet zu haben behauptete, reisten wir ab.

Als wir nach einer raschen Fahrt Aquapendente erreichten, trafen wir den Marquis lustig und guter Dinge vor dem Wirthshause bei einer Flasche Wein sitzen. Er erhob sich,

begrüßte uns und schloß Alice in seine Arme, welche vor Entzücken, ihn wohlbehalten wieder zu sehen, außer sich gerieth.

Wir traten in's Gastzimmer, und hier erzählte uns der Marquis unter einer Menge unerträglicher Prahlereien, er habe die Stallknechte von Radicofani tüchtig durchgeprügelt, ohne dafür etwas Anderes, als ein Paar leichter Steinwürfe, die er glücklich abparirt, davon getragen zu haben.

„Wo ist denn der Postillon," fragte ich, „den Sie verwundet hatten und der Sie verfolgt?"

„O, er trinkt hier nebenan in der Schenke auf meine Gesundheit. Der Schuft hat mich um Gnade gebeten."

„Wie? Dafür, daß sie ihn verwundet haben?"

„Nein; für eine Zechine, die ihm versprochen und die Sie wohl die Gefälligkeit haben, ihm zu geben. In Rom erhalten Sie Alles wieder."

Ich wußte nicht, ob ich über den unverschämten Leichtsinn dieses Menschen lachen oder mich ärgern sollte. Alice, welche zu glücklich war, mit dem Gegenstande ihres Herzens wieder beisammen zu sein, achtete auf nichts, was um sie her vorging, und ich schwieg, weil ihre Lage mir Mitleiden einflößte.

Wir setzten uns zum Abendessen nieder, und bei Tische trieb der Marquis wieder dieselben Späße und Tollheiten, wie am vorigen Tage, während Alice vom Glücke ihrer Liebe strahlte.

Als wir gespeist hatten, erschien der Postillon mit der Schmarre im Gesicht, die ihm der Marquis beigebracht hatte und verlangte die versprochene Zechine. Ohne ein Wort zu sagen, reichte ich ihm sein Schmerzengeld, worauf er, mit einem Kratzfuße sich der fernern Gnade Mylord's empfehlend, sich vergnügt davon machte und nur zu bedauern schien, vor

der Hand keine zweite Gelegenheit zu einer so glänzenden Einnahme zu haben.

Ich befahl jetzt dem Vetturin, sich um fünf Uhr Morgens zur Weiterreise bereit zu halten, ließ mir ein Zimmer anweisen und begab mich zur Ruhe, nachdem ich das Anerbieten des Marquis, mit ihm in demselben Zimmer zu schlafen, abgelehnt hatte.

Den folgenden Morgen begrüßte mich der Marquis damit, daß er mir eröffnete, er wolle in Viterbo, dem nächsten Nachtquartier, für ein gutes Abendessen Sorge tragen und ich würde daher wohlthun, ihm zu diesem Zwecke einige Zechinen vorzuschießen. Bei dieser Gelegenheit öffnete er sein Portefeuille und zeigte nur flüchtig ein Creditiv auf einen römischen Banquier vor, wie er sagte, von fünftausend Scudi.

Ich versicherte ihm, daß ich ihm vollkommen glaube, ohne den Creditbrief zu lesen und reichte ihm zwei Zechinen.

Alice, welche zu erkennen schien, daß sie ungeachtet der Thränen, die ich ihr erpreßt hatte und trotz ihres Benehmens gegen den Marquis, immer noch auf meine Gefälligkeit rechnen könne, nahm nun einen leichtern und zutraulichern Ton gegen mich an. Sie sprach sich jetzt deutlicher aus und gab mir durch ihre Vertheidigung gegen meine Vermuthungen fast ein Recht, sie über ihre Lage näher zu befragen.

Als daher der Marquis sich auf's Zärtlichste von ihr verabschiedet hatte und mir ein leichtes „auf Wiedersehen!“ zurufend davongeritten war, nahm ich Gelegenheit, ihr meine Verwunderung darüber auszudrücken, wie ihr Ritter eine solche Reise ohne einen Pfennig in der Tasche habe unternehmen können.

„Sie sehen,“ sagte sie, „daß nur Zufall oder Unbesonnen-

heit daran Schuld ist, wenn es ihm augenblicklich an baarem Gelde mangelt. Sie haben den starken Creditbrief gesehen ..."

„Ich halte das Creditiv für falsch," fiel ich ihr in's Wort.

„O, Sie gehen zu weit!" rief sie vorwurfsvoll und mit der Miene gekränkten Ehrgefühls.

„Keineswegs. Ich urtheile, wie das Benehmen des Marquis mich urtheilen lehrt. Lautet das Creditiv auf Rom, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, in Florenz, Livorno oder Siena, wo sich römische Handlungshäuser befinden, auf seinen Banquier einen Wechsel zu ziehen."

„Vielleicht hat es ihm an Zeit gefehlt; er war so eilig ... Ach, wenn Sie Alles wüßten!"

„Ich will nichts wissen, meine Theure, als was Sie selbst mir zu sagen für gut finden. Indeß versichere ich Sie, daß meine Vermuthungen leider nur zu gegründet sind; meine Erfahrungen bürgen mir dafür."

„Sie behaupten also noch immer, daß er mich nicht liebt?" fragte sie mit ungläubigem Tone.

„Er liebt Sie, jedoch nur auf eine Weise, die Ihren bittersten Haß verdient."

„Wie das?"

„Würden Sie einen Menschen nicht hassen, der Ihnen sagt, daß er Sie liebe und der gleichwohl, wenn er seinen Vortheil dabei findet, keinen Augenblick Bedenken tragen würde, Sie dem grausamsten Schicksale zu überlassen?"

„O, Sie erzürnen mich, wenn Sie Dergleichen nur glauben können!"

„Wohlan, wenn Sie wollen, übernehme ich es, in Viterbo Sie davon vollständig zu überzeugen."

„Wenn es mit voller Gewißheit geschehen kann, so bitte ich Sie darum. Eine solche Ueberzeugung wäre der größte Schmerz für mich, und dennoch würde ich mich Ihnen dafür aufrichtig verpflichtet fühlen.“

„Ich zweifle nur, daß Sie mit dieser Ueberzeugung aufhören werden, den Unglücklichen zu lieben.“

„Zweifeln Sie nicht. Ich habe ihn nur lieben gelernt in Folge der Vorstellungen, die ich von seiner Ehre und Redlichkeit hatte. Machen Sie, daß ich den von Ihnen behaupteten Irrthum erkenne, und ich werde aufhören ihn zu lieben.“

„Sie täuschen sich abermals. Sie werden ihn noch lieben, sage ich Ihnen, wenn Sie ihn auch für einen Nichtswürdigen erkannt haben werden. Dieser Mensch hat Sie bezaubert und jedes gesunden Urtheils beraubt. Wäre dies nicht der Fall, so würden Sie klar sehen und wie ich erkennen, was an ihm ist.“

Alice blickte mit ernstem Nachdenken eine Weile vor sich nieder; dann sprach sie:

„Alles was Sie mir da sagen, ist stark und vielleicht nicht ungegründet. Doch überzeugen Sie mich, daß er mich nicht liebt oder daß er seinem Charakter nach das ist, wofür Sie ihn halten. Dann übernehme ich es, Sie zu überzeugen, daß ich ihn zu verachten wissen werde. Sind Sie es zufrieden?“

„Vollkommen. Diesen Abend also. Doch sagen Sie, kennen Sie ihn schon lange?“

„Drei Wochen etwa; jedoch erst seit fünf Tagen sind wir zusammen.“

„Und hat er sich schon vor dieser Zeit Ihrer Gunst erfreut?“

„Nicht im Entferntesten. Er sah mich einige Male an

öffentlichen Orten in Begleitung einer achtbaren Dame, ohne mit mir zu sprechen, und so oft ich dann von meiner Wohnung auf die Straße hinab blickte, sah ich ihn vorüber gehen. Scheint es Ihnen nun, daß ein junger Mann, der so handelt, einer Verstellung fähig ist?"

„Ich räume Ihnen ein, meinen Theure, daß er Sie liebte — aber auf die Art, die ich Ihnen schon als so hassenswerth geschildert habe. Er suchte sein Glück auf Kosten des Ihrigen, vielleicht ohne sein Unrecht zu ahnen. Es ist auch möglich, daß er, als er Sie in's Unglück stürzte, Sie darum nicht für unglücklich hielt."

Eine hohe Röthe überflog plötzlich ihr Gesicht und tief erregt entgegnete sie:

„Wie können Sie einen Mann für so schwarzen Herzens halten, den Sie im Grunde genommen doch nicht kennen!"

„Wollte Gott, ich kennte ihn nicht! Allein — nicht wahr, er hat Sie überredet, mit ihm zu entfliehen, da ihm ein persönlicher Verkehr mit Ihnen nicht gestattet war?"

„Das ist wahr. Er hat mir geschrieben — ich will Ihnen seinen Brief zeigen — daß er mich in Rom heirathen wolle."

„Und welche Bürgschaft haben Sie, daß er Ihnen sein Wort hält?"

„Seine Liebe."

„Gut. Fürchten Sie verfolgt zu werden?"

„Nein."

„Wen haben Sie zurückgelassen — einen Vater, eine Mutter, einen Bruder?"

„Meine Eltern sind todt. Einen Verlobten habe ich, der erst in acht bis zehn Tagen von England, wohin er in Ge-

schäften gereist ist, nach Pisa zurückkehrt. Bei seiner Abreise hatte er mich einer achtbaren Dame übergeben, welche die Besuche eines Fremden bei mir niemals geduldet haben würde."

„Jetzt ist mir Alles klar. Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Doch sagen Sie, liebten Sie ihren Verlobten und ist er würdig, Sie zu besitzen?"

„Ach, ich liebte ihn bis zu dem Augenblicke seiner Abreise und bis ich diesen Marquis erblickte, der mich von einem Manne abzuwenden verstand, welcher mich anbetet und der jetzt über meine Flucht in Verzweiflung sein wird."

„Ist er reich?"

„Er besitzt ein großes Vermögen."

„Ist er noch jung?"

„Er ist ein Mann in den reifern Jahren, von strenger Rechtlichkeit, dabei sanft und freundlich. Bei unserer Rückkehr nach London sollte unsere Vermählung stattfinden. Es war sein Wunsch gewesen, daß dies schon vor unserer Abreise von England geschehe . . . Der Himmel, scheint es, hat mich diesem Manne nicht bestimmt. Der Marquis Harrington nahm mich für immer in Besitz; mein ganzes Wesen gehört nur ihm."

„Das ist die Sprache aller Derer," sagte ich, „welche die Liebe ohne Widerstand beherrscht."

Sie schwieg einen Augenblick und schien in Nachdenken verloren. Dann reichte sie mir ihre Hand und sagte:

„Jetzt wissen Sie Alles, und es gereut mich nicht, Ihnen nichts verborgen zu haben. Denn ich habe Sie als meinen wahren Freund erkannt."

„Dafür, beste Alice," entgegnete ich, „werden Sie mich noch öfter erkennen. Denn Sie werden meiner bedürfen und

ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie nicht zu verlassen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder."

„Wohl, ich nehme Ihr Wort an und gelobe, Ihnen in Zukunft nichts mehr zu verschweigen."

„So sagen Sie mir noch, weshalb Sie nicht wenigstens einiges Gepäck mit sich genommen haben?"

„Unsere Flucht begann zu Pferde. Indeß muß mein Koffer mit Kleidern und Wäsche einige Tage nach uns, mit dem Gepäck des Marquis, in Rom eintreffen. Kurz vor unserer Abreise habe ich ihn selbst der Person übergeben, die der Marquis mit diesem Auftrage mir zugeschickt hatte."

„So schlagen Sie sich Ihren Koffer für immer aus dem Sinn," sagte ich.

„Ach, mein Freund," entgegnete sie mit leichtem Vorwurf, „Sie sehen auch Alles gar zu schwarz!"

„Nun, es würde mich freuen, wenn ich mich irrte. Allein wenn Ihre Flucht auch zu Pferde begann, was hinderte Sie, wenigstens einen Mantel oder einen Nachtsack mitzunehmen?"

„Die nothwendigsten Reisebedürfnisse sind in dem kleinen Koffer enthalten, der sich auf dem Wagen befindet und den ich mir heute Abend anf mein Zimmer bringen lassen werde."

Nach diesem Gespräche, welches mir in die Verhältnisse Alicens eine klare Einsicht verschafft hatte, verließen wir Aquapendente in der Richtung nach Viterbo.

Unsere Unterhaltung während dieser Fahrt war unbedeutend, obgleich die höchst romantische Umgebung jedem für Naturschönheit empfänglichen Gemüthe reichen Stoff dazu geboten hätte. Aber meine Gedanken waren von dem Plane erfüllt, das arme Mädchen, dem ich meinen Schutz zugesichert hatte, sobald als möglich von den Fesseln zu befreien, welche

sie an einen Menschen ketteten, der sie dem gewissen Untergange zuführte.

Zur Erreichuug dieses Zweckes gab es nur Ein Mittel — die Ueberzeugung, daß sie die Betrogene und der Marquis ihrer unwürdig sei.

Ich hatte mein Wort verpfändet, ihr diese Ueberzeugung zu verschaffen und war entschlossen, Alles aufzubieten, um mein Wort zu halten. —

Um sieben Uhr Abends erreichten wir Viterbo, wo wir den Marquis überaus heiter und froh wiederfinden.

Um meinem Plane gemäß den entscheidenden Augenblick herbei zu führen, fing ich damit an, eine zärtliche Zuneigung für Alice zu improvisiren und meinen Glücksstern zu preisen, der mich mit ihr bekannt gemacht hatte. Ich nannte den Marquis beneidenswürdig, diesen Schatz zu besitzen und pries ihn wegen des Muthes, mit dem er sie, ohne irgend Etwas von ihrer Seite zu fürchten, der Obhut eines Andern überlasse.

Dieses Mittel wirkte.

Der Thor nahm meine Lobpreisungen mit Wohlgefallen auf, rühmte seine große Selbstverleugnung und versicherte, Eifersucht sei so weit von seinem Wesen entfernt, daß er nicht begreifen könne, wie Jemand, der wahrhaft liebe, diesem Gefühle Eingang zu gewähren vermöge. Ja, er ging soweit, zu behaupten, man könne nicht standhaft lieben, wenn man nicht sehe, daß der geliebte Gegenstand auch Andern dieselbe Zuneigung einflöße. Diesen Satz unterstützte er mit einer Menge sophistischer Gründe, welche ich meinerseits auf eine Art bekämpfte, die ihn auffordern mußte, seine Ansichten nur um so hartnäckiger zu vertheidigen.

Ich begnügte mich vorläufig damit, meinen Mann bis

auf diesen Punkt gebracht zu haben. Und da der Wirth uns so eben ankündigte, daß in einem Nebenzimmer das Abendessen angerichtet sei, so sparte ich die zweite Hälfte meiner Aufgabe bis zum Dessert auf. Denn auf die Wahl des rechten Augenblickes kam bei meinem Unternehmen Alles an.

Alice hatte die tollen Behauptungen ihres Ritters mit sichtbarem Staunen vernommen und, ohne ein Wort zu sprechen, mich mit einem Blicke angesehen, in welchem sich Angst und Trauer abspiegelten.

Bei Tische sorgte ich dafür, daß der Marquis viel trank, während ich, um den bereits errungenen Vortheil mir nicht entschlüpfen zu lassen, von Zeit zu Zeit das vorige Gespräch wieder aufnahm. Dabei suchte ich den abenteuerlichen Behauptungen des Marquis einen noch weitern Spielraum zu geben und scheinbar die muthvolle Energie zu bewundern, die dazu gehöre, alle Vorurtheile mit Füßen zu treten.

Als wir beim Nachtische angelangt waren, verfocht der Marquis sein System mit einer Heftigkeit, wie ich es für meinen Zweck nur wünschen konnte, und ich hielt es nun an der Zeit, die Katastrophe zu beschleunigen.

Ich warf Alicen, welche unserm Gespräche mit angstvoller Spannung zugehört hatte, einen ermuthigenden Blick zu und sagte:

„In der That, lieber Marquis, Ihre Ansichten sind erhaben und scheinen ganz geeignet, das Glück der Liebenden auf Erden vollkommen zu machen. Mit der Verbannung aller Eifersucht würde alles Unheil verschwinden, an welchem die Liebe so oft zu Grunde geht . . . Nichts desto weniger ist die Sache doch trügerisch und chimärisch. Alles was Sie darüber sagen, klingt in der Theorie ganz herrlich, allein in der

Praxis ist es unausführbar und absurd. Ich erkenne zwar die Größe Ihres Muthes, — dennoch glaube ich ihn nicht groß genug, um geduldig die Gewißheit zu ertragen, daß ein Anderer sich der Gunst Ihrer Gemahlin erfreut."

„Darüber muß ich lachen!" rief der Marquis mit erzwungener Heiterkeit.

„Wohlan," sagte ich, „ich wette funfzig Zechinen, daß Sie mir nicht gestatten, mit Ihrer Gemahlin ein Jahr lang auf Reisen zu gehen."

„Und ich wette hundert Zechinen," fiel er schnell ein, „daß ich Muth genug habe, sie Ihnen ganz abzutreten . . . Nehmen Sie mein Gebot an?"

„Ich nehme es an."

„Liebe Alice," wandte er sich jetzt an seine Geliebte, „ich bitte Dich, bringe diesen Ungläubigen um seine Wette!"

Das arme Mädchen befand sich in einer Seelenangst, die ihr kaum zu antworten gestattete. Endlich sprach sie mit stockendem Athem:

„Ich glaube, Du scherzest — und dennoch ist die Sache zu ernst . . ."

„Ich scherze keineswegs. Ich will unserm Freunde nur beweisen, daß ich bereit bin, alle Consequenzen meiner Behauptungen zu vertreten, ja noch darüber hinaus zu gehen. Ich bitte Dich daher in allem Ernste, der Größe meines Muthes dieses kleine Opfer zu bringen. Du gehörst von dieser Stunde an nicht mehr mir, aber ich werde Dich deshalb nur um so inniger lieben — wenn ich Dich auch niemals wiedersehe."

Diese Worte versetzten Alice in einen Zustand unbeschreib-

licher Aufregung. Glühend vor Zorn sich von ihrem Stuhle erhebend, rief sie mit einem Blicke tiefer Verachtung:

„Ich glaube Du bist toll oder der verabscheuungswürdigste Mensch auf der ganzen Erde!"

Man hätte glauben sollen, eine solche Begegnung würde geeignet gewesen sein, den Marquis zur Vernunft zu bringen. Auch läßt sich nicht bezweifeln, daß er das Unsinnige seines Benehmens erkannte. Allein einerseits hielt ihn die lächerlichste Eitelkeit ab, die Rolle wieder aufzugeben, zu welcher seine Thorheit ihn verleitet hatte, andererseits — und dies war wohl die stärkste Triebfeder seiner Handlungsweise — blendete ihn die immaginäre Aussicht, hundert Zechinen zu gewinnen.

Er gab daher trotz des entschiedenen Widerstandes, den Alice ihm entgegen setzte, sein Spiel nicht auf, sondern versuchte es, seinen Zweck durch Liebkosungen zu erreichen. Er schloß sie zärtlich in seine Arme und bat sie, sich seinem Verlangen zu fügen — nicht um der hundert Zechinen willen, sondern um ihrem gemeinschaftlichen Freunde zu beweisen, zu welcher Höhe sich der Muth eines Engländers erheben könne.

Alice blieb jedoch gegen seine Bitten taub und flehte ihn an, der Vernunft Gehör zu geben. Als sie jedoch alle ihre Bemühungen scheitern sah, machte sie sich von ihm los und entfloh in das anstoßende Zimmer.

Nun verliert der Unmensch die Geduld. Er stürzt ihr nach, ergreift sie plötzlich, wüthet und tobt wie ein Wahnsinniger, nennt sie mit den schmachvollsten Namen, sagt, ihre Liebe sei nur Heuchelei und droht, sie auf der Stelle zu ermorden.

Bei diesen Worten sehe ich Alice erblassen; sie schwankt und ist im Begriff, zusammen zu sinken.

Ich springe hinzu und fange sie mit einem Arme auf, während ich den andern erhebe, um den Nichtswürdigen zu Boden zu schlagen. Doch der Verworfene flüchtet sich in das andere Zimmer zurück und verschließt die Thür hinter sich. —

Trotz des guten Zweckes, den ich dabei im Auge gehabt, reute es mich tief, die Ursache dieses abscheulichen Auftrittes gewesen zu sein.

Der verzweiflungsvolle Zustand, in welchem ich die arme Alice erblickte, rührte mich innig. Ich legte sie auf ein Sofa nieder, setzte mich zu ihr und versuchte es, ihr Trost zuzusprechen.

Sie zitterte am ganzen Körper; ihr Hals war geschwollen, ihr Kinn trat krampfhaft hervor, ihre Augen starrten.

Sie vermochte kein Wort zu sprechen und keine Thräne erleichterte ihr gepreßtes Herz.

Im Hause schlief bereits Alles. Ich hatte nichts, als Wasser zur Hand und wußte mit der Armen nichts anzufangen, als ihre Schläfe damit zu kühlen und ihr, was mir an Trostgründen beifiel, zuzusprechen. Sie sah mich starr an, aber antwortete mit keiner Silbe; nur hoben von Zeit zu Zeit sich schwere Seufzer aus ihrer Brust empor und verriethen das Verlangen, sich in Thränen Luft zu machen.

Nachdem dieser Zustand eine Stunde gedauert hatte, senkten sich ihre Augenlider und sie verfiel in einen ziemlich ruhigen Schlaf. Zwei Stunden stand ich neben ihr und bewachte ihren Schlummer, in der schwachen Hoffnung, sie etwas gestärkt erwachen zu sehen; denn ich fürchtete den Ein-

tritt eines Fiebers oder eines andern Ereignisses, wie sie heftigen Gemüthserschütterungen häufig zu folgen pflegen. —

Als der Tag anbrach, hörte ich den Marquis das Haus verlassen und davon reiten. Bald darauf klopfte man an die Thür unseres Zimmers, um uns zum Ankleiden aufzufordern, da man uns noch schlafend glaubte.

Alice erwachte und ich fragte sie, ob sie sich im Stande fühle, die Reise fortzusetzen. Sie antwortete mir, daß sie wohl sei und bat mich, ihr eine Tasse Thee besorgen zu lassen.

Ich verließ zu diesem Zwecke das Zimmer, und als ich wieder zurückkehrte, fand ich sie am Fenster, das sie geöffnet hatte, um sich an dem Anblicke der aufgehenden Sonne und der Frische der Morgenkühle zu stärken. Sie war ruhig und schien mir sogar heiter, so daß ich sie völlig genesen glaubte.

Man brachte den Thee, und einige Tassen, welche sie davon trank, gaben ihrem Antlitz die blühende Frische wieder, welche diese entsetzliche Nacht ihr geraubt hatte.

Als in diesem Augenblicke sich im Nebenzimmer Geräusch hören ließ, fragte mich Alice, ob ich meine Börse zu mir gesteckt habe, die sie in dem Gemache, wo wir gespeist hatten, auf dem Tische gesehen und die ich, als ich dem Nichtswürdigen die Wette vorgeschlagen, dort hatte liegen lassen.

Ich begebe mich sogleich in das Zimmer und finde bei dieser Gelegenheit ein zusammen gefaltetes Papier auf dem Tische. Ich öffne es und erkenne nicht ohne Staunen das Creditiv des Marquis über 5000 Scudi wieder, das der Elende aus seinem Portefeuille genommen, um damit die Wette zu decken und das er bei seiner Flucht vergessen hatte.

Ich las das Schriftstück und fand, daß es bereits über sechs Monate alt war. Es war von einem Londoner Hand-

lungshause an eine völlig unbekannte römische Firma gerichtet, welche angewiesen wurde, dem Marquis Harrington einen Credit bis zum Belaufe von 5000 Scudi zu gewähren.

Dieser sonderbare Fund überraschte mich und bestärkte mich in meiner Vermuthung, daß das Papier falsch sei. Ich zeigte es Alicen, welche mir sagt, daß sie sich darauf nicht verstehe und mich in des Himmels Namen bittet, dieses ruchlosen Menschen nicht mehr vor ihr zu erwähnen.

„Seien Sie barmherzig," fügte sie hinzu, „und nehmen Sie sich einer Verlassenen an, die bisher nur redliche Menschen kennen gelernt hat. Uebernehmen Sie Bruderstelle bei mir, der nicht blos das Recht hat, mir zu rathen, sondern zu befehlen, was ich thun soll. Sie haben Alles vorausgesehen; nur darin haben Sie sich geirrt, daß Sie glaubten, ich würde den Mörder meiner Ruhe, nachdem ich seine Verworfenheit erkannt, noch ferner lieben können. Ich will Sie überzeugen, wie tief ich ihn verabscheue."

„Wohlan," sagte ich, „so müssen wir darauf denken, was zunächst zu thun ist."

In diesem Augenblicke erschien der Vetturin, um uns zu melden, daß bereits angespannt sei.

Ich schickte ihn wieder fort, indem ich ihm befahl, eine Viertelstunde zu warten.

Dann überlegte ich, auf welche Weise ich für Alicens Wohl am geeignetsten sorgen könne und fragte sie, ob sie glaube, auf die Verzeihung ihres Verlobten rechnen zu dürfen.

„Ich glaube, ja," antwortete sie.

„In diesem Falle," sagte ich, „müssen wir sogleich nach Pisa zurückkehren, vorausgesetzt, daß Sie sich zu diesem Schritte stark genug fühlen. Glauben Sie indeß nicht, daß ich Sie

allein oder in Gesellschaft von Leuten reisen lassen werde, für die ich nicht einstehen könnte. Nein, ich werde Sie selbst nach Pisa begleiten. Vertrauen Sie mir und ich werde Sie überzeugen, daß es in der Welt noch Menschen giebt, die in demselben Grade redlich und ehrenhaft sind, als dieser abscheuliche Marquis verworfen und ehrlos ist. Ueberlegen Sie sich die Sache und fassen Sie einen Entschluß, jedoch übereilen Sie sich nicht."

Alice blieb jetzt wohl eine Viertelstunde lang, den Kopf auf die Hand gestützt, schweigend und nachdenkend an ihrem Platze. Auf ihrem Gesichte war weder Trauer noch Erstaunen über meinen Vorschlag bemerkbar, und es gewährte mir Befriedigung, sie ihre Antwort aufschieben zu sehen, um sie dann desto entscheidender geben zu können.

Endlich sagte sie:

„Theurer Freund, nehmen Sie mein langes Schweigen nicht als das Zeichen einer Unschlüssigkeit, die mir nicht zur Ehre gereichen könnte. Nein, ich begreife die Weisheit Ihres Rathes und erkenne die Lauterkeit der Quelle, aus der er fließt. Ich nehme Ihren Vorschlag an und preise mich glücklich, daß die Vorsehung mir einen Mann, wie Sie, zu meiner Rettung gesandt hat. Also zurück nach Pisa und gleich auf der Stelle! Was mich allein einen Augenblick unentschlossen erhielt und mich noch jetzt bekümmert, ist die Art und Weise, wie ich mir die Verzeihung meines Verlobten erwerben soll. Ich bin gewiß, er wird mir verzeihen, allein der Weg, dazu zu gelangen, ist nicht leicht. So sanft, zärtlich und liebevoll er auch gegen mich ist, so reizbar ist auch sein Ehrgefühl und so heftig die erste Aufwallung, wenn er sich darin verletzt glaubt. Die Vermeidung dieses gefährlichen ersten Impulses

ist es besonders, worauf Alles ankommt. Denken Sie also über die Mittel dazu nach und beachten Sie dabei, daß er viel Geist hat und sich von keiner Unwahrheit hintergehen läßt.“ —

Ich sann über die Sache nach und theilte Alicen meine Ansicht darüber sogleich mit:

„Ich bin der Meinung,“ sagte ich, „daß Sie an Ihren Verlobten schreiben und ihm die reine Wahrheit sagen, ohne ihm das Geringste zu verbergen. Denn nach Allem, was Sie mir über seinen Charakter mitgetheilt haben, muß ich schließen, daß eine Verhüllung der Wahrheit ihn nur reizen würde. Auch müssen Sie sich enthalten, ihm zu sagen, daß Sie sich seiner Verzeihung würdig halten . . . Darüber muß er selbst urtheilen.“

„Mein Brief soll ihm nur meine Reue bezeugen; er soll meine Thränen, meine ganze Seele darin lesen.“

„So zweifle ich nicht, das Sie reüssiren werden.“

„Doch darf er den Ort nicht erfahren, wo ich mich bis zur erlangten Vergebung verborgen halten will; denn nur so habe ich nichts zu fürchten. Er ist durchaus rechtlich, edel und ein Sclave seines einmal gegebenen Wortes. Ich bin überzeugt, daß er funfzig Jahre mit mir leben könnte, ohne mir hinterher ein einziges Mal meine Verirrung vorzuwerfen.“

„Wie lernten Sie diesen vortrefflichen Mann kennen?“ fragte ich, angezogen durch die Schilderung eines so achtungswerthen Charakters.

„Vor zwei Jahren, in der Pensionsanstalt. Mein Vater war damals gestorben; seine Gläubiger nahmen seine Verlassenschaft in Beschlag, und da nicht so viel übrig blieb, um die Kosten meines längern Aufenthalts in der Anstalt bestrei-

ten zu können, so übernahm Sir Harry Wolsey — dies ist der Name meines Verlobten — meine Erziehung. Erkenntlichkeit gewann ihm meine Liebe. Er bewarb sich um meine Hand, die ich ihm von ganzem Herzen zusagte. Und als bald darauf Familienangelegenheiten ihn nöthigten, eine Reise nach Florenz zu unternehmen, beabsichtigte er, sich vorher mit mir trauen zu lassen, damit ich ihn als seine Gattin begleiten könne. Der Eintritt eines plötzlichen Trauerfalls in seiner Familie verschob jedoch auf kurze Zeit die Erreichung seines Wunsches, und da die Angelegenheiten, welche ihn nach Florenz riefen, eine Verzögerung nicht zuließen, so bat ich ihn selbst, ihn auf seiner Reise begleiten zu dürfen. Aus Gründen, die ich ehren mußte, ertheilte er mir die Erlaubniß hierzu erst dann, nachdem eine liebenswürdige alte Dame aus seiner Familie sich zur Mitreise bereit erklärt hatte. In Italien angelangt, verweilten wir etwa vier Monate in Florenz und gingen dann nach Pisa, wo Sir Harry seine Angelegenheiten binnen Kurzem zu beendigen hoffte . . . O, daß ich diesem edlen Mann auf solche Art begegnen konnte!"

„Beruhigen Sie sich, theure Alice, Sie werden seine Verzeihung erhalten. Trocknen Sie im Vertrauen darauf Ihre Thränen und lassen Sie uns reisen. Ich habe Freunde in Pisa und Niemand ahnt unsere Bekanntschaft. Ich werde Sie dort völlig zuverlässigen Händen übergeben, es soll Ihnen an nichts fehlen und ich werde Sie nie sehen. Zugleich verspreche ich Ihnen, Pisa nicht eher zu verlassen, als bis ich Sie mit dem edlen Sir Harry ausgesöhnt sehe. Sollte dieser Mann, dem ich schon meine ganze Achtung zolle, unerbittlich bleiben, so wiederhole ich Ihnen mein Versprechen,

Sie nicht zu verlassen und Sie, wenn es nöthig, selbst nach England zu begleiten."

„Wie können Sie aber so um meinetwillen Ihre Geschäfte im Stiche lassen?"

„Mich zieht nichts nach Rom, als das Verlangen, einige Verwandte wieder zu sehen. Ein Geschäft wartet dort nicht auf mich."

Hierauf rief ich den Vetturin, in der Absicht, ihn zur Rückkehr nach Siena zu bewegen. Damit es jedoch in seinen Augen nicht den Anschein gewinne, als stände ich mit meiner Reisegefährtin im Begriff, den Marquis für immer zu verlassen und unsere Reise nach Rom völlig aufzugeben, mußte ich einen Vorwand anwenden, um ihn meinem Wunsche geneigt zu machen.

Ich sagte dem Manne, daß wir nach Aquapendente zurückkehren müßten, weil ich dort mein Portefeuille habe liegen lassen, dessen Inhalt für mich von der höchsten Wichtigkeit sei.

„So schicken Sie doch einen Courier und lassen es holen," entgegnete er phlegmatisch.

„Ein Courier ist mir nicht zuverlässig genug; auch wird man ihm das Portefeuille wohl nicht anvertrauen wollen."

„So nehmen Sie Postpferde. Ich will hier warten und Sie bezahlen mir eine Tagereise."

Auf diese Weise würde ich freilich am Schnellsten fortgekommen sein; allein ich hätte dann Alicens Koffer, welcher sich auf dem Wagen befand, im Stiche lassen müssen, oder der Vetturin hätte meine wahre Absicht entdeckt. Ich sagte daher:

„Ich will keine Postpferde. Aber hier sind zwei Zechinen, wenn Sie uns nach Aquapendente zurück fahren.“

Der Anblick der zwei Zechinen besiegte allen Widerstand. Wir reisten ab und erreichten bei guter Zeit Aquapendente.

Hier gab ich mir den Anschein, als wäre ich über den vorgeblichen Verlust meines Portefeuilles in Verzweiflung. Die Aufwärterin schwor, Niemand sei nach meiner Abreise in mein Zimmer gekommen und auch der Wirth betheuerte seine Unschuld.

Endlich bestellte ich mit angenommener Resignation ein Abendessen und machte Alice darauf aufmerksam, daß ich auf diese Weise verfahren müsse, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der Vetturin gegen unsere Rückkehr nach Siena erheben könnte. Denn derselbe befand sich um so mehr in seinem Rechte, als Alice ihm von ihrem vermeintlichen Gemahl gewissermaßen übergeben und anvertraut worden war.

Demnächst veranlaßte ich Alice, sich ihren kleinen Koffer auf's Zimmer bringen zu lassen, was der Vetturin auch ohne Umstände geschehen ließ. Dieser Koffer enthielt einen Mantel, sowie einige Wäsche Alicens; alles Uebrige aber gehörte dem Marquis.

Ich war neugierig, diese Besitzthümer des Letztern kennen zu lernen, um dadurch vielleicht zu weitern Entdeckungen über seine persönlichen Verhältnisse zu gelangen. Dieselben bestanden in einem Paare alter Beinkleider, einigen zerrissenen Hemden, Kämmen, Bürsten, Pomaden und gegen ein Dutzend kleiner Brochüren des verschiedensten Inhalts, als: Trinklieder, Deklamationsstücke, Taschenspielerkünste u. s. w. Außerdem befand sich darunter ein kleines Packet Briefe, welche zu interessant waren, um sie ungelesen bei Seite zu legen.

Die merkwürdigste Aufklärung, welche ich auf diesem Wege über den Marquis Harrington erhielt, war die, daß derselbe Paul Wilkens hieß, früher Weinreisender gewesen und zuletzt im Süden Frankreichs sich als Avanturier umhergetrieben hatte, von wo er nach Italien gekommen war.

Als ich Alicen hiervon Mittheilung machte, erregte ihr Zustand mein Bedauern. Ihre Enttäuschung war zu arg, als daß sie darüber hätte lachen können. Sie sah sich von einem elenden Vagabonden hintergangen und die Scham über diese Entdeckung verzehrte sie fast.

„Ich bitte Sie um's Himmelswillen, schonen Sie meiner!“ sagte sie. „Wenn ich noch lange an diesen abscheulichen Menschen denke, könnte ich wahnsinnig werden . . . O, mein Gott, was würde ohne Sie aus mir geworden sein!“

Ich suchte sie zu beruhigen, und da es inzwischen schon spät geworden war, ließ ich mir mein Zimmer anweisen und begab mich zur Ruhe. —

Am folgenden Morgen war es noch sehr früh, als man heftig an meine Thür pochte.

Es war der Vetturin.

Während ich mich anzukleiden begann, fragte ich nach seinem Begehr.

Er glaubte, daß ich nun wieder die Straße nach Rom einschlagen würde. Allein meiner Absicht gemäß sagte ich ihm, daß ich durchaus mein Portefeuille wieder haben müsse und versicherte ihm, daß ich überzeugt sei, es in Radicofani, als der nächsten Station auf dem Wege nach Siena, wiederzufinden.

Der kluge Mann verzog sein Gesicht zu einem schlauen Lachen und entgegnete:

„Nun, wahrhaftig, ich habe es errathen! Bezahlen Sie mir meinen Weg, als wenn ich Sie nach Rom gebracht hätte und geben Sie mir dann eine Zechine für den Tag, so fahre ich Sie überall hin, selbst nach England, wenn Sie wollen."

„Das ist verständig gesprochen," sagte ich, „ich nehme das Anerbieten an."

Hierauf bezahlte ich ihm die Reise nach Rom, befahl ihm, anzuspannen und auf dem Wege nach Radicofani in Centino anzuhalten, wo ich Geschäfte zu haben vorgab. —

Wir erreichten diesen Ort gegen die Mittagstunde und ließen uns ein Zimmer anweisen.

Meine Geschäfte in Centino, deren ich gegen den Vetturin erwähnt hatte, bestanden lediglich in der Abfassung eines Briefes an Sir Harry, worin ich ihm Alicens Geschichte erzählen und ihn um Verzeihung für sie bitten wollte.

Während ich hiermit beschäftigt war, schrieb Alice ebenfalls an ihren Verlobten, nachdem sie mir noch besonders eingeschärft hatte, mich treu an die Wahrheit zu halten, da sie nur so auf Verzeihung zu rechnen habe.

In weniger als zwei Stunden hatten wir unsere Briefe beendet. Alice war mit dem meinigen zufrieden, während der ihrige ein Meisterstück in seiner Art war und seine Wirkung unmöglich verfehlen konnte.

Trotz der drückenden Hitze, setzten wir nun unsere Reise nach Radicofani fort, wo wir noch vor Einbruch der Nacht eintrafen.

Alice war inzwischen heiter und fröhlich geworden und ich gestehe, daß es von meiner Seite einer großen Selbstbeherrschung bedurfte, um meine Würde als Chevalier d'honneur aufrecht zu erhalten. Ich wünschte ihr Glück zu dieser

schnellen Genesung von einer Leidenschaft, die für eine kurze Zeit sie völlig um den Verstand gebracht zu haben schien. Sie bebte vor Zorn und Unwillen, wenn sie nur des Elenden gedachte. Dennoch gestand sie mir, daß sie wahrscheinlich nicht zur Besinnung gekommen sein und mir geglaubt haben würde, wenn der Abscheuliche sie nicht so schimpflich behandelt und sie sogar der Heuchelei beschuldigt hätte. —

Am folgenden Morgen vernahm ich, daß ein Wagen aus Pisa angekommen, welcher im Begriff sei, nach Rom zu gehen, und Alice gerieth auf die Vermuthung, daß dies vielleicht derselbe Vetturin sein könne, der ihren Koffer führe.

Ihre Vermuthung war richtig. Sie sprach sogleich mit dem Manne, um ihn zu veranlassen, mir ihr Eigenthum auszuliefern. Allein derselbe behauptete mit Recht, daß er den Koffer, den er vom Marquis zur Beförderung nach Rom erhalten habe, nur diesem übergeben könne.

Hiergegen ließ sich nichts sagen. Das Einzige, was sich in der Sache thun ließ, blieb, daß wir mit Hülfe eines Advokaten den Koffer auf der Douane zu Rom mit Beschlag belegen ließen. Dies führten wir denn auch sogleich aus und setzten dann unsere Reise fort. —

Der nächste Ort auf dem Wege nach Siena war Scala, wo wir gegen elf Uhr Vormittags eintrafen.

Hier beschäftigten wir uns mit einigen Zusätzen zu unsern Briefen an Sir Harry, deren Absendung nach Pisa wir bei unserm Eintreffen in Siena zu bewirken beabsichtigten.

Ich hatte mit meinem Schützling an demselben Tische Platz genommen, indem sie an der einen Seite, der Thür gegenüber, ich dagegen an der andern, in solcher Stel-

lung saß, daß der Eintretende mich erst erblicken konnte, wenn ich mich umwandte.

Alice war sorgfältig und höchst anständig gekleidet, während ich, der unerträglichen Hitze wegen, meinen Rock abgelegt hatte und mich in Hemdsärmeln befand, was in Italien, selbst der achtbarsten Dame gegenüber, während der heißen Jahreszeit durchaus nichts Auffallendes hat. —

Wir mochten ungefähr zehn Minuten an unsern Briefen geschrieben haben, als sich plötzlich vom Flur aus heftige Schritte hören lassen. Unmittelbar darauf wird die Thür aufgestoßen und ein Mensch tritt wüthend in's Zimmer, der mit einem Pistol in der Hand auf Alice losstürzt, die mit einem Schrei sich zum Fenster flüchtet.

Ich springe schnell auf und erfasse den Wüthenden in dem Augenblicke, als er sich umwendet und im Begriffe ist, das Pistol auf mich abzufeuern.

„Verräther, laß mich los!" ruft er aus und beginnt mit mir zu ringen.

Zugleich eilt Alice herbei, sinkt vor dem Rasenden auf die Kniee und spricht:

„Um's Himmelswillen, Du irrst Dich! Er ist mein Retter! Harry, ich beschwöre Dich!..."

Doch Sir Harry hat weder Augen noch Ohren und bietet alle Kräfte auf, sich von mir los zu machen; indem er mir wiederholt zuruft:

„Laß mich los, Verräther, damit ich Dir Dein niederträchtiges Gehirn zerschmettere!"

Aber ich halte ihn fest, so lange ich das Pistol in seiner Hand sehe.

Nun suchte er sich meinen Armen mit einer Gewalt zu

entwinden, der kaum zu widerstehen war. Doch in diesem Augenblicke gleitet sein Fuß aus, er fällt und ich stürze über ihn.

Draußen wird Lärm; man will in's Zimmer eindringen, aber es ist unmöglich, da wir Beide, indem wir mit einander ringen, uns gegen die Thür stemmen.

Endlich gelingt es dem Muthe Alicens, ihm das Pistol zu entreißen, und da ich ihn nun entwaffnet sehe, lasse ich ihn los.

„Sie irren sich, Sir Harry," sagte ich, „ich bin Ihr aufrichtigster Freund."

„Er ist mein Retter; beruhige Dich und höre uns!" fügte Alice hinzu.

„Wie? Dein Retter?" fragte er betreten und wie im Traume mich anstarrend.

Nun ergriff Alice den Brief, an welchem ich geschrieben hatte, reichte ihm denselben hin und beschwor ihn, zu lesen.

Sir Harry, ohne von der Erde aufzustehen, streckte mechanisch seine Hand nach dem Briefe aus und las.

Die Bewegung in seinen Mienen während des Lesens ließ mich den besten Erfolg hoffen. Ich öffnete daher die Thür und befahl dem Wirth, ein Diner für drei Personen zu besorgen und seine Leute wegzuschicken, die, durch den Lärm herbeigezogen, sich auf dem Flur versammelt hatten. —

Während Sir Harry meinen Brief mit der größten Aufmerksamkeit durchlas, nahm ich meinen Nachtsack und meinen Rock unter den Arm, um mich in dem anstoßenden Zimmer anzukleiden. Ich empfand eine große Befriedigung, die Sache diesen Gang nehmen zu sehen und war für meinen armen Schützling ohne weitere Besorgniß. Es unterlag keinem Zwei-

fel, daß ich Alicens Glück neu begründet hatte, und der Gedanke hieran entschädigte mich für die eben überstandene Gefahr, von der Hand Desjenigen zu fallen, den ich mir zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet hatte. —

Bereits seit einer halben Stunde war ich angekleidet und hörte Alice mit ihrem Verlobten laut sprechen. Nur von Zeit zu Zeit antwortete er ihr; aber sie sprachen Englisch, und da ich dieser Sprache damals nur in sehr geringem Grade mächtig war, so konnte ich nur wenig verstehen. Doch bemerkte ich, daß ihre Unterredung ruhig und friedlich war. Ich hielt es indeß noch nicht an der Zeit, einzutreten.

Nach Verlauf einer Viertelstunde klopfte Sir Harry leise an meine Thür. Ich öffnete, und mit niedergeschlagener und bekümmerter Miene trat er in mein Zimmer. Mit dem Anstande eines Mannes von Welt und mit edlem Freimuth erklärte er mir, er erkenne jetzt, daß ich Alice gerettet und, was noch mehr sei, sie von einer beklagenswerthen Leidenschaft geheilt habe.

„Ich konnte nicht vermuthen," fügte er hinzu, „daß der Mann, den ich bei ihr fand, ihr Befreier sei. Auch wußte ich nicht, daß Ihr Wagen, den ich vor diesem Gasthofe sah und in welchem, wie man mir blos sagte, ein Herr und eine Dame angekommen wären, von Rom kam. Hätte man mir das gesagt, so würde ich nicht einmal zu Ihnen herauf gekommen, sondern auf dem Wege nach Rom weiter geeilt sein. Doch so fliege ich die Treppe hinauf, erkenne Alice und zweifle an nichts mehr. Es war gut, daß Sie mir beim Eintritt in's Zimmer nicht sogleich in die Augen fielen, denn sonst hätte ich Sie unbedenklich niedergeschossen. Als ich Sie aber bemerkte, waren Sie schneller als ich, indem Sie mich um

den Leib faßten und mich wehrlos machten. Gott sei Dank, daß Sie nicht an der Stelle saßen, wo Alice sich befand ... Ich wäre jetzt der unglücklichste der Menschen. Nun werden Sie mein Freund und vergeben Sie mir meinen Irrthum."

Ich umarmte ihn auf das Herzlichste und versicherte ihm, er habe nur gethan, was ich an seiner Stelle ebenfalls gethan haben würde.

Hierauf traten wir in das andere Zimmer, wo wir Alice in Thränen fanden.

Länger als eine Viertelstunde standen wir hier stumm einander gegenüber. Sir Harry las meinen Brief noch einmal durch, und als er dann, ohne auf die Betrübniß meines Schützlings zu achten, noch immer schwieg, nahm ich mir die Freiheit zu äußern, daß sie wohl seine Vergebung verdiene.

„Wie?" sagte er, „glauben Sie, daß ich ihr diese noch nicht gewährt habe? Ich müßte der verstockteste der Menschen sein, wenn ich nicht schon erkannt hätte, daß sie meiner Verzeihung würdig ist. Meine arme Alice! Sie hat ihre Verirrung eingesehen, sobald Sie ihr die Wahrheit vorhielten ... Ihre Thränen fließen nur noch aus Reue über einen Fehltritt, den sie sich selbst zu verzeihen Mühe hat. O, Sie können sie in diesen drei oder vier Tagen nicht so kennen gelernt haben, wie ich sie kenne!"

Bei diesen Worten stürzte Alice in die Arme dieses trefflichen Mannes, der sie gerührt an sein Herz drückte, während ich mich der glücklichen Entwickelung dieses Abenteuers freute, welches für mich ein so tragisches Ende hätte nehmen können.

Seltsam! Mein ganzes Leben hindurch haben sich mit meinen Begebenheiten immer eine Menge kleiner Umstände

vereinigt, die stets mehr und mehr mich dem Fatalismus geneigt gemacht haben.

Ich gestehe, daß ich mit diesem Bekenntniß eine Schwäche offenbare, die ich klugerweise verbergen sollte. Allein ich kann mich nicht einer Wahrheit entziehen, auf der zugleich mein Glaube an die hohe Mission beruht, die ich in der Welt zu erfüllen habe.

Würde Sir Harry, als er in blinder Wuth zü mir in's Zimmer stürzte, mich sogleich bemerkt haben, so würde ich unfehlbar das Opfer eines traurigen Irrthums geworden sein. Aber der Umstand, daß ich meinen Platz völlig absichtslos an einer Stelle genommen hatte, welche beim Oeffnen der Thür mich den Blicken des Eintretenden verbergen mußte, — dieser zufällige, unbedeutende Umstand hat mich gerettet. —

Wir setzten uns zu Tische und während des Essens erzählte uns Sir Harry, daß er zu Pferde funfzehn Stunden in gestrecktem Galopp zurückgelegt habe. Er fühlte seine Kräfte erschöpft und beabsichtigte daher erst am folgenden Morgen die Rückreise anzutreten. Er war erst am vergangenen Tage wieder in Pisa angekommen und hatte, als er Alice nicht fand, leicht ermittelt, durch wen ihr Koffer fortgeschafft worden war. Durch diese Person hatte er auch erfahren, daß der Koffer nach Rom abgesandt worden und daß der Absender ein Marquis Harrington sei, der ein Pferd gemiethet und dafür eine Uhr versetzt hatte. Diese Uhr erkannte er sogleich als Alicens Eigenthum und schloß daraus, daß diese entweder in demselben Wagen mit dem Koffer oder zu Pferde mit dem Marquis abgereist sein müsse.

Sein Entschluß, die Flüchtlinge zu verfolgen, war augenblicklich gefaßt.

„Ich war sicher,“ schloß er, gegen Alice gewendet, seine Mittheilung, „Euch unterweges einzuholen. Nichts als meine beiden Pistolen nahm ich mit, jedoch nur in der Absicht, den Verräther allein zu tödten. Meine erste und einzige Empfindung für Dich, Alice, war, Dich zu beklagen; die zweite, welche bis zu ihrer Befriedigung fortdauern wird, war die, Deinem Räuber den Hals zu brechen. Da ich nun aber weiß, daß dieser Mensch ein Landstreicher ist, mit dem man sich ehrenhafterweise nicht schlagen kann, so werde ich ihm auf andere Art beikommen müssen. Ich hoffe Mittel zu finden, ihn verdientermaßen an den Galgen zu bringen.“

Als ich Sir Harry so von Rachegedanken erfüllt sah, glaubte ich das Glück Alicens, das ich als mein Werk betrachtete, vollkommen zu machen, indem ich ihren Verlobten zur Versöhnlichkeit stimmte, was mir denn auch, von meinem Schützlinge unterstützt, auf's Beste gelang.

„Sie haben Recht,“ sagte endlich der Engländer, indem er mit Wärme meine Hand ergriff, „überlassen wir diesen Unglücklichen seinem Schicksale. Er wird der Strafe nicht entgehen, der er durch seine Schlechtigkeit entgegen eilt, und uns bleibt dann das Bewußtsein, sein Ende, das unfehlbar ein sehr trauriges sein wird, nicht beschleunigt zu haben.“ —

Nachdem ich Sir Harry noch das in meinen Händen befindliche Creditiv des Pseudo-Marquis übergeben hatte, um darüber die geeignete Verfügung zu treffen, war die Aufgabe, welcher ich mich seit drei Tagen gewidmet, erfüllt. Ich beschloß daher, beim Eintritt der Abendkühle Scala zu verlassen und meine Reise nach Rom ungestört fortzusetzen. Zu diesem Zwecke ging ich in die Wirthsstube hinab, bezahlte dem Vetturin seine Tagereise und sagte ihm, daß er gegen

Abend die Pferde bereit halten möge, um mich nach Rom zu fahren.

„Nach Rom?“ fragte er erstaunt. „Sie haben also Ihr Portefeuille wiedergefunden?“

Als ich seine Frage verneinte, sagte er mit schlauer Miene: „Ich glaube, es wäre besser gewesen, es gar nicht zu suchen.“ —

Sir Harry und Alice wandten alle ihre Beredsamkeit auf, mich noch zum Bleiben zu bewegen. Als ihnen dies nicht gelang, erschöpfte sich der rechtschaffene Engländer in den glänzendsten Dankeserbietungen, die ich, bis auf die Annahme eines werthvollen Solitairs, den er mich bat, zur Erinnerung an ihn und seine künftige Gemahlin zu tragen, freundlich, jedoch bestimmt ablehnte.

Unser Abschied war kurz, aber aufrichtig und herzlich die gegenseitige Versicherung der Achtung und Freundschaft, die wir für einander zu bewahren gelobten. —

*　　*
*

Ich habe im Anfange dieser Denkwürdigkeiten die Mittel angedeutet, welche meinem Unternehmen auf Strasburg zur Verfügung standen. Ich habe zugleich die Gründe berührt, welche, aller menschlichen Voraussicht nach, diesem Unternehmen den Erfolg verbürgten.

Jetzt muß ich noch die Thatsachen constatiren, welche, seit der Thronbesteigung Louis Philipp's, in Frankreich selbst meinen Plänen unablässig in die Hände gearbeitet hatten.

Ich rede nicht von den unaufhörlichen Mordversuchen auf das Leben dieses Königs — nicht von seinen Kämpfen und seinen Niederlagen in den französischen Kammern — nicht von dem tief gesunkenen Ansehen seiner Regierung nach Außen — nicht von der gerechten Verachtung, mit welcher er durch seine unersättliche Habsucht die Herzen aller Rechtschaffenen gegen sich erfüllt hatte — nicht von dem gewissenlosen, gleißnerischen Spiele, das er mit den erhabensten, heiligsten Gefühlen trieb ...

Von diesem Allen rede ich nicht.

Aber der Aufstand zu Lyon im November 1831 — die Revolution zu Grenoble im März 1832 — die Insurrektion der Vendee unter der Herzogin von Berry — die Erhebung der Republikaner zu Vendome und endlich die Pariser Unruhen im Jahre 1833, — dieses sind Thatsachen, welche in einer ununterbrochenen Reihenfolge die Ohnmacht der französischen Regierung, die Unsicherheit der gesellschaftlichen Zustände und somit den unterwühlten, morschen Grund des Thrones Louis Philipp's zur Evidenz blosgelegt hatten und jedem muthigen Angriffe die glücklichsten Chancen darboten.

Es bleibt mir nun noch übrig, derjenigen Ereignisse zu erwähnen, welche vom Jahre 1834 bis zum Tage meines Erscheinens in Strasburg sich zugetragen und die in nicht minder hohem Grade, als jene, bewiesen haben, daß für die Dynastie Orleans kein Tag zu Ende ging, an welchem sie des nächsten Morgens sicher war.

Ich werde diese Ereignisse, an denen ich nur einen geringen Antheil hatte, hier kurz zusammen fassen.

Im April 1834 war die Gährung zu Lyon wiederum un-

geheuer groß und Alles trug dazu bei, den Sturm vom November 1831, dessen Erschütterung Frankreich noch fühlte, auf eine schrecklichere Weise zu erneuern.

Die Insurrektion vom November hatte die Regierung überrascht. Daher hatte sie Alles aufgeboten, um die Schmach derselben zu verwischen. Die Garnison von Lyon wurde maßlos verstärkt, in allen benachbarten Städten wurden Truppen angesammelt, welche bereit waren, auf den ersten Ruf zur Hand zu sein. Die Nationalgarde war entwaffnet und Festungswerke erhoben sich um die Stadt, deren Kanonen Lyon bändigen oder zerstören sollten. Um die Wiege der Insurrektion vom November zu isoliren, hatte man Forts aufgeführt, welche die Croix-Rousse vom Innern der Stadt abschnitten.

Aber auch die republikanische Partei hatte sich verstärkt und constituirt. Voll Selbstgefühl trat sie mit ihren Absichten offen zu Tage und bemächtigte sich der Popularität mit dem ihr eigenen Ungestüm. Demonstrationen, welche sich in den Schranken des Gesetzes hielten, fanden Statt und alle erlaubten Maßregeln wurden erschöpft, welche darauf berechnet waren, die eigenen Kräfte zu prüfen und der Staatsgewalt Trotz zu bieten.

Es nahte die Stunde, wo die Republikaner in Lyon herrschen oder unterliegen sollten ... Die Explosion bedurfte nur noch des zündenden Funkens.

Auch dieser fand sich — die Association der Seidenarbeiter trat in die Kampfbahn.

Die Lage dieser Arbeiter hatte sich seit dem November 1831 beträchtlich verschlimmert. Dazu kam, daß die Concurrenz den Umsatz der Fabrikanten während der ersten Mo-

nate des Jahres 1834 bedeutend vermindert und damit auf die Arbeiter einen unerträglichen Druck ausgeübt hatte.

So war denn die Krisis unvermeidlich geworden . . . Am 12. Februar legten 50,000 Arbeiter die Arbeit nieder.

Die Stadt gerieth in Bestürzung, aber die Republikaner jubelten — mit Ausnahme derer, welche ein Interesse daran hatten, die schrecklichen Scenen vom November sich nicht erneuern zu sehen oder zu den Wenigen gehörten, welche entschlossen waren, in ihrem Widerstande gegen die Staatsgewalt den Boden der Gesetzlichkeit um keinen Preis zu verlassen.

Die Anstrengungen dieser wenigen Republikaner, welche mit ihren exaltirtern Parteigenossen nicht im Einklange handelten, nichts desto weniger aber die Freiheit liebten, gelang es, den drohenden Sturm noch einmal zu beschwören . . .

Am 22. Februar 1834 arbeiteten wieder alle Webestühle in Lyon und die Ruhe war wiedergekehrt.

Aber nun erließ die Regierung ein Gesetz gegen die Associationen und das Volk wurde gewaltsam in den Aufruhr zurück geschleudert. Ein schrecklicher Schrei des Zornes entfährt allen Korporationen. Man protestirt, man droht, man erklärt offen, daß man ein Gesetz nicht anerkennen werde, welches aus einer Verletzung der Charte hervor gegangen.

Die Staatsgewalt schien indeß den Bürgerkrieg in Lyon herbei führen zu wollen. So lange die Arbeitseinstellung gedauert hatte, war kein Arbeiter verhaftet worden. Aber nach der Wiederaufnahme der Arbeit und zu einer Zeit, wo man es am wenigsten erwartete, wurden sechs Arbeiter als Anstifter der Koalition verhaftet.

Diese Maßregel erregt in der Croix-Rousse, in St. Georges, in St. Just einen schrecklichen Tumult. Man feuert sich gegenseitig zum Widerstande an. Und da das Gesetz gegen die Associationen auf den industriellen, wie auf den politischen Gesellschaften lastet, so wird der Gedanke des Widerstandes allgemein. —

Dieses war der Zustand der Dinge und der Gemüther am 5. April.

An diesem Tage war ein Arbeiter gestorben. Am 6. Februar geleiteten ihn 8000 seiner Genossen zu Grabe und zogen dann langsam durch die Stadt, welche vor diesem Trauerzuge in Schrecken geräth.

Am 7. Februar begegnete man in Lyon nur noch drohenden Blicken und das Wort „Kampf" schwebte auf allen Lippen.

Die Arbeiter, durch die Entfaltung ihrer Kräfte am 6. ermuthigt, glaubten schon Herren der Stadt zu sein und der Umstand, daß der Prozeß gegen die gefangenen Arbeiter auf den 9. festgesetzt worden war, ließ Niemand in Zweifel darüber, daß es am 9. zum Kampf kommen werde. —

In der Nacht vom 8. zum 9. ging den Truppen, die in Lyon verbreitet waren, der letzte Befehl zu, und der folgende Tag ging über eine Stadt auf, die sich plötzlich in ein Lager verwandelt hatte. —

Gegen zehn Uhr Morgens bedeckte sich der Platz St. Jean mit Menschen; aber kaum vergeht eine Viertelstunde und das Volk strömt wieder in die benachbarten Straßen zurück, wo einige Kinder unter den Augen der schweigenden Menge Barrikadeu aufzuwerfen beginnen.

Unterdessen sitzen im Gerichtshofe die verhafteten Arbeiter ihren Richtern gegenüber und hören zerstreut und auf das

dumpfe Gebrause in den Straßen lauschend, der Vertheidigungsrede ihres Anwalts zu.

Plötzlich ertönt eine Gewehrsalve und alle Anwesenden, Advokaten, Richter und Angeklagte werden bleich.

Bald darauf bringt man einen mit Blut bedeckten Menschen in den Hof des Gerichtsgebäudes und die ihn begleitenden Soldaten sagen:

„Es ist ein Insurgent, der an einer Barrikade gearbeitet hat und von einem Gensd'armen erschossen wurde!"

Man bemüht sich um den Unglücklichen; aber wie groß ist die Verwunderung, als man unter seinem geöffneten Rocke das Abzeichen der geheimen Polizei-Agenten erblickt!

Der auf den Tod Verwundete hauchte bald seinen Geist aus, und so lieferte an diesem Tage die Polizei das erste Opfer.

Das Signal war nun gegeben und der Kampf entspann sich auf allen Punkten, wo die Arbeiter oder die in Massen herbeiströmenden Republikaner sich zeigten. In einer Stunde war Lyon im vollen Bürgerkriege. Die Truppen standen auf den hauptsächlichsten Plätzen und Quais und gaben von allen Seiten Feuer. Kanonendonner ertönte auf dem Platze Louis le Grand. Das Kartätschenfeuer hatte begonnen und warf Männer, Frauen und Kinder auf den Straßen nieder.

Anfangs waren die Insurgenten außer Stande, einem so heftigen Angriffe zu widerstehen. Denn die Soldaten hatten die Verbindungen abgeschnitten und der größte Theil der Arbeiter war isolirt und in verschiedenen Straßen eingepferch't. Auch war ein großer Theil von ihnen ohne Waffen. Sie hatten auf die Plünderung der Flintendepots gerechnet, doch es waren alle Maßregeln getroffen worden, diese vor ihren

Angriffen zu sichern. Dennoch gelang es ihnen, in der ungeheuren Verwirrung verschiedene Mittelpunkte zu bilden, von denen aus sie den Kampf mit so großem Nachdruck führten, daß die gegen sie abgesendeten Truppen sich zum Rückzuge gezwungen sahen.

Von diesem Erfolge ermuthigt, dringen die Insurgenten weiter vor und sind nahe daran, die Präfektur zu erstürmen, als sie durch das Erscheinen einer Infanterie-Colonne sich plötzlich im Rücken bedroht sehen. Entschlossen machen sie Front, halten eine schreckliche Salve aus und stürzen sich in's Gefecht. Doch sie müssen endlich der Uebermacht weichen und ziehen sich kämpfend zurück. —

Als der Tag sich seinem Ende näherte, war Nichts entschieden und die Nacht war gleichsam nur eine Pause in diesem blutigen Drama, welches auf der einen Seite durch die ungeheuren Mittel, auf der andern durch den unbezwinglichen Muth der Kämpfenden sich auszeichnete. —

Am folgenden Tage, den 10. April, verliefen die ersten Stunden des Morgens ziemlich ruhig. Aber kaum hatte der Kampf begonnen, so wurde er auch mit einer unbeschreiblichen Wuth geführt. Die Truppen hielten alle Hauptlinien besetzt, sie füllten alle Forts, bedeckten fast alle Plätze, standen dicht gedrängt auf allen Brücken. Ihre Kanonen, nach allen Straßen gerichtet, machten es den Insurgenten unmöglich, sich den Quai's zu nähern, wo nur noch eine öde Todtenstille herrschte.

Dennoch gewann die Insurrektion während der ersten Hälfte dieses Tages ansehnliches Terrain.

Sie zog sich längs den Höhen hin, deren Abhang die Saone benetzt, brach auf fast allen Punkten zugleich aus und umzingelte die Stadt. Die Croix-Rousse bildete eine Reihe

beweglicher Festungen, welchen die Kaserne der Bernardiner vergebens ihre feuerspeiende Fronte entgegen setzte.

Plötzlich entfaltet sich ein furchtbares Schauspiel. Petarden sprengen die Häuser in die Luft, deren Fenster mit Insurgenten besetzt sind, die Barrikaden werden mit Kanonenschüssen angegriffen und umgestürzt und Bomben regnen auf die Vorstadt la Guillotiere herab und geben Alles der Verwüstung preis.

Nur auf einem Punkte in der Stadt hatte die Insurrektion sich eine vortheilhafte Stellung geschaffen. Es war dies auf dem Platze der Barfüßler.

Hier hatten sich die Republikaner der Kirche bemächtigt, sie zu ihrem Hauptquartier gemacht und mit Barrikaden umgeben. In einem Schiffe der Kirche waren Arbeiter beschäftigt Pulver zu bereiten, während Andere, um ein großes Feuer gelagert, Kugeln gossen. Eine Kapelle war zum Lazareth umgewandelt worden, wo fromme Priester die Leiden der Verwundeten und Sterbenden zu mildern suchten.

Den Befehl führte hier ein Mann von hohem Wuchse, kräftigem und stolzem Aeußern. Sein Name war Lagrange. Er war Seidenarbeiter und einer jener Menschen, welche die Natur und die Umstände geschaffen zu haben scheinen, in Revolutionen durch ihre Kühnheit zu imponiren und eine wichtige Rolle zu spielen.

Bereits in den November-Kämpfen 1831 hatte er diese seine Eigenschaft zur Geltung gebracht und jetzt übte er unter den Insurgenten eine Herrschaft aus, welche ihm Niemand, selbst der Muthigste nicht, streitig zu machen wagte. —

Unterdessen dauerte der Kampf fort. Der Sieg schwankte und das Unheil wuchs von Stunde zu Stunde.

Aber eine auf solche Weise verlängerte Unterbrechung der täglichen Beziehungen einer volkreichen Stadt mußte, außer den großen Menschenopfern, auch noch andere Leiden erzeugen. Das Volk wurde vom Hunger ergriffen und in einigen Vierteln war die Noth so groß, daß mehrere Bürger, vom Mitleid bewegt, unter augenscheinlicher Lebensgefahr Sammlungen veranstalteten, indem sie inmitten des heftigsten Kugelregens auf den Straßen einhergingen und mit eindringlicher Stimme um „Brod für die armen Arbeiter" baten.

Dieser wahrhaft heroischen Aufopferung gegenüber bildeten die Erbitterung und die Grausamkeit der Soldaten einen schrecklichen Contrast. Am Eingange der Straße St. Marcel wollte es einem Regimente nicht gelingen, sich einer Barrikade zu bemächtigen und nach wiederholten vergeblichen Versuchen schienen die Soldaten zu schwanken. Da stürzt der Oberst des Regimentes vor, er wird getödtet, aber das ihm nachfolgende Bataillon erobert die Barrikade. Nun dringen die Truppen in die Häuser und verbreiten sich in blinder Wuth nach allen Seiten hin.

Ein ehrenwerther Bürger saß ruhig in seinem Zimmer — er wird getödtet. Ein Arzt stand am Bette seines gefährlich erkrankten Patienten — er wird mit dem Bajonnet niedergestoßen. Ein Republikaner von großem Ansehen ward, von der Gicht befallen, an's Bett gefesselt. Seine Frau und das jüngste seiner Kinder standen bei ihm, als die Soldaten eintreten. Und als sie auf ihn zustürzen, um ihn zu ermorden, richtet er sich im Bette auf und ruft ihnen zu:

„Halt! Ich bin Republikaner und als solcher muß ich auf öffentlichem Platze erschossen werden! Wollt Ihr mich Ange-

sichts meiner Frau und meines Sohnes tödten, dann seid Ihr Henker — nicht Soldaten!"

Sogleich trat ein Offizier vor, um ihn zu schützen. Er wurde gefangen genommen und unter Schmähungen der Soldaten, denen er stolze und verächtliche Worte entgegensetzte, nach dem Rathhause abgeführt. —

Als am 10. April der Tag sich neigte, waren die bewaffneten Insurgenten kaum noch hundert Mann stark und sie wunderten sich über die Verlängerung eines Kampfes, dessen Beendigung nur noch wenig Anstrengung erforderte. Zudem waren Diejenigen unter ihnen, welche dazu berufen waren, sie zu leiten, bereits vom Kampfplatze verschwunden und sie sahen sich daher ganz dem Zufalle preisgegeben. —

Zum zweiten Male seit dem Beginn der Insurrektion unterbrach die Nacht die Feindseligkeiten. Die Soldaten bivouakirten an großen Wachtfeuern, deren Flammen die mißtrauischen Blicke und die von Ermüdung abgespannten Gesichter der Lagernden erleuchtete. In ihrer Nähe sah man Frauen und Kinder, die man auf der Straße angehalten hatte, von Hunger und Durst erschöpft und dem mit dem Beginn des Abends eingetretenen kalten Regenwetter preisgegeben, auf Stroh umherliegen.

In einzelnen Vierteln lagerten in einigen dunkeln, engen Straßen Gruppen von Republikanern. Um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen, hatten sie kein Feuer angezündet. Einige schliefen auf dem bloßen Straßenpflaster, Andere saßen auf Stein- oder Trümmerhaufen und starrten finstern Blickes lautlaus in die Nacht hinein. Jeder von ihnen lebte in dem trübseligen Bewußtsein, daß der folgende Tag ihm nur Tod oder Gefangenschaft bringen könne.

Thatsächlich war die Insurrektion in dieser Nacht bereits erloschen und die Truppen hätten nur nöthig gehabt, vierundzwanzig Stunden lang ruhig ihre Stellungen zu behaupten, um auch den letzten der noch kampflustigen Insurgenten von der Vergeblichkeit aller weitern Anstrengungen zu überzeugen.

Aber dies geschah nicht und man hat den Oberbefehlshaber, General Aymar, nicht mit Unrecht beschuldigt, daß er, um die Wichtigkeit seines Sieges zu vergrößern, den Kampf absichtlich verlängert, daß er Lyon und Frankreich habe mit Schrecken erfüllen und die Republikaner den Bürgern verhaßt machen wollen, indem er deren Häuser bombardirt und die Feuersbrünste gemißbraucht habe.

Wenn nun auch derartige Beschuldigungen nicht leicht zu erweisen sind, so waren doch die Thatsachen der Art, daß sie dieselben nicht Lügen straften. Denn am 11. April erneuerten die Truppen zu Jedermanns Erstaunen den Kampf unter denselben Umständen und mit demselben Charakter, wie am vorigen Tage, obgleich es immer mehr offenbar wurde, daß die Armee nur zu wollen brauche, um die Stadt völlig in ihre Gewalt zu bringen.

Und nun erst schien man sich zu einer kräftigen Anstrengung entschlossen zu haben.

Während man la Guillotiere besetzte, unternahm man gleichzeitig einen heftigen Sturm auf die Vorstadt Vaise, die fast gar nicht vertheidigt wurde.

Hier wurden barbarische Thaten verübt, welche die Feder sich niederzuschreiben sträubt und die den Namen des Generals Aymar mit ewiger Schande bedecken.*)

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Wir werden in die-

In der Straße Projetée war im Hause eines Gastwirthes ein Flintenschuß abgefeuert worden und die Soldaten stürzten hinein mit dem Entschlusse, alle Bewohner desselben niederzumetzeln. Ein vierundsiebenzigjähriger Greis wird krank im Bette gefunden — man erschießt ihn in solcher Nähe, daß die Betten in Brand gerathen. Ein anderer Bewohner des Hauses, der um seinen sterbenden Bruder beschäftigt ist, wird auf die Straße geschleift und mit dem Bajonnet niedergestoßen. Noch ein Anderer wird aus dem Fenster gestürzt und dann mit Kolbenstößen todtgeschlagen. Zwei Bürger, Prost und Lauvergeat, werden mit dem Rücken aneinander gebunden und ermordet . . . Noch sechszehn andere unschuldige Opfer wurden in Zeit von wenigen Minuten hingeschlachtet und alle diese Ermordungen waren die Folge des Repressions-Systems, das der General Aymar den Soldaten anbefohlen hatte.

Nach hundert ähnlichen Thaten, welche selbst das barbarischste Zeitalter zu brandmarken geeignet waren, verschwanden endlich die letzten Trümmer der Insurrektion und die Bewohner von Lyon wurden durch eine Proklamation davon in Kenntniß gesetzt, daß die Ruhe wieder hergestellt sei. —

Am 12. April 1834 brachte der Pariser „Moniteur" über dieses Ereigniß folgende Note:

„— — — Am Mittwoch, den 9. April um 4 Uhr Morgens, war der Kampf beendet. Einige Flintenschüsse fielen noch hier und da in den engen Straßen

---

sen Memoiren noch Gelegenheit erhalten, dieses harte, wiewohl gerechte Urtheil dem „Manne des 2. Decembers" in's Gedächtniß zurück zu rufen.

und im Mittelpunkte der Stadt. Die Truppen ruhten aus."

Man sieht, daß diese Note eine Lüge enthielt. Aber die Regierung Louis Philipp's fand es, ihrer Gewohnheit oder vielmehr ihrem System gemäß, für gut, sich einer groben Unwahrheit zu bedienen, um nicht blos alle Parteien, welche an die Insurrektion von Lyon Befürchtungen oder Hoffnungen knüpften, zu täuschen, sondern auch das schlimme Urtheil über die barbarischen Vorgänge in dem stattgefundenen Kampfe zu captiviren.

Im Grunde genommen kann ich eine solche Unaufrichtigkeit, wenn sie von den Umständen geboten wird, nicht tadeln. In gleicher Lage würde ich unzweifelhaft dasselbe thun. Die öffentliche Meinung gröblich täuschen und die Thatsachen verfälschen ist freilich eine frivole, ehrlose Politik. Aber diese Politik ist unzertrennlich von einer Regierung, welche, unberechtigt zur Gewalt gelangt, von feindseligen Parteien umgeben und stets genöthigt ist, ihre wahren Absichten zu verbergen, um sie schädlichen Einflüssen zu entziehen.

Es giebt Situationen, in welchen das Interesse uns gebietet, eine Perfidität oder eine Dummheit zu begehen ... Ich würde über die Wahl niemals verlegen sein. Die Arglist, der Verrath, die Treulosikeit finden nur in seltenen Fällen ihre Strafe; die Dummheit findet sie immer.

Es ist gefährlich, in gewissen Fällen ein Dummkopf zu sein. —

* *

*

Ich hatte zu der verunglückten Erhebung der Lyoner Republikaner, welche übrigens gegen den ausdrücklichen Rath der hervorragendsten Häupter der republikanischen Partei in Paris, der Herren Armand Carrel, Godefroi Cavaignac, Cabet, Garnier Pagès u. m. A., unternommen worden war, in keiner Beziehung gestanden. Aber die Vorbereitungen zu derselben waren indirect mit Veranlassung gewesen, daß ich um dieselbe Zeit mich einem revolutionären Unternehmen angeschlossen hatte, dessen Charakter unzweifelhaft am geeignetsten war, meine Pläne zu realisiren.

Dieses Unternehmen war der Militair-Aufstand in Lüneville, am 12. April 1834.

Bereits im März des genannten Jahres hatte mein Oheim Jerome, welcher sich heimlicherweise in der Nähe von Nancy aufhielt, mich davon benachrichtigt, daß er einige ältere Militairs aus dem Kaiserreiche gewonnen und mit ihnen den Plan zu einer Militair-Revolution entworfen habe, welche den glücklichsten Erfolg in Aussicht stelle.

Mit dieser Nachricht fast zugleich empfing ich Seitens meiner Pariser Agenten Mittheilungen über die Vorbereitungen, welche zum Zwecke jener Erhebung der Lyoner Republikaner im Werke waren.

Der von meinem Oheim beabsichtigte Aufstand sollte in Lüneville vor sich gehen. Acht einflußreiche Unteroffiziere aus den drei Kuirassier-Regimentern, welche in dieser Stadt in Garnison standen, hatten sich anheischig gemacht, diese Regimenter mit fortzureißen.

Man wollte auf Nancy und Metz losstürzen, hier unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" das Volk zum Aufstande

bringen und den immer anwachsenden Schwarm der Bevölkerung und der empörten Truppen gegen Paris zu wälzen.

Mit den einflußreichsten Militairs, welche dem Plane sich geneigt zeigten, war man überein gekommen, dem Unternehmen nicht blos dem Namen nach, sondern auch der That nach, die Republik zum Ausgangspunkte zu geben.

Die künftige französische Republik sollte Institutionen auf den breitesten demokratischen Grundlagen, jedoch, abweichend hiervon, in meiner Person einen lebenslänglichen Präsidenten erhalten.

Es ist begreiflich, daß dieser Plan meine volle Zustimmung erhielt. Die im Prinzipe vorher bestimmte Form, unter welcher ich Frankreich künftig regieren sollte, konnte mir gleichgültig sein. Der Präsident einer Republik mit einer starken, stehenden Heeresmacht wird es niemals schwierig finden, sich zum unumschränkten Herrn aufzuwerfen. Er darf es nur wollen und er wird es können.

Wohlan, sagte ich mir, ich werde wollen und werde können!

Was wird mich hindern?

Der Eid, den ich der Republik schwören werde?

Der politische Eid ist eine conventionelle Formel, wie es deren so viele giebt!

Die Ehre?

Ich finde sie auf dem Throne wieder, den ich besteigen werde!

Das Gesetz?

Ich werde mich über das Gesetz stellen!

Die Moral?

Die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs ist eine Pflicht

der Pietät gegen einen großen Todten. Die Moral kann dadurch nicht verletzt werden!

Der Widerstand der Republikaner, der Legitimisten, der Orleanisten?

Die Armee, die nur mir gehorchen wird, wird diesen Widerstand zu brechen wissen! . . .

Alles in Allem konnte mein Erfolg nicht zweifelhaft sein, sofern das Unternehmen, um welches es sich handelte, überhaupt Erfolg hatte.

Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Nachdem ich meinen Oheim von meiner Zustimmung benachrichtigt hatte, veranstaltete derselbe mit den vorzüglichsten Häuptern des Komplotts in der Nähe von Colmar eine Zusammenkunft, welcher ich beiwohnte.

Die acht Lüneviller Unteroffiziere, welche zu diesem Zwecke unter verschiedenen Vorwänden von ihren Vorgesetzten Urlaub zu erlangen gewußt hatten, waren ebenfalls erschienen. Es waren dies Männer von Entschlossenheit und Muth, von festen republikanischen Grundsätzen und großem Einfluß auf ihre Kameraden, bei denen sie in hoher Achtung standen. Ihre Namen waren Lapotaire, Thomas, Bernard, Birth, Tricotel, Stiller, de Bagnier, Caillé.

Es handelte sich bei dieser Zusammenkunft hauptsächlich um den Zeitpunkt der Ausführung des Unternehmens, zu welchem die Vorbereitungen bereits getroffen waren.

Man befand sich in den letzten Tagen des März, und die schwierigen Zustände in Lyon, welche keinem aufmerksamen Beobachter ein Geheimniß mehr waren und einen nahen Kampf verkündeten, konnten über die Frage, welche man zu entscheiden hatte, nicht lange in Zweifel lassen.

Es wurde beschlossen, auf die erste Nachricht von einem ernstlichen Zusammenstoße in Lyon, in Lüneville loszubrechen.

Dieser Beschluß war eben so klug, als folgerichtig. Während die erschreckten Blicke der Regierung sich angstvoll auf das empörte Lyon richteten und die Truppen jener Gegend für den dortigen Kampf bereit gehalten werden mußten, blieb Lüneville völlig unbeachtet. Vor Allem aber lag der Gedanke an die Möglichkeit eines Militair-Aufstandes den Gewalthabern zu entfernt, als daß man von ihrem Argwohne etwas zu fürchten haben konnte.

Nachdem man noch über einige wichtige Details Verabredung getroffen hatte, endete diese Zusammenkunft, indem man, von Hoffnung erfüllt und in der Erwartung des Signales von Lyon, welches den Beginn des blutigen Spieles in Lüneville bezeichnen sollte, sich trennte. —

In Nancy befehligte damals der General Drummont, ein tapferer Soldat, von strenger Rechtlichkeit und voll Eifer für das Bürgerkönigthum. Vielleicht aus diesem letztern Grunde, in Verbindung mit dem wichtigen Umstande, daß er der entthronten Dynastie mit nicht minder großem Eifer gedient hatte, besaß er bei Offizieren und Soldaten nur geringe Sympathien.

Dieser General war vom Schicksale ausersehen, ein Unternehmen zu vereiteln, welches von allen Verschwörungen, die bis dahin gegen den Thron Louis Philipp's gerichtet worden waren, den meisten Erfolg in Aussicht gehabt hatte. —

Als der General Drummont am Morgen des 10. April 1834 den Rapport eines seiner Adjutanten entgegen nahm, wurde ihm ein Brief zugestellt, welcher an diesem Morgen mit der Post angekommen und an einen Unteroffizier vom 8. Kuirassier-Regiment, Namens Guary, adressirt war.

Zehn Minuten später wird Guary verhaftet und in das Kabinet des Generals gebracht.

Hier wird ihm das für ihn eingegangene Schreiben vorgelegt. Dasselbe war vom Ausschusse der Gesellschaft der Menschenrechte zu Metz und bezog sich auf eine frühere Correspondenz, welche revolutionäre Umtriebe zum Gegenstande hatte.

Solchen Thatsachen gegenüber zu leugnen, würde schon an und für sich vergeblich gewesen sein. Guary, noch überdies durch Drohungen eingeschüchtert und durch Versprechungen verlockt, läßt sich zu wichtigen Entdeckungen hinreißen.

Die Militairbehörde in Lüneville, durch den General Gusler repräsentirt, erhält sogleich Nachricht von diesem Vorfalle und der Unteroffizier Thomas vom 10. Kuirassier-Regiment wird zum General beordert.

Thomas gehörte zu den acht Unteroffizieren des von meinem Oheim gestifteten Komplotts.

Man kannte die Festigkeit dieses Soldaten, seinen Einfluß auf seine Kameraden und wußte, daß die Treue der drei Kuirassier-Regimenter von Lüneville, höchst zweifelhaft sei.

Dieser letztere Umstand mochte wohl der Grund sein, aus welchem der General Gusler, während er Thomas als Verschwörer hätte verhaften lassen können, sich damit begnügte, ihm milde Vorstellungen zu machen.

Thomas antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen ohne Schwäche und ohne Unbesonnenheit. Aber sein Entschluß war gefaßt. Ueberzeugt, daß hinter so großer Schonung eine Schlinge verborgen sei und daß man nur eine günstigere Gelegenheit abwarten wolle, um mit Strenge einzuschreiten, beschloß er, die Lösung zu beschleunigen. —

An demselben Tage traf in Lüneville die erste Nachricht von den Lyoner Ereignissen ein. Und gleichsam um dem Ausbruche des beabsichtigten Aufstandes einen noch stärkern Impuls zu geben, brachten zugleich zwei Zeitungen, die „Tribune" und der „National," die später als irrthümlich sich erwiesene Nachricht, daß die Garnison von Befort die Republik proklamirt habe.

Thomas, Bernard und Tricotel treten sogleich zu einer Berathung zusammen. Man beschließt zu handeln und es werden Boten an die übrigen Häupter des Komplotts abgesandt. Tricotel eilt augenblicklich nach Nancy, wo ihn ein Mitverschworener mit einem der Hauptanführer der republikanischen Partei in Verbindung bringen soll.

Nun entsteht in den Quartieren der drei Lüneviller Regimenter eine ungewöhnliche Bewegung und es verbreitet sich das Gerücht, daß man nach Paris marschiren werde. Die Soldaten, welchen gesagt wird, daß sie sich zum Aufbruche bereit halten sollen, bringen ihre Mantelsäcke in Ordnung, legen die Sättel zurecht, verproviantiren sich mit Brandwein und versehen ihre Karabiner mit Flintensteinen.

Die Verschwörer halten es kaum noch für nöthig, ihren Plan zu verbergen.

Zu gleicher Zeit waren alle Unteroffiziere durch Thomas aufgefordert worden, sich am Abend, nach dem Appel, auf dem Märzfelde zu versammeln, um über das bevorstehende Ereigniß nähere Mittheilungen zu empfangen.

Andererseits langten, zufolge der bekannt gewordenen Nachrichten von dem Lyoner Aufstande, geheimnißvolle Boten der republikanischen Partei aus Nancy und Metz an, um mit

Thomas und seinen Mitverschworenen Verabredungen zu treffen und sie zur That zu drängen.

Thomas, Bernard und de Begnier besprechen sich mit ihnen, worauf der Erstere sie mit den Worten entläßt:

„Eilen Sie zu Ihren Freunden zurück und sagen Sie ihnen, daß sie sich bereit halten mögen. Morgen mit Tagesanbruch sehen Sie uns in Nancy oder wir sind nicht mehr unter den Lebenden!" —

Um acht Uhr Abends machen sich die Unteroffiziere — Maréchaux-de-logis-chefs, Maréchaux-des-logis und Fouriere — in aller Stille nach dem verabredeten Rendezvous auf den Weg, indem sie sich in Gruppen von dreien oder vieren aus der Stadt schleichen. Bald sind in einer Sandgrube am äußersten Ende des Märzfeldes ungefähr achtzig Mann unter tiefem Schweigen versammelt und jeder Einzelne schien bereit, sein Leben einzusetzen für ein Unternehmen, dessen Bedeutung man wohl ahnte, aber das die Meisten noch nicht kannten.

Thomas läßt die Versammelten sich regimenterweise aufstellen und nimmt sodann das Wort.

Er setzt ihnen die Beweggründe des Komplotts auseinander, entwickelt den zu befolgenden Plan, zählt die Hülfsmittel auf, über die man zu verfügen habe, zeigt die Aussichten auf Erfolg und weis't auf die Nothwendigkeit hin, kühn und schnell zu handeln.

Diese Anrede, welche von Bernard mit großer Wärme unterstützt wird, erweckt in der Versammlung einen düstern Enthusiasmus. Nur die Unteroffiziere des 10. Regiments scheinen zu zögern.

Als dies von den Andern bemerkt wird, erhebt sich ein Murren und eine Stimme ruft:

„Wer zögert? Giebt es Verräther unter uns? Wir stecken die Quartiere des 10. Regiments in Brand!"

Thomas und Bernard bemühen sich, den Zwist, welcher auszubrechen droht, beizulegen, was ihnen auch bald gelingt.

Die Würfel sind gefallen.

Man trennt sich geräuschlos, indem Einer dem Andern die Worte zuflüstert:

„Um Mitternacht!"

Aber wie groß ist das Erstaunen der Verschworenen, als sie bei der Rückkehr in ihre Quartiere sehen, daß die Offiziere ihrer Regimenter unter den Waffen stehen und daß Pikets, unter Anführung von Kapitainen, nach allen Richtungen die Stadt durchstreifen!

In der That hatte ein Verräther dem General Gusler die Scene auf dem Märzfelde hinterbracht und so war man den Unteroffizieren zuvorgekommen. Mehrere, unter ihnen Bernard, wurden sogleich verhaftet und durch eine Gensd'armerie-Abtheilung nach Nancy abgeführt.

Als die Escorte an den Quartieren des 4. Regiments vorbei kam, forderte Lapotaire seine Kameraden zur Befreiung der Gefangenen auf, indem er ihnen zurief:

„Zu Pferde, Freunde! Wollen wir unsere Kameraden abführen lassen?"

Augenblicklich werfen sich funfzig Kuirassiere auf die Pferde und schlagen den Weg nach Nancy ein.

Aber die Gelegenheit war unwiederbringlich verloren. General Gusler sandte ihnen eine Schwadron vom 10. Regimente nach, welche sie alsbald einholte, umzingelte und nach Lüneville zurück brachte.

Hiermit war der Aufstand in der Wiege erstickt. —

Während sich dies in Lüneville zutrug, war mein Oheim Jerome mit fünf oder sechs andern Häuptern des Komplotts bereits von Nancy nach Lüneville aufgebrochen, um hier den Aufstand persönlich zu leiten. Plötzlich sehen sie einen Reitertrupp vor sich. In der Meinung, daß es Mitverschworene seien, die bereits auf Nancy vorrücken, reiten sie dem Trupp entgegen und haben ihn fast schon erreicht, als sie im Mondscheine die Uniform der Gensd'armen erkennen, in deren Mitte sich zu Fuß die gefangenen Kuirassiere befinden.

Von Staunen und Schrecken ergriffen, ahnt mein Oheim, was sich zugetragen.

„Wir sind verrathen!" ruft er aus, giebt seinem Pferde die Sporen und sprengt vom Wege ab, in's freie Feld hinaus.

Seine Freunde folgen ihm, und eine Stunde darauf sind Alle in Sicherheit.

Die Gensd'armen waren zahlreich genug, um durch ein ausreichend starkes Detachement den fünf oder sechs so plötzlich davonsprengenden Reitern nachsetzen zu lassen, deren Gefangennehmung sicher gelungen wäre. Aber sie ahnten den Zusammenhang der Sache nicht. Daher sahen sie den Fliehenden eine Zeitlang erstaunt nach, und da sie sich den Beweggrund ihrer Flucht nicht erklären konnten, so setzten sie ihren Weg nach Nancy ruhig fort. —

* *
*

Mit der vorstehenden Darstellung der republikanischen Erhebung zu Lyon und des Militair-Aufstandes zu Lüneville im April 1834 habe ich die Reihe der hervorragendsten Thatsachen geschlossen, welche in Frankreich eine fortwährende Un-

sicherheit der Zustände unterhielten und die Dynastie Orleans endlosen Gefahren preisgaben.

Man hat gesagt, das Glück Louis Philipp's habe ihn über alle Klippen, an welchen sein Thron jeden Augenblick zu scheitern drohte, siegreich hinweggetragen.

Dieses ist nur in einem gewissen Sinne richtig. Denn man darf nicht vergessen, daß Louis Philipp den Gefahren nur entging, indem er mit jedem Siege sich immer neue und immer größere Gefahren schuf, deren nächste stets einen verderblichern Charakter als die vorangegangene zeigte.

Die verübten Grausamkeiten in allen Kämpfen mit der Insurrektion — die blutigen Repressalien, welche jedem niedergeworfenen Aufstande folgten — die Verurtheilungen mit Beseitigung aller Formen des Gesetzes — die offenen Verletzungen constitutionellen Rechte — die provocirte Erbitterung der Presse — Alles dieses war mit den Siegen Louis Philipp's verbunden oder folgte ihnen auf dem Fuße und machte die Situation von Tag zu Tag nur schwieriger, gefährlicher, verzweifelter.

In der That, Angesichts dieser Lage der Dinge bedurfte es keiner großen Divinationsgabe, um voraus zu sehen, daß endlich der Tag kommen werde, an welchem die Macht der feindseligen Ereignisse stärker sein würde, als alle Stützen der despotischen Gewalt, der Klugheit und der Arglist, auf welchen der Thron dieses Königs ruhte.

Diesen Tag herbei zu führen, war die große Aufgabe, deren Lösung mich vom Jahre 1834 bis zum Jahre 1836 fast ausschließlich beschäftigte; sie war es, welche endlich die Idee zu einem völlig selbstständigen Unternehmen zum Sturze Louis Philipp's in mir erzeugte und zur Reife brachte.

Wenn die Menschen es mit Berechnungen zu thun haben, so finden sie Alles leicht; vor ihren Wünschen und Hoffnungen verschwinden alle Schwierigkeiten. Aber die Sache ändert sich, sobald sie in die Wirklichkeit tritt, und zu spät entdeckt man die Irrthümer des befangenen Urtheils.

Um solchem Fehler zu entgehen und über das Für und Wider eines glücklichen Erfolges auch unparteiische Stimmen zu hören, begab ich mich nach Strasburg, wo in einer Berathung mit meinen Freunden meine Zuversicht in der Sache zwar um Vieles vermindert, aber nicht völlig erschüttert wurde.

Wenn man einmal die Erreichung eines bestimmten Zweckes sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, kommt man bald dahin, jedes positive Mißlingen aus dem Kreise der Möglichkeiten zu streichen. Daher baute ich auf dem begonnenen Wege unbeirrt weiter. Das gesteckte Ziel vor Augen, überwand ich Hindernisse, verschmerzte Täuschungen und wich den Schlingen meiner Feinde aus. — Endlich waren im October 1836, wie ich im Anfange dieser Memoiren gezeigt habe, alle Vorbereitungen getroffen und es handelte sich nur noch darum, über den Zeitpunkt der Ausführung meines Unternehmens einen Entschluß zu fassen. —

Am 22. October 1836 hielt ich mit meiner Mutter die letzte Berathung und mein Aufbruch nach Strasburg wurde auf den 25. October festgesetzt.

Sogleich ließ ich unter meiner Umgebung das Gerücht verbreiten, daß ich mich am 25. zu einer Jagdpartie nach dem Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen begeben würde und ertheilte Befehl, das Nöthige in Bereitschaft zu setzen.

Sodann schrieb ich an Mademoiselle Gordon nach Stras-

burg, unterrichtete sie von meiner bevorstehenden Abreise und trug ihr auf, den Herrn von Persigny daselbst zu benachrichtigen, in dessen Hause ich mich für die erste Zeit nach meiner Ankunft zu verbergen beabsichtigte.

Herr von Persigny zählte zu denjenigen meiner Anhänger, welchen ich nicht nur unbedingt vertrauen konnte, sondern deren Anhänglichkeit und Hingebung für meine Sache frei von jedem Egoismus und um so achtungswerther war, als sie im Falle eines Unglücks Viel zu verlieren hatten. —

Am 23. October meldete mir einer meiner Freunde, daß es ihm gelungen sei, im Elsaß mehrere Personen von Bedeutung, deren Namen er mir nannte, meinen Plänen geneigt zu machen und rieth mir, mich mit denselben direkt in Verbindung zu setzen.

Ich schrieb sogleich an diese Herren, unter welchen sich Männer von Rang und Einfluß befanden und lud sie zu einer Zusammenkunft nach Schönau ein, einer kleinen Stadt im Großherzogthum Baden, welche ich auf meiner Tour nach Strasburg zu passiren hatte.

Dieses war gleichsam die letzte Hand, welche ich in Arenenberg an ein Unternehmen legte, dem später selbst meine erbittertsten und einsichtsvollsten Gegner das Zugeständniß nicht entziehen konnten, daß es kühn und klug entworfen und vollkommen geeignet gewesen, einen glücklichen Erfolg zu verbürgen.

Ich werde noch Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurück zu kommen. —

Am 25. October mit Tagesanbruch sagte ich meiner theuren, angebeteten Mutter Lebewohl.

Es war ein schwerer, bedeutungsvoller Abschied. Die wür-

dige, durch so viele Leiden hart geprüfte Frau umarmte mich mit den wehmuthsvollen Empfindungen eines zärtlich liebenden Mutterherzens, das den Sohn entläßt in einen Kampf, an dessen Ausgang eine Krone hängt oder der Tod.

„Sei muthig und tapfer wie Er, und Du wirst unsterblich werden wie Er — der Dir das Leben gab!"

Dieses waren ihre letzten, bedeutungsvollen Worte, mit welchen sie den goldenen Trauring des Kaisers, den sie bisher als eine theure Reliquie bewahrt hatte, thränenden Auges mir an den Finger steckte.

Dieser Ring ist mir seitdem zum Talisman geworden.

Tief erschüttert, doch auch geistig gehoben, als hätte mein Unternehmen eine göttliche Weihe empfangen, stieg ich in den Wagen, der in der herbstlichen Morgenluft mit mir dahin rollte — meinem Verhängniß entgegen. —

Meine Ankunft in Strasburg.

Am folgenden Tage, den 26. October, in Schönau angelangt, wartete ich mehrere Stunden vergebens auf die Ankunft jener Herren, die ich am 23. zu einem Rendezvous in diesem Städtchen eingeladen hatte.

Da es inzwischen Abend geworden war, so beschloß ich, in Schönau zu übernachten und am nächsten Morgen meine Reise nach Strasburg fortzusetzen. War bis dahin von den Erwarteten Niemand erschienen, so durfte ich annehmen, daß ihr Eifer für meine Sache nicht der Art war, wie ich ihn vorausgesetzt hatte. Auch konnte derjenige meiner Freunde,

welcher mir diese neuen Verbündeten gewonnen zu haben glaubte, getäuscht worden sein und das Ganze auf einer Intrigue beruhen, deren Zweck und Quelle nicht schwer zu entdecken gewesen wären. Denn seit dem Verrathe des Kapitains Rendre, hatte die Regierung Louis Philipp's nicht blos ein äußerst wachsames Auge auf mich gerichtet, sondern sie war auch unablässig bemüht, mir die gefährlichsten Schlingen zu legen. Glücklicherweise war ich diesen stets entgangen*) und die Anstrengungen meiner Feinde hatten nur die Folge, daß ich mich derselben Mittel bediente, um jene unwirksam zu machen. Eins ihrer vorzüglichsten Werkzeuge, jener Herr Herrmann, hatte mir in der letzter Zeit, wie man gesehen, eine zu treffliche Lehre gegeben. Ich war daher auch meinerseits nicht blos wachsam geworden, sondern ich ließ gelegentlich auch gewisse Intriguen spielen, welche den Zweck hatten, gerade das Gegentheil von dem errathen zu lassen, was ich in Wahrheit beabsichtigte.

*) In diesem Punkte befindet sich Louis Napoleon in einem großen Irrthum. Es scheint, er hat weder vor seinem Handstreiche auf Strasburg noch später entdeckt, daß mehrere Personen, die er für seine Pläne zu gewinnen versucht, diese an die französische Regierung verrathen hatten. Es ist sogar gewiß, daß unter Denjenigen, die er als seine treuesten Anhänger betrachtete, sich ein Agent Louis Philipp's befand, der unter der Maske der Freundschaft ihn stets zum Handeln drängte und jeden seiner Schritte bewachte, die er dann den Behörden verrieth. Louis Philipp war auf diese Weise vollständig unterrichtet; aber er ignorirte die Projekte des kühnen Verschwörers, in der geheimen Absicht, ihn dadurch zur Empörung zu verlocken, damit er einen Vorwand erhalte, ihn zu vernichten. (Histoire de la France sous Louis Philipp. Par Capefigue.)
D. H.

Diese letztere Methode, die öffentliche Meinung, ja nicht selten die hellsten Köpfe zu täuschen, wird sich stets als eine sehr glückliche erweisen. Denn in den meisten Fällen glauben die Menschen fester an das, was man sie errathen läßt, als daran, was man ihnen offen verkündet. Dieser Widerspruch ist in der menschlichen Natur begründet, die sich so gern dem Geheimnißvollen hingiebt und es als einen Triumph des Verstandes betrachtet, wenn sie eine Lösung gefunden, von der sie glaubt, daß man sie vor der Welt hat verbergen wollen.

Wer auf diese Schwäche der Menschen speculirt, wird fast immer reüssiren. —

Abends an der Wirthstafel lernte ich einen französischen Arzt kennen, welcher längere Zeit in Aegypten gelebt hatte und die Gesellschaft mit der Erzählung interessanter, orientalischer Anekdoten angenehm unterhielt. Neben ihm saß seine noch junge Frau von ausgezeichneter Schönheit, welche nur wenig sprach, in diesem Wenigen aber sogleich verrieth, daß Sie keine Französin war.

Als nach Tische die übrige Gesellschaft sich zurückgezogen, blieb ich mit dem Arzte, dessen Gattin ebenfalls das Zimmer verlassen hatte, allein zurück. Wir sprachen über orientalische Sitten und Zustände, und als ich bei dieser Gelegenheit meinen Gesellschafter nach dem Vaterlande seiner schönen Frau fragte, nahm derselbe Veranlassung, mir die folgende interessante Geschichte zum Besten zu geben:

„Vor etwa einem Jahre lebte ich in Boulak, wo ich eine gute Praxis hatte. Eines Abends tritt mein Diener Ibrahim zu mir in's Zimmer und sagt: „Herr, man verlangt Dich im Harem des Bekir-Pascha. Ich habe Dein Pferd schon gesattelt.“

In der nächsten Minute saß ich zu Pferde und trabte in Begleitung meines Dieners durch die schweigsamen Gassen von Boulak, dem Palaste des Pascha's zu. Es war das erste Mal, daß Bekir-Pascha mich in seinen Harem rufen ließ. Ich vermuthete daher, daß die Krankheit Gefahr drohend sei; denn die Orientalen nehmen in der Nacht nicht gern Arzeneien ein.

An dem im Mittelpunkte eines großen Gartens belegenen Palast des Pascha's angelangt, finde ich Alles in der größten Aufregung und schließe daraus, daß der Patient eine Person von Bedeutung sein müsse. Und so verhielt es sich in der That. Denn kaum war ich in den Empfangssaal getreten, als der Pascha selbst, auf einem Divan ruhend, mir entgegen ruft: „Meine Gemahlin stirbt!" und einem schwarzen Eunuchen befiehlt, mich in das Krankenzimmer zu führen.

Dort fand ich in einem Bette eine Frau, deren Gesicht und Hände sorgfältig verschleiert waren. Ich fühlte den Puls unter dem Schleier, wie ich es stets zu thun pflegte und fand ihn klein und schnell. Ein röchelndes Athemholen hob die Brust und hemmte den Gebrauch der Sprache. Ich erkläre, daß die Frau in den letzten Zügen liege und lasse dies dem Pascha melden, welcher, in Thränen aufgelöst, sogleich selbst erscheint. Ich verlange das Gesicht der Sterbenden zu sehen, um die Merkmale der Krankheitsart kennen zu lernen. Aber der Pascha erwiedert mir:

„Was begehren Sie? Dieses Weib ist meine Gattin; sie war Mehmed-Ali's Lieblingssclavin und ich erhielt sie von seiner Güte. Es giebt nur zwei Männer in der Welt, welche sie ohne Schleier sehen dürfen."

„Nun so werde ich der Dritte sein,“ antworte ich. „Oder wollen Sie, daß sie stirbt?“

„Retten Sie die Frau, ich beschwöre Sie!“ ruft der Pascha und macht eine Geberde der Einwilligung.

Ich sehe das Gesicht des Weibes, dessen Schönheit mich überrascht und erkenne auf den ersten Blick alle Anzeichen einer Vergiftung. Ein seltsamer Gedanke durchfährt mein Gehirn und ich sage mir, daß hier irgend ein Geheimniß im Spiele sein müsse. Ich schweige jedoch, verordne ein Brechmittel und die Kranke ist gerettet. Bevor ich sie verlasse, wendet sie ihre schmachtenden Augen nach mir, in welchen ich den Ausdruck tiefer Erkenntlichkeit und den Wunsch zu lesen glaube, daß sie mir irgend ein Geheimniß enthüllen wolle. Allein es ist unmöglich einen Vorwand aufzufinden, um mit ihr allein zu bleiben, und so verlasse ich sie, ohne das Dunkel der Sache durchdringen zu können. —

Am nächsten Abende ließ mich Bekir-Pascha abermals rufen. Ich glaubte es sei ein Rückfall eingetreten und verlangte bei meiner Ankunft, die Kranke sogleich zu sehen. Aber der Pascha versicherte mir, daß sie sich besser befinde, während in seinen Zügen sich Unmuth und Zorn aussprachen. Einen Blick auf den Saal werfend, in welchem wir uns befanden, bemerke ich, daß alle Ausgänge von bewaffneten Eunuchen besetzt sind.

Nach einer Pause richtet der Pascha leise die Frage an mich:

„Warum retteten Sie gestern meine Frau?“

„Sie beschworen mich ja darum,“ antworte ich verwundert.

„Und dennoch will ich," erwiedert er, „daß sie in den Zustand zurückversetzt werde, worin sie gestern gewesen."

„Meine Pflicht ist, nicht dem Tode, sondern dem Leben zurück zu geben," sage ich kaltblütig.

Bei diesen Worten verzerren sich die Züge des Pascha's und mit einer unbeschreiblichen Wuth ruft er mir zu:

„Du gehst nicht weg von hier, bis sie todt ist!"

Ich begriff das Entsetzliche meiner Lage. Indeß verlor ich den Muth nicht und beschloß, der Gewalt die List entgegen zu setzen. Demgemäß sagte ich:

„Ich willige in das, was Du von mir verlangst, jedoch unter zwei Bedingungen. Die erste ist: daß Du die Sache als ein unverbrüchliches Geheimniß bewahrst; die zweite, daß Du mir den Leichnam Deiner Frau zur anatomischen Section übergiebst."

„Was die erste Bedingung betrifft," antwortet er, „so liegt uns Beiden gleich viel daran, sie zu beobachten. Deshalb kann ich auch ohne Gefahr die zweite eingehen. Ich werde die Schnelligkeit des Todes und des Begräbnisses auf Rechnung der Pest schieben."

Damit gingen wir in das Gemach des Opfers. Ich schrieb ein Rezept, das ich nach der Apotheke schickte und man brachte mir darauf einen Trank, den ich der Kranken darreichte. Sie sah mich fest und mit einer gewissen Besorgniß an; dann aber, gleichsam um mir ihr Vertrauen zu beweisen, trank sie muthvoll die Arzenei. Bekir-Pascha behielt eine gleichgültige, theilnahmlose Miene. Darauf verließen wir die Kranke und erwarteten im Empfangssaale ihren Tod.

Wir rauchten friedlich unsern Chybank, bis man nach

einer Stunde uns die Nachricht brachte, daß die Kranke verschieden sei.

Jetzt spielte der Pascha vortrefflich Komödie. Er lamentirte, riß sich das Barthaar aus, stieß seinen Kopf gegen die Wand und gab alle Zeichen des verzweiflungsvollsten Schmerzes von sich. Dann befahl er seinen Leuten, sich schlafen zu legen, indem er vorgab, daß er in seiner Trauer der Einsamkeit bedürfe. Als in Folge dessen Alles zur Ruhe gegangen war, hüllte er den Leichnam in ein Tuch, worauf ich meinen Diener Ibrahim rief und ihm die Last auf den Rücken lud, um sie nach meinem Hause zu tragen.

Ich ging neben meinem Diener her, der unterwegs den Mund nicht aufthat. Aber als wir bei meiner Wohnung anlangten, fragte er mich:

„Willst Du diesen Körper in Deinen Garten vergraben?"

„Nein. Lege ihn vorsichtig auf den Divan."

Ibrahim that, wie ich ihm befahl und schob ein Kissen unter den Kopf der Todten, mit jener Aufmerksamkeit und Zartheit, welche die Araber stets für Alles, was das schöne Geschlecht betrifft, an den Tag legen.

„Morgen wird sie wieder lebendig werden," sagte ich zu ihm, um auf die stillen Fragen seiner Augen und das lebhafte Gefühl der Neugierde darin zu antworten.

Ibrahim wankte zwei Schritte zurück, als ob der Leichnam sich schon rege. Dann aber, von dem langen Wachen ermüdet, ging er schlafen und auch ich überließ mich der Ruhe.

Als ich am folgenden Morgen zu meinem Opfer trat, erwachte sie eben aus ihrem Todesschlafe; denn die Wirkung des Medikaments, welches sie in diese tiefe Lethargie versenkt hatte, war zu Ende.

Halb über den Divan hingeneigt, bewunderte ich dieses zum Leben wiedererwachte Weib. Der erste Gegenstand, den sie bemerkte, war ich, und sie warf mir einen jener bedeutungsvollen Blicke vom vorigen Tage zu, welcher zu sagen schien: ich darf nicht reden. Da sie aber erkannte, daß der Ort, wo sie sich befand, in nichts ihrem bisherigen reichen Gemache glich, stieß sie einen Schrei aus und rief ihre Sclavinnen. Als ihr jedoch Niemand antwortete, fragte sie mich ängstlich:

„Beim Propheten, wo bin ich? Was ist geschehen? Sagen Sie mir, wo ich bin!"

„Beruhigen Sie sich," sagte ich, „Sie sind bei einem Manne, der Ihnen zwei Mal das Leben rettete und der Sie beschützen wird."

„O, ich Unglückliche!" rief sie.

Ich wollte ihre Hand fassen, um sie zu trösten, allein sie zog sie schnell zurück.

„Was fürchten Sie?" sagte ich, „Sie sind nicht mehr unter der Tyrannei Ihrer Henker. Sie können mir Alles enthüllen."

Anfangs bestand sie darauf, zu schweigen. Als ich ihr aber erzählte, was Tags zuvor geschehen war, entschied sie sich, mir ihr Herz auszuschütten.

„Sie wissen," begann sie, „daß ich in dem Harem Mehmed-Ali's, der mich liebte, erzogen wurde. Seit einem Jahre hatte er mich mit Bekir-Pascha verheirathet, indem er mir eine reiche Mitgift, ihm den Titel und die Einkünfte eines Bey verlieh. Während dreier Monate war ich die glücklichste der Frauen; ich war die erste Gemahlin und Gebieterin des Harems.

Unter meinen Sclavinnen besaß ich eine junge Negerin, welche als Kind gekauft wurde und nun täglich an Schönheit zunahm. Ich machte damit meinem Gatten ein Geschenk, bemerkte jedoch bald, daß sie die Leidenschaft, welche sie ihm einzuflößen wußte, benutzte, um mein Ansehen zu untergraben. Bald faßte sie gegen mich einen tiefen Haß und es gelang ihr, ihn auch dem Pascha mitzutheilen. Ich wurde nun von ihm nicht nur ganz vernachlässigt, sondern ich sah mich auch der schnödesten Behandlung ausgesetzt, so daß ich meine Klagen in Mehmed-Ali's Harem vernehmen ließ, in deren Folge Bekir-Pascha von seinem Gebieter einen strengen Verweis erhielt. Die Rache meiner Nebenbuhlerin für eine von mir empfangene Züchtigung und der Ehrgeiz trieben sie zu einem Verbrechen. Nachdem ich vorgestern Abend den Kaffee, welchen die Sclavin mir gereicht, getrunken hatte, empfand ich heftige Schmerzen. Aber Bekir-Pascha war noch nicht ihr Mitschuldiger, und sich für mein Leben verantwortlich haltend, ließ er Sie rufen und Sie retteten mich.

Als meine Nebenbuhlerin hiervon Nachricht erhielt, glaubte sie sich verloren und bot Alles auf, um meinen Gatten zu überzeugen, daß er mich bei Seite schaffen müsse. Sie sagte ihm, ich habe das Geheimniß einer politischen Correspondenz entdeckt, die er zum Sturze seines Gebieters unterhalte und werde nicht ermangeln, davon in Mehmed-Ali's Harem Mittheilung zu machen. Sie bewies ihm, daß er zwischen seinem Leben und dem meinigen zu wählen habe — eine Wahl, welche bei einem Muselmann niemals zweifelhaft sein kann. Sie machte endlich meinen Gatten begreiflich, daß, weil er das Recht habe, mich in den Nil werfen zu lassen, er auch einem Arzte befehlen könne, mich sterben zu lassen. —

Acht Tage waren jetzt verflossen und Saine-Zanab — dies war der Name der Geretteten — erfreute sich der blühendsten Gesundheit. Sie war schön wie ein Engel und ihr an Zärtlichkeit und Freude gewöhntes Auge strahlte Feuer und Liebreiz. Ich fühlte für sie mehr als gewöhnliche Theilnahme, war jedoch weit entfernt davon, meine Stellung ihr gegenüber zu benutzen. Da sprach ich zu ihr:

„Das Leben ist nichts ohne Freiheit. Sie sind frei. Allein Ihre Anwesenheit in Aegypten könnte böse Ereignisse für Sie und mich veranlassen. Wollen Sie mir nach Constantinopel folgen?"

„Das größte Zeichen von Achtung, welches die Frau einem Manne geben kann," antwortete sie, „ist die Offenherzigkeit. Mich leitet nicht die Rache, sondern die Liebe. Ich liebe einen jungen Obersten der Garde und will ihn von Mehmed-Ali zum Gatten verlangen. Der Himmel ist mein Zeuge: nach ihm trüge ich I h n e n Herz und Hand an und das Leben, welches ich Ihnen verdanke, würde ich ganz nur Ihnen weihen. Nehmen Sie als Pfand meines Versprechens und meiner Dankbarkeit diesen Diamant, den man an meinem Finger vergaß, als ich eine Leiche war."

Bei diesen Worten zeigte mir der Arzt einen prächtigen Brillant an seiner linken Hand. —

„Nach einiger Zeit," fuhr der Erzähler fort, „zeigte sich Saine-Zanab öffentlich und Jedermann schrie Wunder. Die Einen behaupteten, sie wäre nicht wirklich todt gewesen; die Andern, sie sei wieder zu Leben erwacht. Was aber mich betrifft, so verließ ich Boulak und begab mich nach Alexandrien.

Als ich daselbst nach Verlauf einiger Wochen mich eines

Tages gerade allein in meinem Zimmer befand, trat mein Diener ein und sprach mit geheimnißvoller Miene:

„Es verlangt Sie Jemand zu sprechen.“

„Gut, er möge eintreten.“

Und sogleich erscheint eine dicht verschleierte Dame, mir einen arabischen Gruß zurufend.

Ich betrachte sie einen Augenblick und glaube zu träumen . . .

„Das ist Saine-Zanab!“ rufe ich, bis in's Innerste, bewegt, aus.

Und sie war es in der That. —

Irre geleitet durch den Einfluß seiner Ueberzeugung, hatte Mehmed-Ali nicht glauben wollen, daß Saine-Zanab noch lebe.

Der junge Oberst aber, zu welchem sie darauf ihre Zuflucht genommen und der vergebens versucht hatte, bei Mehmed-Ali Gehör zu erlangen, wurde eines Tages in der Wüste Abru-Zabel ermordet gefunden. Sie selbst entging nur durch ein Wunder den Nachstellungen Bekir-Pascha's, bis sie eine europäische Familie in Schutz nahm und nach Alexandrien brachte. —

„Wohlan, mein Herr,“ schloß der Arzt seine Erzählung, „Sie haben Saine-Zanab gesehen — sie ist meine Frau!“

* *

*

Am Morgen des 27. Octobers hatte ich jede Hoffnung auf die Ankunft der erwarteten Personen bereits aufgegeben, als ich vom Fenster meines Zimmers einen reitenden Boten

vor dem Gasthofe vom Pferde steigen und wenige Minuten darauf bei mir eintreten sah. Nachdem ich auf sein Befragen ihm den Namen genannt, den ich auf dieser Reise angenommen hatte, sagte er, daß er von Belfort komme, um mir einen Brief zuzustellen.

Indem ich das Schreiben in Empfang nahm, befahl ich ihm, zu warten, um nöthigenfalls ihm eine Antwort übergeben zu können. Er erklärte mir jedoch, daß er Befehl habe, unverzüglich nach Belfort zurück zu kehren und weder eine mündliche, noch schriftliche Antwort von mir anzunehmen.

Diese peinliche Vorsicht meines Correspondenten machte mich fast lachen und ließ mich den Inhalt des Schreibens, das ich erbrach, nachdem ich den Ueberbringer verabschiedet hatte, so ziemlich errathen.

In der That, einer der vergeblich erwarteten Herren stattete mir im Namen seiner Freunde die wärmsten Glückwünsche zu meinem Unternehmen ab und fügte die Versicherung hinzu, daß man sich beeilen werde, sich offen für meine Sache zu erklären, sobald ich, woran man nicht zweifle, in Strasburg gesiegt haben würde. Ihre persönliche Stellung zur Regierung Louis Philipp's, schloß mein Correspondent, gebiete ihnen für jetzt diese Zurückhaltung, durch welche indeß ihre Sympathien für mich um Nichts vermindert würden.

„Gut," sagte ich, indem ich den Brief zu mir steckte, „diese Herren verlangen die Bürgschaft eines ersten Sieges... Wohlan, binnen drei Tagen werde ich sie ihnen geben!"

Eine Stunde später bestieg ich meinen Wagen und setzte die Reise nach Strasburg fort. —

Bei großen politischen Unternehmungen ist die Zeit, welche dem endlichen Ausbruche vorangeht, eine so bedeutungsvolle,

daß selbst der Muthigste nicht frei bleibt von einem Gefühle der Gefahr, daß ihn nöthigt, sich zu sammeln, mit sich zu Rathe zu gehen und sich anzufeuern. Sie ist jener schwülen Luftstille vergleichbar, die den nahenden Orkan verkündet und auf die ganze Natur einen beängstigenden, niederdrückenden Einfluß ausübt.

Dieses empfand ich, als ich mich am 28. October meinem Reiseziele näherte und in der Dunkelheit des Abends die Umrisse der Thürme, Wälle und Häusermassen von Strasburg nach und nach vor mir auftauchen sah.

Von jener fieberhaften Aufregung, jener unbestimmten, zwischen Bangen und Hoffen schwebenden Unruhe ergriffen, mit welcher die Erwartung großer Entscheidungen unsere Seele foltert und die so sehr geeignet ist, uns alles Muthes, aller Zuversicht zu berauben, lehnte ich mich in den Wagen zurück, um in einer letzten Prüfung meines Vorhabens mich zu sammeln, meine bedrohte Zuversicht zu befestigen, meinen Muth anzufeuern.

Ich rief mir die großen Erinnerungen in's Gedächtniß, die sich an meinen Namen knüpften, die weltgeschichtliche Bedeutung der Mission, zu welcher jene mich verpflichteten — ich vergegenwärtigte mir Ziel und Umfang der Aufgabe, deren Lösung ich entgegen eilte — ich überschlug die Mittel, über welche ich zu gebieten hatte und prüfte in Gedanken die Umsicht, die Treue, die Hingebung meiner Anhänger. Dann verhehlte ich mir nicht die Verwegenheit des Unternehmens, die Möglichkeit ungünstiger Wechselfälle — ich erwog den Widerstand, auf den ich zu rechnen hatte, sowie die Maßregeln, welche nöthig sein würden, ihn zu besiegen und

entwarf die taktischen Grundzüge für den Moment der Entscheidung:

Die Garnison von Strasburg bildeten drei Regimenter Infanterie, ein Bataillon Genie-Truppen und drei Regimenter Artillerie, zusammen gegen 8000 Mann.

Der Schwerpunkt für das Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens lag hauptsächlich in der Artillerie.

Das dritte Artillerie-Regiment war das einzige dieser Waffengattung, welches seine Pferde und seinen Park unter Händen hatte. Man mußte sich also vorzüglich an dieses wenden, und wenn man es fortreißen konnte, war der Erfolg gesichert.

Aber der Commandeur dieses Regiments war unglücklicherweise gegen Alles eingenommen, was den Namen Napoleon trug, und galt außerdem als ein eifriger Anhänger der bestehenden Staatsgewalt. Es war somit keine Aussicht vorhanden, ihn zu gewinnen und daher nothwendig, sich seiner Person zu versichern, um die Soldaten, die ihn übrigens nicht liebten, seinem Einflusse zu entziehen. Seine Verhaftung konnte keine Schwierigkeit darbieten, sobald sie mit der nöthigen Umsicht ausgeführt wurde. Dann aber folgte ihm ein Officier im Commando, der bereits bei einer frühern Gelegenheit sich meiner Sache geneigt gezeigt hatte.

Von dem vierten Regiment ließ sich nicht bezweifeln, daß es seinem Obersten, auf den ich rechnen konnte, folgen würde. Dieses Regiment mußte das erste auf dem Platze sein und allen übrigen Truppen das Beispiel der Empörung, des Abfalles geben.

Im Corps der Pontonniers wurden zahlreiche Einverständnisse unterhalten und ihr Beitritt war ebenfalls gesichert.

Endlich besaß der Oberst Vaudrey, Commandeur des vierten Artillerie-Regiments, die Schlüssel des Zeughauses. War also die Artillerie gewonnen, so hatte man blos nöthig, nach dem Waffenplatz zu marschiren, sich hier in Schlachtlinie aufzustellen und die Kanonen aufzupflanzen.

Sollte es alsdann nicht gelingen, die Infanterie mit fortzureißen, so vermöchte sie doch gegen eine solche Entfaltung der Kräfte nichts zu unternehmen.

Was nun noch die Bürger betrifft, so waren diese nicht zu fürchten; der Schlag mußte vor Tagesanbruch geschehen und bevor die Stadt wach wurde, Alles entschieden sein. Der Morgen mußte mich im Besitze der Macht finden und es war dann noch immer Zeit, die Bevölkerung von Strasburg über den Gebrauch derselben zu beruhigen und die Nationalgarde unter die Waffen zu rufen.

Dieses Alles erschien mir so einfach und logisch, daß, so weit die menschliche Voraussicht reicht, der glückliche Erfolg sich nicht bezweifeln ließ. Nur der Eintritt ungünstiger Zwischenfälle konnte meine Berechnung scheitern machen. Diese aber sind Fügungen des Verhängnisses, welchen sich Niemand im Voraus entziehen kann... Man bekämpft sie bei ihrem Erscheinen, wie man ein plötzliches, unvorhergesehenes Uebel bekämpft, das man besiegt oder dem man mit Ehren unterliegen muß.

War es nicht ein solcher Zwischenfall, der den Riesenkampf eines ganzen Welttheils gegen den Helden seines Jahrhunderts zur Entscheidung brachte?...

Indem ich meine Gedanken auf diese Weise beschäftigte, erlangte ich nach und nach meine gewohnte Ruhe wieder, sowie das Selbstvertrauen, ohne welches ein Erfolg kühner Thaten undenkbar ist.

Aber es gab in der Sache noch einen Punkt, über welchen ich noch zu keiner Entscheidung mit mir gekommen war und der meiner freien Selbstbestimmung anheimfiel, weil er individuell nur mich berührte... Ich mußte für den Fall des Mißlingens einen Entschluß fassen.

Die Frage, welche ich mir in dieser Beziehung zu stellen hatte, lag einfach in der Alternative zwischen Flucht und Gefangenschaft, und es handelte sich nur um die Erwägung, welches von Beidem meinem Interesse am zuträglichsten sei.

Die Flucht konnte mich in den Augen der Welt zu einem jener unbedeutenden Abenteurer stempeln, die leichtsinnig sich in gefährliche Unternehmen stürzen, um von sich reden zu machen und sich glücklich schätzen, wenn sie aus dem Schiffbruche Leben und Freiheit retten...

Oder man faßte die Sache von einer andern Seite auf und sah in mir nur das Werkzeug einiger kühnen Unzufriedenen, die in ihrer Verwegenheit meinen Ehrgeiz mißbraucht hatten. Denn es war voraus zu sehen, daß die Regierung Louis Philipp's, wenn ich mich ihrer Rache entzog, dafür Sorge tragen würde, die Wahrheit nicht an's Licht kommen zu lassen.

Aber das Eine wie das Andere mußte höchst demüthigend für mich sein und für meine künftigen Unternehmungen mich des Vertrauens meiner Anhänger, wie der Achtung der großen Masse berauben.

Auch gebot mir die Ehre, mein Schicksal von dem meiner Freunde nicht zu trennen. Denn wenn ich auch geneigt bin, derartige moralische Verpflichtungen, wo es sich um mein Interesse handelt, außer Betracht zu setzen, so fand ich im vorliegenden Falle doch meine Rechnung dabei, wenn ich der Pflicht der Ehre Gehör gab. Ich erhielt mir damit die Sympathien meiner Anhänger, und was man sonst als ein unbesonnenes, planloses Unternehmen verurtheilt haben würde, mußte im Lichte eines kühnen, berechtigten Angriffes erscheinen, dessen Held einem unberechenbaren Verhängnisse hat weichen müssen, der aber nichts desto weniger ein Held blieb.

Das Schicksal von Waterloo hat meinem großen Oheim nichts von seiner Unsterblichkeit geraubt!

Andrerseits war das Uebel, in die Hände meiner Feinde zu fallen, nicht so schreckbar für mich, als man zu glauben geneigt sein könnte.

Sollte man mich vor Gericht stellen — vor den Pairshof? Viele Pairs, welche alte Diener des Kaiserreichs waren, würden ihre Theilnahme abgelehnt haben und das Verdict der Uebrigen würde zweifelhaft gewesen sein.

Eine bürgerliche Jury aber, die aus Männern besteht, welche gleichsam die Lehrjahre der Monarchie durchgemacht haben, mußte als ein zu untergeordnetes Forum erscheinen, um über mein Schicksal, das Schicksal eines Prinzen, zu entscheiden. Das Dogma der Gleichheit vor dem Gesetze war freilich in die Charte aufgenommen worden, aber in den Tuilerien würde man unzweifelhaft der Meinung gewesen sein, daß es ein schlechtes Beispiel gebe, den Neffen des Kaisers wie einen gewöhnlichen Bürger zu behandeln.

Die Herzogin von Berry hatte im Jahre 1832 die Minister Louis Philipp's in ein ähnliches Dilemma versetzt und ihre Feinde hatten es nicht gewagt, den verfänglichen Knoten mit dem Richterschwerte zu lösen!

Aber was sollte geschehen?

Man konnte mich unmöglich ganz frei ausgehen lassen.

Man konnte mich auch nicht aus Frankreich verbannen, aus dem ich bereits verbannt war.

Man konnte mich ohne gerichtliche Prozedur auch nicht zur Gefangenschaft verurtheilen.

Nur eine Möglichkeit gab es, sich meiner zu entledigen, ohne mich vor Gericht zu stellen...

Man konnte mich aus Europa verweisen... Das ist Alles.

„Wohlan," sagte ich mir, „man möge mich zu den Antipoden schicken; aber sobald meine Zeit gekommen sein wird, werde ich zurückkehren!"

Und hiermit war mein Entschluß in dieser Sache gefaßt. —

Am 28. October, kurz vor zehn Uhr Abends, langte ich in Strasburg an.

Der größern Sicherheit wegen hatte ich einige hundert Schritte vor der Barrière den Wagen verlassen und mich auf einem Umwege zu Fuß in die Stadt begeben.

Im Hause des Herrn von Persigny fand ich ein kleines, abgelegenes Gemach zu meiner Aufnahme bereit. Da man jedoch der Dienerschaft nicht völlig traute, so hatte Mademoiselle Gordon, deren Eifer und Umsicht sich selbst in den geringfügigsten Dingen bewährte, in der Vorstadt ein Zimmer für mich gemiethet, welches ich am folgenden Morgen beziehen sollte. —

Der Militair-Aufstand zu Vendôme.

Als ich am 29. October im Begriffe stand, das Haus des Herrn von Persigny zu verlassen, um mich nach meinem neuen Asyl zu begeben, traf ein Courier von Arenenberg ein, welcher mir ein Schreiben meiner Mutter überbrachte.

Dieselbe meldete mir, daß am vorigen Tage von einem meiner Agenten eine Nachricht für mich eingelaufen sei, welche sie geglaubt habe, mir nicht vorenthalten zu dürfen, da aus derselben sich für mein Strasburger Unternehmen möglicherweise ein Vortheil ziehen ließe.

Die Depesche meines Agenten, welche dem Briefe meiner Mutter beigeschlossen lag, enthielt die Nachricht, daß einige Soldaten des zu Vendôme garnisonirenden Husaren-Regimentes, auf Antrieb mehrerer Republikaner des Ortes, den Plan eines militairischen Aufstandes entworfen hatten.

Das Komplott bezweckte die Republik zu proklamiren, und sollte der Ausbruch am 29. October Abends oder am 30. mit Tagesanbruch erfolgen.

Die militairische Leitung hatte ein Brigadier, Namens Bruyant, übernommen, ein Mann von großer Entschlossenheit und nicht gewöhnlicher Geistesbildung, der bei den Soldaten des Regiments in hohem Ansehen stand.

Derselbe hatte im Stillen bei einigen meiner Anhänger angefragt, ob man geneigt sei, seinen Plan zu unterstützen. Dabei hatte er durchblicken lassen, daß, obgleich das Komplott eine republikanische Tendenz habe, es seiner Partei

nicht unerwünscht sein würde, in Ansehung der abweichenden Grundsätze eine Verständigung mit mir zu erzielen.

Von den Mitteln, sowie über die Absichten der Republikaner in Hinsicht der Organisation der künftigen Republik, wußte mir mein Correspondent Nichts zu sagen. Jedoch sprach er die Ansicht aus, daß die Sache, selbst wenn sie für den ersten Augenblick gelänge, einen dauernden Erfolg nicht haben könne. —

Indem ich Herrn von Persigny diese Nachricht mittheilte, waren wir in der Beurtheilung des Gegenstandes bald einig. Der Aufstand zu Vendôme, gleichviel, ob er Erfolg hatte oder nicht, konnte meinem Strasburger Unternehmen nur im Falle eines glücklichen Ausganges des Letztern einen Vortheil darbieten. Denn die Regierung Louis Philipp's, alsdann auf zwei verschiedenen Punkten angegriffen, würde genöthigt gewesen sein, ihre ohnehin nicht starken und wenig zuverlässigen disponiblen Kräfte zu zersplittern und ich hätte somit in der Empörung zu Vendôme einen nützlichen Verbündeten erhalten, ohne dessen Gefahren zu theilen.

Daß die Vendômer Verschworenen im Namen der Republik kämpften, während ich das Banner des Kaiserreichs entfaltete, konnte für mich von keinem großen Belang sein, da ich, wenn ich in Strasburg siegte, entschieden der Stärkere war, und auf meine größere Macht gestützt, den Republikanern die Bedingungen ihrer Vereinigung mit mir diktiren konnte.

Im Einverständniß mit Herrn von Persigny beschloß ich daher, die Sache zu Vendôme ihren ungestörten Gang nehmen zu lassen und am Vorabende einer Katastrophe, wie die-

jenige, welcher ich so nahe stand, kein anderweites Engagement einzugehen. —

Da ich dieses Aufstandes zu Vendôme einmal erwähnt habe, wird es von Interesse sein, auch seinen unglücklichen Ausgang zu vernehmen, dessen nächste Veranlassung eine Art romantischer Intrigue gewesen war.

Ein Mitverschworener des Brigadier's Bruyant, ein Soldat des erwähnten Husaren-Regiments, Namens Coullon, unterhielt ein zärtliches Einverständniß mit der Tochter eines Vendômer Bürgers. Aber der Vater des jungen Mädchens, ein Herr Gasparin, war ziemlich begütert und sah sich nicht mit Unrecht nach einem bessern Loose für seine Tochter um. Ein reicher, junger Pachter aus einem nahegelegenen Dorfe sollte sein Schwiegersohn werden. Die Einleitungen hierzu boten keine Schwierigkeiten dar und bald waren alle Anstalten zur Verheirathung des Paares getroffen. Die Braut war indeß mit diesem Arrangement für ihre Zukunft wenig einverstanden und fand Mittel, ihre zärtliche Verbindung mit ihrem Geliebten ungestört fortzusetzen.

Der Bräutigam des Mädchens, von diesem Verhältniß seiner Zukünftigen unterrichtet, bestand nichts desto weniger auf die Heirath, schwur aber, an seinem Nebenbuhler Rache zu nehmen.

Die Gelegenheit hierzu fand sich schneller, als er erwartet hatte. —

Es war Ausgangs Octobers, an einem Sonntage und wenige Tage vor dem Zeitpunkte, den die Vendômer Verschworenen zum Ausbruche des Aufstandes festgesetzt hatten.

Der junge Pachter hatte den Nachmittag im Hause seines Schwiegervaters und in Gesellschaft seiner Verlobten zu-

gebracht. Als er gegen Abend den Rückweg nach seinem Dorfe antrat, geleitete ihn diese bis in den Garten, der die Hinterfronte des Hauses begrenzte.

Bevor Beide sich trennten, sagte der junge Mann zu seiner Ungetreuen:

„Höre, Madelaine, ich weiß, Du betrügst mich. Aber ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt, Dein Mann zu werden und ich werde meinem Willen Geltung zu verschaffen wissen, sollte ich auch dabei zu Grunde gehen."

„Und ich habe es mir in den Kopf gesetzt, nicht Deine Frau zu werden," entgegnete ruhigen, aber entschiedenen Tones das junge Mädchen.

„Nun, wir werden sehen... In vierzehn Tagen wird unsere Hochzeit sein."

„In vierzehn Tagen! Ehe fünf Tage vergehen, wird sich Etwas ereignen, wovon Du keine Ahnung hast."

„Was willst Du damit sagen?..."

„Daß ich den Mann heirathen werde, den ich liebe und keinen Andern."

„Gegen den Willen Deines Vaters und ohne die Proklamation des Maire's?" fragte der junge Mann.

„Gegen den Willen meines Vaters, aber nach gehörigem Aufgebot," antwortete das Mädchen.

„Das würde gegen die Gesetze sein und weder der Maire, noch der Pfarrer würde sich dazu verstehen."

„O, in den Zeiten der Revolution nimmt man es damit eben nicht so genau."

Diese Antwort frappirte den Verlobten und erstaunt fragte er:

„Wie? In Zeiten der **Revolution**? Leben wir nicht im

tiefsten Frieden? ... Wer hat Dir solche Dinge vorgeschwazt?"

„Einer, der es besser weiß, als Du, der mir aber noch niemals eine Unwahrheit gesagt hat," entgegnete Jene.

„Ich kenne diesen Einen sehr wohl ... O, ich kenne ihn!"

„Immerhin!"

Der junge Mann richtete einen sinnenden Blick auf seine Verlobte, als wolle er in ihrer Seele lesen. Dann reichte er ihr zum Abschiede die Hand und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Höre, Madeleine — ehe fünf Tage vergehen, wird sich Etwas ereignen!"

Und damit ging er.

Erstaunt und betreten sah ihm das junge Mädchen nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Dann kehrte sie gedankenvoll in das Haus zurück. —

Am folgenden Tage läßt sich der junge Pachter beim Obersten Duvergier, Commandeur des in Vendôme garnisonirenden Husaren-Regiments, melden.

Er wird angenommen und es findet darauf folgende Unterredung statt:

„Herr Oberst, ich glaube Ihnen eine Sache von großer Wichtigkeit mittheilen zu müssen."

„Lassen Sie hören."

„Erlauben Sie mir jedoch, daß ich Ihnen zuvor einige Fragen stelle."

Herr von Duvergier nickte zustimmend.

„Glauben Sie, daß man in Vendôme einen Aufstand, eine Revolution oder Dergleichen zu befürchten hat?"

„Wie kommen Sie darauf?" fragte verwundert der Oberst.

„Das werde ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, sobald Sie meine Frage beantwortet haben werden.“

„Es ist mir nichts Derartiges bekannt — in der That, durchaus nichts.“

„Gut. Glauben Sie auch nicht, daß von den Soldaten Ihres Regiments ein solches Unternehmen ausgehen könnte?“

Der Oberst sieht den jungen Mann überrascht an. Dann sagt er:

„Lieber Freund, diese Frage kann ich Ihnen unmöglich beantworten.“

„Ich verstehe, Herr Oberst. Sie müßten vielleicht ein Mißtrauen aussprechen, zu dem Sie keinen genügenden Grund haben. Ich nehme die Frage als beantwortet an.“

„Fahren Sie fort,“ sagte Herr von Duvergier, als der junge Mann zu zögern schien.

„Wohlan, Herr Oberst, der Husar Coullon in Ihrem Regiment ist Mitwisser, vielleicht auch Anstifter eines Komplotts. Der Zweck dieses Komplotts ist eine Revolution, deren Ausbruch nahe bevorsteht.“

Herr von Duvergier horchte betroffen auf. Dann fragte er schnell:

„Haben Sie Beweise?“

„Ich habe keine Beweise, aber ich glaube die Ueberzeugung zu haben, daß die Sache sich so verhält. Sie, Herr Oberst, besitzen die Mittel, um die Wahrheit an's Licht zu bringen. Nehmen Sie Coullon in's Verhör und befragen Sie ein junges Mädchen, das meine Braut ist — die Tochter des Herrn Gasparin, eines achtbaren hiesigen Bürgers. Doch damit Sie von meinem Charakter keine falsche Vorstellung erhalten, muß ich Ihnen sagen, daß Coullon mein

begünstigter Nebenbuhler ist und daß ich ihm Rache geschworen habe."

Diese letztere Erklärung des jungen Mannes imponirte dem Obersten. Er sann über den Fall, der kein gewöhnlicher war, eine Weile nach und sagte dann:

„Lieber Freund, gehen Sie jetzt und schweigen Sie über das, was Sie mir mitgetheilt haben . . . Oder haben Sie sich sonst schon gegen Jemand ausgesprochen?"

„Gegen Niemand."

„Gut. Ich werde meine Maßregeln treffen und Sie sollen bald von mir hören. Adieu, mein Freund!" — —

Herr von Duvergier war ein Mann von Welterfahrung, durchdringendem Verstande und großer Energie.

Demgemäß handelte er jetzt.

Nachdem er beim Maire über die Braut des jungen Pachters Erkundigung eingezogen hatte, ließ im Geheimen deren Vater zu sich rufen und redete ihn folgendermaßen an:

„Herr Gasparin, Sie sind mir als ein rechtschaffener, gutgesinnter Bürger geschildert worden. Wohlan, ich richte in einer Sache von hoher Wichtigkeit die Bitte an Sie, mir einen Beweis Ihrer Loyalität zu geben."

Herr Gasparin weiß sich die Anrede des Obersten nicht zu erklären und bittet um nähern Aufschluß.

„Ich werde Ihnen sagen, um was es sich handelt. Ich vermuthe in meinem Regimente ein revolutionaires Komplott, dessen Theilnehmer ein gewisser Coullon ist, der, wie man sagt, mit ihrer Tochter Madeleine ein zärtliches Verhältniß unterhält. Ist das Letztere begründet? . . . Antworten Sie mir offen."

„Es ist leider wahr, und dieses unglückliche Verhältniß

ist der Grund, aus welchem ich auf die baldige Verheirathung meiner Tochter dringe."

„Ich kenne den jungen Mann, den Sie ihr bestimmt haben; er verdient meine ganze Achtung."

Herr Gasparin verneigt sich schweigend und ist begierig zu hören, was nun folgen wird.

„Ihre Tochter," nimmt der Oberst wieder das Wort, „soll durch Coullon von dem Komplott, dessen Existenz ich vermuthe, unterrichtet worden sein. Wie weit ihre Wissenschaft darin reicht, ist mir unbekannt. Aber ich habe einen Plan entworfen, um der Sache auf den Grund zu kommen und hoffe von Coullon ein Geständniß zu erhalten, wenn ich dabei auf Ihren Beistand rechnen darf."

„Sie dürfen es, Herr Oberst. In solchen Dingen ist es die Pflicht jedes guten Bürgers, Sie zu unterstützen."

„Diese Gesinnung, lieber Herr Gasparin, macht Ihnen Ehre. Leider findet man sie nicht Ueberall . . . Doch was ich nun von Ihnen verlange, ist dieses: Ich werde Coullon sogleich rufen lassen. Sie werden sich unterdeß in dieses Nebenzimmer begeben, wo Sie Ihre Tochter finden werden. Ich habe sie kommen lassen, damit sie zur Hand ist, wenn ich bei meinem Plane ihrer bedürfen sollte. Ueber den Zweck ihrer beiderseitigen Anwesenheit sagen Sie ihr, daß ich mich für Coullon lebhaft interessire und es von Ihnen abhängen wird, sein Glück zu machen. Können Sie es über sich gewinnen, so geben Sie sich Ihrer Tochter gegenüber auch den Anschein, als seien Sie geneigt, sich meinen Wünschen zu fügen. Sobald ich mit Coullon das Nöthige verhandelt habe, werde ich Sie rufen lassen, und bitte ich Sie, alsdann Allem, was ich in dieser Angelegenheit thun werde,

Ihre Zustimmung zu geben. Dagegen nehmen Sie jetzt mein Ehrenwort darauf, daß in Wahrheit nichts geschehen soll, was Ihr Interesse beeinträchtigen oder Ihre freie Selbstbestimmung über die Hand Ihrer Tochter beschränken könnte. Vertrauen Sie meiner Ehre, wie ich Ihrer Loyalität vertraue, um ein Unglück zu verhüten, das über diese Stadt, über ganz Frankreich sich vorbereitet."

Herr Gasparin glaubt hieraus zu erkennen, daß es sich Seitens des Herrn von Duvergier um etwas mehr, als um die bloße Vermuthung eines gefährlichen Komplottes handelt und willigt ein.

Der Oberst geleitet ihn in ein Nebengemach und kehrt dann in sein Kabinet zurück, um eine Ordonnanz zu rufen, der er Befehl ertheilt, den Husaren Coullon zu ihm zu bringen. Einer zweiten Ordonnanz übergiebt er ein Schreiben an den Maire, um es diesem sogleich zuzustellen und auf Antwort zu warten.

Dieses Schreiben, welches offenbar einen geheimnißvollen Zweck hat, enthält nur die wenigen Worte:

„In einer halben Stunde, melden Sie mir den Empfang dieser Zeilen durch dieselbe Ordonnanz, welche Ihnen solche überbringt. Duvergier." —

Zehn Minuten darauf erscheint Coullon im Kabinet seines Obersten. —

Coullon ist ein hübscher Soldat. Von leichtem, offenem Wesen, spricht sich in seinen schönen Gesichtszügen jene sorglose Gemüthlichkeit aus, die so häufig den Bonvivant auszuzeichnen pflegt. Er ist ein junger Mann, ganz geschaffen, beim schönen Geschlecht sein Glück zu machen.

Herr von Duvergier sieht den hübschen Husaren einen

Augenblick schweigend und mit einer Art Wohlwollens an. Dann sagt er:

„Tritt näher mein Sohn; ich habe Dich kommen lassen, um über eine Sache von Wichtigkeit mit Dir zu reden.“

„Zu Befehl, mein Herr Oberst.“

„Man sagt mir, Du sei'st verliebt ... Ein hübsches, reiches Bürgersmädchen soll Dir's angethan haben?“

Das Gesicht des jungen Mannes überzieht sich plötzlich mit Scharlachröthe, während er lächelnd zu Boden blickt.

„Nun, nun, schäme Dich nicht ... Dergleichen passirt wohl einem hübschen Soldaten. Doch sage mir, wie stehst Du mit dem Mädchen — will sie Dich haben?“

„Ja, sie will wohl, mein Herr Oberst; aber ihr Vater ...“

„Aha! Da also, sitzt der Hase im Pfeffer! Der Alte ist ein reicher Mann?“

„Zu Befehl, Herr Oberst. Und da ich arm bin, so mag das wohl der Grund sein, weshalb er mich nicht zum Schwiegersohn haben will.“

„Hast Du schon um das Mädchen bei ihm angehalten?“ fragte Herr von Duvergier nach einer Pause.

„Noch nicht. Aber ich bin meiner Sache gewiß, daß der alte Herr mich nicht mag. Auch hat er seine Tochter bereits mit einem Andern verlobt, der sie bald heimführen soll, wie ich gehört habe.“

„So! Ist das gewiß?“

„Daß sie durch den Willen ihres Vaters die Braut eines Andern geworden, ist gewiß,“ sagte der junge Mann und fügte dann mit unsicherer Stimme hinzu: „daß ihr Verlobter sie bald heimführen soll — das ist der Wille ihres Vaters.“

„Doch Du scheinst daran zu zweifeln, daß das Letztere in Erfüllung gehen wird?"

Der Soldat blickt verwirrt vor sich nieder und schweigt.

Der Oberst tritt näher an ihn heran und sucht durch den wohlwollenden Ton seiner Worte das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen:

„Mein Sohn, sei offen gegen mich . . . Ich interessire mich für einen hübschen Soldaten, wenn er brav ist. Vielleicht gelingt es mir, Dein Glück zu machen . . . Der Vater Deines Mädchens giebt Etwas auf meine Fürsprache und so habe ich denn schon halb und halb seine Zusage für Dich erlangt. Doch Du sollst ihn selbst hören . . ."

Hiermit öffnet der Oberst das Nebenzimmer und ruft Herrn Gasparin herbei.

Der Soldat steht unterdessen versteinert da und traut seinen Sinnen nicht.

Nach einer Pause nimmt Herr von Duvergier das Wort:

„Herr Gasparin, dieses ist der junge Mann, der Ihre Tochter liebt. Ich habe mit Ihnen bereits von ihm gesprochen. Sie sagten mir, daß Sie geneigt sein würden, sich den Wünschen Ihrer Tochter zu fügen, wenn der junge Mann, den sie liebt, brav ist. Nun, was dies betrifft, so glaube ich für Coullon bürgen zu können und ich hoffe daher, Sie werden seiner Bewerbung nicht länger entgegen sein."

Herr Gasparin ist befangen und scheint um eine Antwort verlegen. Endlich sagt er:

„In derselben Voraussetzung, Herr Oberst, unter welcher Sie sich für diesen jungen Mann interessiren, werde ich bemüht sein, Ihre Wünsche zu erfüllen. Einem braven Soldaten werde ich die Hand meiner Tochter nicht versagen."

Bei dieser Erklärung, in welcher ein Vorbehalt liegt, der nur den Eingeweihten verständlich ist, glaubt der junge Mann zu träumen. Er würde Herrn Gasparin vor Entzücken um den Hals gefallen sein, wäre nicht in diesem Augenblicke die Ordonnanz in's Zimmer getreten, welche Herr von Duvergier vor einer halben Stunde an den Maire abgesandt hatte.

Die Ordonnanz überbringt dem Obersten die verlangte Antwort des Maire's und entfernt sich wieder.

Herr von Duvergier öffnet das Schreiben, blickt hinein und giebt sich das Ansehen großer Bestürzung. Darauf ersucht er Herrn Gasparin, sich in das Nebenzimmer zurückzuziehen und dort zu verweilen, bis er ihn rufen werde.

Der hübsche Soldat will seinem vermeintlichen Schwiegervater folgen, aber ein Wink des Obersten befiehlt ihm zu bleiben.

Nun tritt eine Pause tiefen Schweigens ein, während welcher Herr von Duvergier, den Brief des Maire's in der Hand, gedankenvoll im Zimmer auf und ab geht.

Plötzlich bleibt er vor Coullon stehen und ist wie umgewandelt, indem er zornerfüllt ausruft:

„Unwürdiger! Ich hielt Dich für einen braven Soldaten ... Ich habe mich getäuscht!“

Bei diesen Worten entfärbt sich der junge Mann; seine Bestürzung ist grenzenlos und vergebens ringt er nach Fassung.

Der Oberst läßt ihn nicht Zeit, sich zu sammeln und fährt mit donnernder Stimme fort:

„Dieses Schreiben des Maire's enthält den Beweis, daß Du ein Rebell, ein Verräther bist ... Deine Mitverschworenen haben ihre Schuld bereits eingestanden!“

Coullon glaubt das Komplott, dessen Mitschuldiger er ist, entdeckt und verliert den Kopf. Er wirft sich dem Obersten zu Füßen und fleht um Gnade, die ihm unter der Bedingung zugesichert wird, daß er ein offenes Geständniß ablegt.

Herr von Duvergier hat seinen Zweck erreicht. Es ist ihm gelungen, das Vertrauen dieses unbesonnenen jungen Mannes zu gewinnen, um ihn desto sicherer durch Ueberraschung zu vernichten.

Coullon legt ein umfassendes Bekenntniß ab; er nennt seine Mitverschworenen, bezeichnet deren Hülfsmittel und den 30. October als den Zeitpunkt des Ausbruches des Komplotts.

Vielleicht erblickt er in diesem Bekenntniß einen Hoffnungsschimmer für seine theuersten Wünsche, deren Erfüllung er sich vor wenigen Minuten schon so nahe geglaubt!

Aber eine derartige Illusion, wenn er sich ihr hingegeben, hätte vor der Wirklichkeit nicht lange Bestand halten können. Denn er wird verhaftet und wenn zwar nicht mit Härte, doch mit derjenigen Strenge behandelt, welche durch die Größe seines Vergehens gerechtfertigt wird.

Unterdessen trifft Herr von Duvergier in der Stille alle Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, die übrigen Verschworenen in Sicherheit einzuwiegen, um alsdann den Aufstand in seinem Entstehen zu ersticken. —

Als demgemäß die Verhaftung Coullons, nicht aber deren Ursache ruchbar wurde, blieben seine Mitschuldigen unbelästigt. Sie glaubten daher, daß es sich um ein einfaches Disciplinarvergehen handle, dessen Jener sich schuldig gemacht habe und hielten sich für eben so sicher, als zuvor.

Wie konnten sie auch denken, daß man im Falle der Entdeckung des Komplotts ihrer schonen würde?

Sie sahen die Schlinge nicht, die Herr von Duvergier ihnen gelegt hatte — und stürzten hinein.

Als am 30. October bei Tagesanbruch der Brigadier Bruyant verabredetermaßen durch einen Pistolenschuß das Zeichen zum Aufstande gab, wurden wie auf einen Zauberschlag sämmtliche Verschworenen überfallen und gefangen genommen.

Bruyant war der Erste, dessen man sich versichert hatte; aber es gelang ihm, sich von seinen Wächtern zu befreien, einen Unteroffizier durch einen Pistolenschuß zu tödten und über die Loire zu schwimmen. Er hoffte, daß seine Mitschuldigen seinem Beispiele folgen würden. Da dies aber nicht geschah, so wollte er sich dem Schicksale, welches sie erwartete, nicht entziehen und stellte sich als Gefangener.

Damit endete dieses Komplott merkwürdigerweise an demselben Tage und in derselben Stunde, wo der Ausbruch meines Unternehmens in Strasburg seinen Anfang nahm.

Die letzten Vorbereitungen.

Am 29. October, Abends 8 Uhr, versammelte ich im Hause des Herrn von Persigny meine vornehmsten Anhänger zu einer Berathung über Tag und Stunde, sowie über die Taktik des zu beginnenden Kampfes.

Bereits am Nachmittage hatte ich mit dem Obersten Vaudrey eine Zusammenkunft gehabt, um mich mit diesem tapfern und erfahrenen Krieger über die Gründzüge des Planes, nach

welchem operirt werden sollte, zu verständigen. Allein ich hatte bei dem Obersten unerwarteterweise einen Widerstand gefunden, der, bei weniger Zuversicht auf meiner Seite, meine Hoffnungen tief herabgestimmt haben würde und den ich endlich nur durch die unbeugsamste Beharrlichkeit zu besiegen vermochte.

Der Oberst wendete mir die Verwegenheit des Unternehmens ein, sowie die Menge der ungünstigen Wechselfälle, die Ungewißheit des Erfolges bei so schreckbaren Interessen und feindlichen Leidenschaften und endlich den Uebelstand, mich persönlich so vielen Gefahren auszusetzen. Er rieth mir, einen günstigern Zeitpunkt abzuwarten, meine Hülfsmittel zu vermehren und namentlich meinen Anhang durch solche Personen zu verstärken, deren Händen eine größere Militairgewalt anvertraut war.

Diese Rathschläge, gleichsam in der letzten Stunde gegeben, würden mich gegen Den, der sie mir ertheilte, mit Mißtrauen erfüllt haben, wenn sie nicht von einem Manne gekommen wären, dessen Muth und militairische Einsicht in vielen Kämpfen bereits die Probe bestanden hatten und dessen Ergebenheit für meine Sache nicht in Zweifel gezogen werden konnte.

Andererseits mußte ich mir gestehen, daß seine Ansichten nicht jedes Grundes entbehrten und wohl geeignet waren, einen geduldigern Geist, als den meinigen, zum Nachdenken zu bringen. Aber ich besitze einen so fügsamen Geist nicht und werde ihn in Wahrheit niemals besitzen. Auch glaubte ich schon zu weit gegangen zu sein, um mit Ehren zurücktreten zu können. Es erschien mir als eine gebieterische Nothwendigkeit, endlich den zündenden Funken an den bereiten

Brennstoff zu legen, wollte ich mich nicht gleichsam vor mir selber, wie in den Augen Derer compromittiren, die mich fortwährend zum Handeln drängten, weil bei längerm Zögern ihre Ehre auf dem Spiele stand. Denn es liegt etwas ungemein Beschämendes darin, ein Unternehmen, dem man seit langer Zeit alle Kräfte gewidmet hat, im letzten Augenblicke in die ungewisse Zukunft hinaus zu schieben, aus keinem andern Grunde, als weil dem Erfolge die Gewißheit fehlt.

Ein solches Verfahren in politischen Dingen kann zuweilen durch die Klugheit geboten werden; aber wenn man es im Leben noch nicht bis zu einer gewissen selbstbewußten Machtstellung gebracht hat, muß man den Erfolg gewagter Unternehmen zum Theil dem blinden Zufalle, dem Glücke überlassen. Dieses gilt ganz besonders in Rücksicht auf persönliche Gefahr. Ich werde mein Leben niemals um der Ehre willen in die Schanze schlagen, aber ich gebe es zehnfach Preis, wo es gilt, ein Reich zu erobern.

Dieses sind die hauptsächlichsten Gründe, welche mich bewogen, den Widerstand des Obersten Vaudrey zu bekämpfen und demselben die unbeugsamste Entschlossenheit entgegen zu setzen. Es gelang mir zwar nicht, seine Ansichten zu wiederlegen, aber er gab meiner Beharrlichkeit endlich nach, weil er die Nutzlosigkeit erkannte, derselben länger zu wiederstehen. Auch mochte er fühlen, daß der Standpunkt, von welchem er die Sache beurtheilte, nur von den Wenigsten meiner übrigen Verbündeten getheit werden würde. —

An dem zu befolgenden Operationsplane, den ich dem Obersten darauf vorlegte und dessen Grundzüge ich bereits früher angedeutet habe, fand derselbe nur wenig auszusetzen und dieses Wenige erlangte durch gegenseitige Zugeständnisse

bald seine Erledigung. Indeß verhehlte er mir nicht seine Zweifel, daß die Annahme meines Planes in der Berathung mit meinen übrigen Freunden die Zustimmung der Majorität erhalten werde. Er begründete dies durch den Umstand, daß die Mehrzahl aus Männern bestand, denen es an militairischer Erfahrung gebrach, die aber diesen Mangel durch einen Enthusiasmus ersetzten, welcher zuweilen der Klugheit ihrer Maßregeln großen Eintrag that.

„Wird dieser Plan abgelehnt," fügte er hinzu, „so ist es ein Unglück; denn ich bin überzeugt, daß man einen bessern nicht an seine Stelle setzen wird. Meine Bedenken in der Sache werden dann um so größer sein, da es den Operationen an einer geschickten Taktik fehlen wird."

Ich mußte dem Obersten Recht geben und mich damit begnügen, in der bevorstehenden Berathung Alles aufzubieten, um meinem Plane die erforderliche Majorität zuzuwenden. Denn ich hatte mich meinen Anhängern gegenüber verpflichtet, die Entscheidung wichtiger Fragen stets von der Stimmenmehrheit abhängig zu machen. —

Eines Umstandes muß ich hier erwähnen, welcher von der hochherzigen Uneigennützigkeit des Obersten Vaudrey ein eben so seltenes, als schönes Zeugniß ablegt.

Der Oberst Vaudrey besaß kein Vermögen. Der Sold, den er von einer Regierung empfing, gegen welche er eben im Begriffe stand, das Schwert zu ziehen, gewährte ihm seinen standesmäßigen Unterhalt, reichte aber im Entferntesten nicht hin, um beim Eintritt ungünstiger Ereignisse ihm einige Hülfsmittel darzubieten.

Mit der Entziehung seines Soldes gab man ihn unzweifelhaft dem Hunger preis.

Aber der Oberst besaß zwei noch junge, liebenswürdige Töchter, deren Loos, falls ihm ein Unglück begegnete, ein sehr trauriges werden mußte. Mütterlicherseits schon früh verwaist, würden sie in der Welt jedes Anhaltes beraubt worden sein.

Diese Lage des Obersten war mir bekannt und machte es mir zur Pflicht, auf dieselbe in geeigneter Weise Rücksicht zu nehmen. Demgemäß hatte ich vor meiner Abreise von Arenenberg meine gute Mutter bewogen, die Zukunft der beiden Mädchen sicher zu stellen und es übernommen, den ehrenwerthen Militair in gedachter Beziehung zu beruhigen.

Als ich daher nach Beendigung der eben erwähnten Unterredung diesen Gegenstand zur Sprache brachte, ohne jedoch der von mir bereits getroffenen Fürsorge zu erwähnen, antworte mir dieser brave Mann:

„Es ist wahr, Monseigneur, im Falle eines Unglücks wird es meinen Kindern hart ergehen. Aber das läßt sich nicht ändern. Indem ich Ihrer Sache meinen Arm leihe, folge ich meinem Herzen, wie meiner Ueberzeugung. Alles Uebrige stelle ich dem Himmel anheim, wie es einem alten Soldaten geziemt."

„Sie haben Recht, mein lieber Oberst," sagte ich, „aber wir müssen der Vorsehung ein wenig zu Hülfe kommen. Und dieses betrachte ich als *meine* Pflicht. Würde Louis Philipp Sie in's Feld rufen und Sie opferten ihm Ihr Leben, so würde er für die Zukunft Ihrer Kinder sorgen . . . Wohlan, Sie folgen *meinem* Rufe und darin liegt ein größerer Heldenmuth, eine erhabenere Aufopferung, als folgten Sie dem meines Feindes. Nichts einfacher also, als daß Sie mir erlau-

ben, dasselbe zu thun, was Jener als etwas Selbstverständliches für sich in Anspruch nimmt."

Der Oberst sah mich fragend an und schien unangenehm berührt. Dann sagte er:

„Mein Prinz, lassen Sie uns davon abbrechen. Diese Betrachtungen sind nicht angenehm."

„Aber sie sind nothwendig."

Hiermit nahm ich das Dokument aus meinem Portefeuille, durch welches meine Mutter jeder der beiden Töchter des Obersten eine Rente von 10,000 Frs. zugesichert hatte und übergab es ihm, indem ich hinzufügte:

„Nehmen Sie. Es ist meine Pflicht, mich dieser kleinen Sorge heute zu entledigen, da ich nicht weiß, was mir der morgende Tag bringt."

Der Oberst nahm das Papier und las es flüchtig durch. Dann näherte er sich dem Kamin und warf es in die Flammen.

Von Staunen und Bewunderung ergriffen, wagte ich es nicht, ihn zu hindern.

„Mein Prinz, ich gebe mein Blut für Sie hin, aber ich verkaufe es nicht!" sprach er dann mit verletztem Stolze, fügte aber bald in milderem Tone hinzu: „Dieser Beweis Ihrer Großmuth, Monseigneur, macht Ihrem Herzen Ehre, doch ich darf ihn nicht annehmen."

Hiermit reichte er mir schweigend die Hand.

Ich umarmte diese edlen Mann, der einst in der schönsten Bedeutung des Wortes den „Bravsten der Braven" angehört und diesen Ruhm durch alle Wechselfälle eines vielbewegten Lebens in seinem reinsten Glanze sich erhalten hatte. —

Vom Obersten Vaudrey begab ich mich zum Eskadronschef Parquin, einem verdienten Officier, in welchem die Tra-

dition der alten Garde und der bigotte Enthusiasmus für den Namen Napoleon auf's Neue erwacht waren.

Dieser tapfere Soldat gehörte zu denjenigen meiner Anhänger, welche, von ihrem Eifer und ihrer Kühnheit getrieben, der Besonnenheit stets voraus eilten und nur schwer zu zügeln waren. Bei ihm hatte ich keinerlei Widerstand zu befürchten, — es sei denn, daß ich ihn zur Geduld ermahnt hätte.

Als ich ihm meinen Operationsplan mittheilte, um ihn für denselben zu gewinnen, antwortete er mir:

„Wozu das, mein Prinz? Wir bedürfen keiner Dispositionen... Wir pflanzen zehn oder zwölf Geschütze auf, und wehe Denen, die uns nicht folgen... Das ist die beste Taktik!"

Umsonst machte ich ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, nach einem vorherbestimmten Plane zu operiren, sowie darauf, daß es gefährlich sei, Alles den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen. Er erklärte mir, daß er ein Feind jeder Theorie sei und wies auf das Beispiel des großen Kaisers hin, der seine Dispositionen stets auf dem Schlachtfelde, mitten im Kugelregen gemacht habe.

Dieses Gleichniß, schon an und für sich nicht richtig, konnte zumal auf meinen Fall keine Anwendung finden, da hier nicht von einer Schlacht, sondern von einem Handstreiche innerhalb einer befestigten Stadt die Rede war. Allein ich schwieg, weil ich voraussah, daß alle Gegenvorstellungen vergeblich sein würden. —

Einen achtungswerthen Offizier von weniger sanguinischem Temperamente fand ich in dem Lieutenant Laity, Befehlshaber der Pontonniers, zu welchem ich mich jetzt begab.

Derselbe erklärte sich in der Hauptsache, nämlich in Hin-

sicht der unverzüglichen Ausführung des Unternehmens, mit mir einverstanden, stellte jedoch meinem Operationsplane einen andern entgegen, den er bereits entworfen hatte und der von dem meinigen in den bedeutendsten Punkten wesentlich abwich. Dieser Plan beruhte auf einer Taktik, welche Alles auf Einen Wurf setzte, allen Zwischenfällen einen freien Spielraum gestattete und nur reüssiren konnte, wenn diese nicht eintraten und Alles nach der aufgestellten Berechnung seinen ungestörten Verlauf nahm. Darin aber, daß dieses Letztere fast niemals einzutreffen pflegt und auf einen solchen Fall in dem Plane nicht Bedacht genommen war, lag hauptsächlich die Gefahr, welche das Gelingen der ganzen Operation ernstlich in Frage stellte.

Leider gehörte der Lieutenant Laity zu denjenigen Charakteren, welche in allen Dingen mit außerordentlicher Ruhe zu Werke gehen, erst nach langer Ueberlegung ihre Ansichten feststellen, aber alsdann von denselben niemals wieder zurück zu bringen sind, selbst wenn ihnen die augenfälligsten Irrthümer nachgewiesen werden.

Hiervon mußte ich jetzt die bedauerlichste Erfahrung machen. Meinen begründetsten Einwendungen wurde von diesem sonst so einsichtsvollen und kenntnißreichen Militair die einfache Erklärung entgegengesetzt, daß seine Ansichten in dieser Sache mit seinen Ueberzeugungen identisch seien und er daher jene nicht modificiren könne, ohne diese aufgeben zu müssen. Dieses aber würde mit seinen Grundsätzen unvereinbar sein.

Was sollte ich machen? Ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen. Ich hoffte indeß, daß der Plan des Lieutenants in der bereits erwähnten Versammlung meiner her-

vorragendsten Verbündeten nicht die erforderliche Zustimmung finden werde. —

Diese Versammlung fand am 29. October, Abends acht Uhr, im Hause des Herrn von Persigny Statt.

Zugegen waren: der Oberst Vaudrey, die Herren von Persigny, von Gricourt, von Schaller, von Bruc, der Eskadronschef Parquin, die Herren Lombard, Gros, Pétry, Dupenhouat und die Lieutenants von Querelles und Laity.

Den ersten Gegenstand der Berathung bildete der Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens.

Hierüber herrschte in den Ansichten der Anwesenden nur eine geringe Verschiedenheit. Die Mehrheit hielt ein längeres Zögern für Gefahr bringend, zumal man annehmen zu müssen glaubte, daß meine Ankunft in Strasburg kein Geheimniß mehr sei.

Demgemäß wurde der Zeitpunkt auf den folgenden Morgen, den 30. October um fünf Uhr, festgesetzt.

Eine umfassendere und zum Theil äußerst lebhafte Debatte begann darauf in Ansehung der zu befolgenden Taktik.

Der Erörterung des von mir entworfenen Operationsplanes folgte die des Lieutenants Laity. Die Ansichten waren getheilt, doch neigten sich dieselben dem Plane Laity's zu. Vermittelungs-Vorschläge, welche vom Obersten Vaudrey und den Herren von Persigny und von Schaller ausgingen, scheiterten an der Hartnäckigkeit meines Mitbewerbers.

Als man nach fast zweistündiger Discussion die Nothwendigkeit erkannte, endlich zu einer Entscheidung kommen zu müssen, wurde die Abstimmung beschlossen.

Der Plan des Lieutenants Laity wurde mit acht gegen fünf Stimmen angenommen und die erwähnten Zweifel des

Obersten Vaudrey gegen die Annahme meines Planes hatten sich somit bestätigt. Er selbst hatte gegen den Lieutenant Laity gestimmt.

Diese Entscheidung erregte in mir ein ungemeines Mißbehagen, dessen Ursache indeß keineswegs egoistischer Natur war. Dasselbe hatte vielmehr seinen Grund zunächst in der Prophezeihung des Obersten Vaudrey: daß an die Stelle meines Planes ein schlechterer treten und dieses ein Unglück sein würde.

Der erste Theil dieser Voraussagung hatte sich erfüllt, während der andere meine Mißstimmung darüber zu einer Besorgniß steigerte, welche in diesem entscheidenden Augenblicke meiner Sache äußerst gefährlich werden konnte. Ich begriff indeß bald, wie wichtig es sei, mich durch derartige Widerwärtigkeiten, welche meine Zuversicht beinträchtigten und meine Thatkraft lähmten, nicht beirren zu lassen. Wie die Sachen standen, kam es darauf an, mein Unternehmen nach dem von der Mehrzahl meiner Anhänger bestimmten Plane zur Ausführung zu bringen oder — zu resigniren.

Zu Letzterem jedoch war es offenbar zu spät, ich war bereits zu weit gegangen. Andererseits schien mir auch das Motiv zu einem solchen bedenklichen Schritte, meine Zweifel an den Erfolg des Laity'schen Planes, nicht hinreichend gerechtfertigt. Denn ich mußte mir gestehen, daß meine taktische Erfahrung keineswegs stark genug war, um in meiner Beurtheilung der Sache jede Möglichkeit eines Irthums auszuschließen. Die Ansicht des Obersten Vaudrey aber, auf die sich zum Theil mein eignes Urtheil stützte, verlor an ihrem Gewicht, wenn man jene Stimmen berücksichtigte, mit welchen dieselbe in der Berathung des Laity'schen Planes in der Mi-

norität geblieben war. Und giebt es nicht Beispiele, daß strategische Dispositionen, welche von competenten Militairs als fehlerhaft erkannt wurden, zuweilen die überraschendsten Erfolge gehabt haben?

Dieses Alles erwogen, erachtete ich es der Klugheit, wie meinem Interesse angemessen, dem Majoritätsbeschlusse meiner Anhänger jede individuelle Rücksicht aufzuopfern und der Ausführung desselben, meinen ungetheilten Eifer, meine ganze Energie zuzuwenden . . .

Es giebt Situationen, wo der Heroismus eine Nothwendigkeit wird. —

Nachdem man sich noch damit beschäftigt hatte, die Einzelheiten des zu befolgenden Planes zu ordnen und die Rollen zu vertheilen, verließ die Versammlung das Haus des Herrn von Persigny, um diejenigen meiner Freunde, welche der Berathung nicht beigewohnt hatten, in einem Hause in der Nähe des Viertels von Austerlitz zu versammeln, Proklamationen zu entwerfen, die Mitglieder einer provisorischen Staatsgewalt zu wählen und unter dem Beistande zweier Quartiermeister des vierten Artillerie-Regiments, die Geldvertheilungen an die Soldaten zu bewirken. Für jede Batterie hatte drei Louisd'ors bestimmt.

Hiermit war man bis gegen zwölf Uhr zu Stande gekommen und man trennte sich, um nach einer kurzen Nachtruhe sich zum Kampfe zu rüsten, zu welchem der Oberst Vaudrey das Signal zu geben beauftragt worden war.

Was mich betrifft, so kehrte ich nicht nach meiner Wohnung in der Vorstadt zurück, sondern begab mich in das Hotel „zur Stadt Metz", wo Mademoiselle Gordon wohnte. Ich hatte derselben meine sämmtlichen Papiere, insbesondere diejenigen

anvertraut, welche ich, für den Fall eines Unglückes, im Interesse meiner Freunde Ursache hatte, den Blicken jedes Uneingeweihten zu entziehen.

Indem ich jetzt diese kühne und entschlossene junge Dame noch mit denjenigen Anweisungen versah, welche sie für alle Eventualitäten in den Stand setzten, meinem Interesse angemessen zu verfahren, beschoß ich diesen denkwürdigen Abend mit einem Briefe an meine Mutter, mit dessen Beförderung ich Mademoiselle Gordon für den Fall beauftragte, daß das Glück am folgenden Morgen sich gegen mich erklären sollte.

Der Handstreich.

Damit man von den nun folgenden Begebenheiten eine klare Vorstellung erhalte, habe ich es bis jetzt unterlassen, die Grundidee des Laity'schen Operationsplanes näher darzulegen. Ich komme daher erst hier auf diesen Gegenstand zurück, vorzüglich noch um deswillen, damit man in der Folge beurtheilen könne, in wie weit demselben der traurige Ausgang meines Unternehmens beizumessen ist. —

Dem gedachten Plane gemäß war beschlossen worden, sich zunächst nach dem Viertel von Austerlitz zu begeben, welches

das vierte Artillerie-Regiment, dessen man ziemlich sicher war, inne hatte. Fände man hier eine günstige Aufnahme, so sollte man auf die Kaserne Finkmatt marschiren, in welcher das 46. Linien-Regiment lag. Auf dem Wege dahin lagen das Rathhaus, die Präfektur, die Militair-Division und die Unter-Division.

Aller dieser wichtigen Posten sollte man sich auf dem Marsche bemächtigen.

Hiernach war es klar, daß man Alles von Einem Schritte abhängig machte, den man mit ungenügenden Mitteln, nämlich mit nur einem Regimente, wagen wollte, und zwar Angesichts eines andern Regiments, des 46., dessen Stimmung man im Entferntesten nicht kannte. Nahm dieses Regiment eine feindselige Haltung an, so war von vornherein Alles verloren.

Der Fehler lag hier darin, daß man auf den entscheidenden Eindruck verzichtete, den die mit Cavallerie sich füllenden Straßen und der mit Kanonen besetzte Waffenplatz gemacht haben würde, wie das in meinem Plane lag. Einem Regimente, das man mit sich fortreißen will, muß man durch eine gewisse Machtentfaltung imponiren. Der Schwächere vertraut sich leicht dem Stärkern an, aber nicht umgekehrt.

Hierzu kam, daß man, wie schon erwähnt, die Möglichkeit ungünstiger Zwischenfälle völlig außer Acht gelassen hatte.

Wenn das vierte Artillerie-Regiment auf dem Marsche nach der Kaserne Finkmatt mit irgend einem feindlichen Truppentheile, den der entstandene Lärm unter die Waffen gerufen haben konnte, in Konflikt gerieth, so lief man Gefahr,

das ganze Unternehmen in einem einzigen kurzen Scharmützel zu Grunde gehen zu sehen.*)

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um zu begreifen, daß es von meiner Seite einer großen Resignation und eines ungewöhnlichen Muthes bedurfte, um unter solchen bedenklichen Auspicien den verhängnißvollen Wurf zu wagen, der über so viele schreckbare Interessen entscheiden sollte.

Ich rechnete auf meinen glücklichen Stern und wagte ihn.

* *

*

Als ich nach zwei Stunden eines sehr unruhigen Schlafes am Morgen des 30. Octobers 1836 erwachte, war es drei Uhr.

Gegen vier Uhr erwartete ich die Ankunft des Herrn von

---

*) Diese Darstellung Louis Napoleons ist nur zum Theil richtig und scheint den Unrichtigkeiten weniger ein Irrthum, als die Absicht des Memoiristen zum Grunde zu liegen, auf Kosten Anderer seine taktische Ueberlegenheit anschaulich zu machen und die Ursachen des Mißlingens des ganzen Unternehmens, dem der erfahrene Oberst Vaudrey schon vorweg den Erfolg bestritten hat, von sich abzuwälzen.

Die Wahrheit ist nur, daß in der Versammlung der Verschworenen am 29. October Abends der bezeichnete taktische Plan berathen und — vielleicht vorzugsweise auf Betrieb des Lieutenants Laity — angenommen, dagegen ein von Louis Napoleon vorgelegter verworfen worden. Ein Laity'scher Plan, im Sinne des Letztern, hat überhaupt nicht existirt.

D. H.

Schaller, den ich zu meinem persönlichen Adjutanten erwählt, sowie noch einige andere meiner Anhänger, die ich bestimmt hatte, mein nächstes Gefolge zu bilden.

Die Aufregung des vergangenen Abends, auch der Wein, den ich noch spät in der Nacht getrunken hatte, machten, daß ich meinen Kopf stark benommen fühlte.

Um mich schnell zu ermuntern, öffnete ich ein Fenster. Das Wetter war kalt und düster, die Dächer bedeckten sich mit Schnee. Die Natur zeigte meinem Unternehmen ein rauhes Angesicht.

Ich legte die Uniform eines Artillerie-Officiers an, die ich von Arenenberg mitgebracht hatte und setzte mich an den Schreibtisch, um einige Dispositionen aufzuzeichnen, welche sich auf Maßregeln bezogen, hinsichts derer noch keine specielle Anordnungen getroffen worden waren. Dieselben bezogen sich auf die Verhaftung des Generals Voirol, wie des Präfekten d'Arnouville, die Besitznahme des Telegraphen und mehrere ähnliche Operationen von hoher Wichtigkeit.

Nachdem dieses beendet war, zeichnete ich noch einige Notizen auf in Betreff der verschiedenen Weisungen, die ich Mademoiselle Gordon ertheilt hatte. Bei dieser Gelegenheit schien es mir nicht angemessen, durch das Schreiben, welches ich derselben zur Beförderung an meine Mutter übergeben, diese überhaupt nur in dem Falle zu benachrichtigen, wenn das Glück sich wider mich erklären sollte.

„Und was soll im Falle meines Triumphes geschehen?" fragte ich mich.

Indem ich das Ungeeignete meiner getroffenen Verfügung einsah, nahm ich den Mademoiselle Gordon ertheilten Auftrag zurück und schrieb sogleich zwei verschiedene Briefe an

meine Mutter. In dem einen meldete ich ihr meinen Sieg, in dem andern meine Niederlage.*)

Als bald darauf Herr von Schaller bei mir erschien, übergab ich ihm beide Briefe, machte ihn mit deren Inhalt bekannt und übertrug ihm die Beförderung — je nach dem Ausgange der Ereignisse, an deren Schwelle wir standen.

Eine halbe Stunde später, kurz nach vier Uhr, fanden sich die Herren Pétri, Gros, von Persigny, Lombard, Pozzi u. m. A. bei mir ein und man erwartete das Signal zum Aufbruche. Meine Freunde waren von Siegeshoffnungen erfüllt und gaben sich der heitersten Laune hin, die noch durch den vortrefflichen Burgunder gesteigert wurde, den man trank, um sich gegen die kalte Witterung zu schützen und zum Kampfe anzufeuern. **)

Ich allein fühlte den ganzen Ernst des Augenblickes und theilte die allgemeine Fröhlichkeit nicht, hütete mich jedoch, dies merken zu lassen. Das Beispiel pflegt in solchen Fällen ansteckend zu sein.

Da ich im Zimmer der Mademoiselle Gordon, welches dem meinigen gegenüber lag und von diesem nur durch einen

---

*) Diese beiden Briefe sind noch vorhanden. D. H.

**) Ein Reisender, welcher in der Nacht vom 29. zum 30. October 1836 zu Strasburg im Gasthofe „zur Stadt Metz" logirte, erzählte damals:

„Etwa um vier Uhr Morgens wurde ich plötzlich durch einen Lärm aus dem Schlafe geweckt, der aus einem unmittelbar über mir belegenen Zimmer in mein Schlafgemach drang. Man schien dort eine der wildesten Orgien zu begehen. Ich konnte mir Anfangs die Sache nicht erklären, da bis tief in die Nacht hinein doch Alles still gewesen war u. s. w. D. H.

Korridor getrennt wurde, bereits Licht bemerkte, so ging ich zu ihr, um ihr meine letzten Aufträge zu ertheilen und ein ewiges Lebewohl zu sagen, falls mein Verhängniß es mir nicht gestatten sollte, sie wiederzusehen.

„Wir werden uns wiedersehen, mein Freund, und ich werde mich mit Stolz Ihres Triumphes freuen!“ sagte sie, mir mit feuchtem Auge zum Abschiede die Hand reichend.

„Ich hoffe es, denn der Geist meines großen Oheims wird mit mir sein!“ erwiederte ich.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr des nahen Münsterthurmes Fünf. Ich kehrte zu meinen Freunden zurück und forderte sie auf, sich zum Aufbruche bereit zu halten. Begeistert antwortet man mir mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“

Plötzlich ertönt in der Richtung des Viertels von Austerlitz Trompetengeschmetter . . .

Es ist das mit dem Obersten Vaudrey verabredete Signal, welches die Soldaten seines Regiments unter die Waffen ruft . . .

Die Stunde der Entscheidung, seit Jahren herbeigesehnt, ist endlich gekommen. —

Von meinen Freunden umgeben, verlasse ich das Hôtel und schweigend begeben wir uns nach dem Viertel von Austerlitz, dem Quartier des vierten Artillerie-Regiments. Die Straßen sind finster und menschenleer.

Im Hofe der Kaserne finde ich die Soldaten in zwei langen Reihen aufmarschirt, die Augen erwartungsvoll auf den Oberst Vaudrey gerichtet, der allein in der Mitte des Hofes steht.

Kein Laut, keine Bewegung unterbricht die tiefe Stille rings umher. Man konnte glauben, ein Regiment von Automaten vor sich zu sehen.

Bei meinem Erscheinen wird ein leises Geflüster vernehmbar, das jedoch sogleich wieder verstummt.

Ist es eine Regung des Beifalls oder der Zurückweisung, die mein Anblick hervorruft?

Ich schreite schnell auf den Oberst zu, der mich umarmt, dann bei der Hand nimmt und den Truppen mit den Worten vorstellt:

„Soldaten! In diesem Augenblicke beginnt eine große Revolution. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch — er will sich an Eure Spitze stellen. Er hat den französischen Boden betreten, um Frankreich seinen Ruhm, seine Freiheit wiederzugeben. Er folgt einem glorreichen Rufe, er handelt für eine große Sache — für die Sache des Volkes zu siegen oder zu sterben! Soldaten des vierten Regiments, ich frage Euch: kann der Neffe des Kaisers auf Euch zählen?"

Bei diesen Worten erhebt sich ein orkanähnliches Gebrause ... Es ist der unbeschreibliche Jubel, das Geklirre der Waffen, das Schmettern der Trompeten, womit die Soldaten mir ihre Zustimmung zujauchzten.

„Es lebe der Kaiser!" tönt es dann in einem ungeheuren, anhaltenden Rufe.

Tief erregt von diesem Beweise unbedingter Hingebung, fühle ich das Bedürfniß, diese tapfere Schaar anzureden.

Ich lasse einen Kreis schließen und mit bewegtem Herzen spreche ich folgende Worte:

„Soldaten, Freunde, Kameraden! In Eurem Regiment hat der Kaiser Napoleon, mein unsterblicher Oheim, seine ersten Dienste gethan; mit Euch und durch Euch hat er bei der Belagerung von Toulon sich seinen ersten Ruhm erwor-

ben und Euer braves Regiment war es, welches ihm bei seiner Rückkehr von Elba die Thore von Grenoble öffnete!"

Und einen Adler ergreifend, den ich einem meiner Begleiter übergeben hatte, füge ich hinzu:

„Soldaten des vierten Regiments! Eine neue Aera des Glückes ist Euch vorbehalten. Dies ist das Symbol des französischen Ruhms, das von jetzt an auch das Symbol der Freiheit werden soll!"

Der Zuruf der Soldaten verdoppelt sich, die kriegerischen Instrumente fallen mit einer schmetternden Fanfare ein und erfüllen die Luft mit einem ungeheuren Jubel, der nicht enden will.

Endlich ziehe ich meinen Degen und salutire. Wie auf einen Zauberschlag ist Alles wieder still. Nun gebe ich dem Obersten Vaudrey ein Zeichen — er kommandirt und das Regiment setzt sich in Marsch. —

Ein Theil der Stadt lag noch im Schlafe. Der Enthusiasmus der Soldaten konnte daher in den Straßen, die noch schweigend und einsam waren, keine Nahrung finden. Nur hier und da öffneten sich die Thüren und man sah auf den Schwellen oder an den Fenstern der Häuser einige Bewohner mit erstaunten Gesichtern. Und wenn von den sparsamen Vorübergehenden, denen man begegnete, auch einige bei dem Anblick des vorauf getragenen Adlers ihre Begeisterung zu erkennen gaben, so folgten ihm Andere doch nur maschinenmäßig oder blieben bestürzt und zweifelnd stehen, um das Symbol des großen Kaisers vorüberziehen zu sehen.

Als man bei der Wohnung des Generals Voirol, dem Hauptquartier der Militair-Division, erlangte, präsentirte der Posten das Gewehr unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser!

Dieser Soldat gehörte dem 46. Infanterie-Regimente an und sein Enthusiasmus war ein völlig unabhängiger.

Die Colonne macht Halt und ich begebe mich zum General Voirol hinauf. —

Viele meine Anhänger glaubten, dieser General hege für mich starke, aber geheime Sympathien, und obgleich er sich meinem Unternehmen nicht thätig beigesellt, so habe er sich doch gern in die Unfähigkeit versetzen lassen, die Ausführung meiner Pläne zu bekämpfen. Aber diese Hypothese, welcher übrigens alle Thatsachen wiedersprachen, war gänzlich falsch. Ich meinerseits wußte dies bereits aus der Erfahrung, welcher ich schon an einer früheren Stelle dieser Memoiren Erwähnung gethan habe. Allein ich hatte es meinem Interesse nicht zuträglich erachtet, meine Freunde davon zu unterrichten — mit Ausnahme des Herrn von Persigny, welchen ich von den Gesinnungen des Generals in Kenntniß gesetzt hatte.

Ich fand den General Voirol in seinem Kabinet; er war allein, saß und schrieb. Bei meinem Eintritte blieb er sitzen.

„General," sagte ich, „die Garnison von Strasburg folgt meinem Rufe. Der Thron Louis Philipp's ist unhaltbar geworden. Entschließen Sie sich, bestimmen Sie selbst den Rang, unter welchem Sie kommandiren wollen... In einer Stunde wird Alles gethan sein und ich marschire dann nach Paris."

Der General nimmt wieder die Feder zur Hand, die er bei meinem Eintritte niedergelegt hatte, sieht mich einen Augenblick nachdenkend an und spricht:

„Sie gehen nach Paris?"

„An der Spitze der Garnison von Strasburg, welcher die von Nancy, Metz, Verdun folgen werden."

„Mein Prinz, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.“

Mit diesen Worten, im ruhigsten Tone gesprochen, fährt er fort zu schreiben und läßt mich stehen.

Ueber diese Behandlung geräth mein Blut in Wallung, allein ich bekämpfe meinen Zorn. An der Spitze eines Regiments geziemt es sich nicht, dem Einzelnen gegenüber allzuempfindlich zu sein. Was ich sonst als eine Beschimpfung angesehen haben würde, welche Genugthuung verlangt, war hier nichts als die verzeihliche Aeußerung des Unmuthes eines Besiegten gegen den Sieger. *)

Ich entferne mich und beorderte drei Kanoniere nebst einem Officier, um den General in seinem Zimmer zu bewachen. —

Das Regiment setzt sich wieder in Bewegung, nimmt einen Posten nach dem andern und Alles scheint sich zum glücklichsten Erfolge zu vereinigen. Der Lieutenant Laity hat das Bataillon der Pioniere gewonnen, welches sich unter begeisterten Zurufen dem vierten Regiment anschließt. Die Herren Gros, Pétri, Conrad und Lombard haben mit kleinen Detachements sich verschiedener, ihrer Kühnheit anvertrauten Aufträge glücklich entledigt. Der Telegraph ist genommen und einige Kanoniere unter der Anführung des Herrn von Persigny haben den Präfekten verhaftet. Die Proklamationen werden rasch gedruckt, die Zeitungspresse, das Postamt, die öffentlichen Kassen mit Beschlag belegt und ich ertheile Befehl, die Mitglieder der provisorischen Regierung in Thätigkeit zu setzen.

---

*) Das ist eine seltsame Logik! D. H.

In diesem Augenblicke steigt das dritte Artillerie-Regiment zu Pferde unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! und die Stadt erwacht inmitten eines Getöses, welches bereits furchtbar geworden ist.

Von der Gewißheit eines schnellen Sieges erfüllt, nähere ich mich unterdessen mit dem vierten Regiment der Kaserne Finkmatt.

Aber plötzlich beginnen die Sachen eine andere Wendung zu nehmen.

Die Kaserne ist zwischen der Petersvorstadt und dem Walle, in einer mit diesem parallel laufenden Linie gelegen. Mit der Vorstadt ist sie durch ein sehr enges Gäßchen verbunden, welches in einen weiten von Pallisaden umschlossenen Hof, den Haupteingang der Kaserne, mündet.

Vom Walle dagegen ist die Kaserne durch eine Verlängerung des andern Hofes getrennt, und den Ausgang dieses Raumes schließt am äußersten Ende ein festes, eisernes Gitterthor.

Dem angenommenen Plane gemäß wollte man den Weg zur Kaserne über den Wall einschlagen, da dieser allein eine imposante Entfaltung von Kräften gestattete und im Falle des Mißlingens den Rückzug in die Stadt sicherte.

Aber durch ein unerklärliches Verhängniß — vielleicht in Folge der herrschenden Dunkelheit — verirrte sich die Spitze der Colonne auf ihrem Marsche. Sie nahm den Weg durch die Petersvorstadt, drang in das Gäßchen und durch dasselbe in den Hof der Kaserne ein, wobei der enge Raum der Passage sie nöthigte, das Hauptcorps in der Vorstadt zurück zu lassen.

Durch diese unglückliche Abweichung von der vorgeschrie-

benen Taktik sah ich mich plötzlich mit einer nur schwachen Eskorte in dem Hofe der Kaserne gefangen, der, wenn das Glück mich verließ, mein Gefängniß oder mein Grab werden mußte.

Unterdessen hatte der Lärm die Soldaten des 46. Regiments unter die Waffen gerufen, und als sie den magischen Namen Napoleon nennen hören, bemächtigt sich ihrer eine enthusiastische Bewegung. Sie strömen von allen Seiten herbei und ein alter Korporal der Kaisergarde eilt auf mich zu, umarmt mich und fordert seine Kameraden auf, mir zu folgen.

Seiner Aufforderung antwortet der Ruf: Es lebe der Kaiser!

In diesem entscheidenden Moment, der mir die Sympathien des 46. Regiments sichert, drängt sich aus der Menge ein Unteroffizier hervor und ruft den mich umgebenden Soldaten zu:

„Halt, meine Freunde! Das ist nicht der Neffe des Kaisers — es ist der Neffe des Obersten Vaudrey; ich kenne ihn — er hat den Namen Bonaparte usurpirt!"

Diese Worte wirken wie ein Zauberschlag. Die Soldaten treten betroffen zurück, und bevor ich ihnen in der Ueberraschung, in welche dieser Zwischenfall mich versetzt, ein Wort zu sagen im Stande bin, stürzt der Lieutenant Pleignier vom 46. Regiment auf mich zu, um mich zu verhaften.

Er wird von meinen treuen Artilleristen umringt, gegen die er sich tapfer wehrt, bis die Soldaten seines Regiments ihm zu Hülfe eilen und ihn befreien. Aber er wiederholt seinen Angriff, indem er mit dem Degen auf mich eindringt.

Dieser Augenblick war entscheidend. Ein Pistolenschuß würde genügt haben, um die Gefahr dieses Auftrittes, wie

die ihm folgenden, noch unglücklichern Begebenheiten abzuwenden.

Ich konnte mich nicht dazu entschließen.

Es war dies ohne Zweifel ein Fehler, der indeß weder meinem Herzen noch meinem Verstande, sondern allein dem Eindrucke der kritischen Situation beizumessen ist, welche eine Geistesgegenwart erheischte, der ich damals noch ermangelte.

Aber ich habe aus diesem Fehler eine wichtige Lehre geschöpft:

In der Verfolgung meiner Pläne dürfen Menschenleben nicht in Rechnung kommen. —

Ein Kanonier parirte den auf mich geführten Stoß ab, Andere bemächtigten sich meines Gegners und würden ihn niedergestoßen haben, hätte ich nicht Befehl gegeben, ihn frei zu lassen.

Während dies vorging, war der Oberstlieutenant Taillandier vom 46. Regiment erschienen und hatte das vorher erregte Mißtrauen der Soldaten gegen die Identität meiner Person in Haß und Zorn verwandelt. Der Hof hallt plötzlich von Drohungen wieder, die Degen funkeln und man beginnt auf meine Eskorte einzudringen.

Ich hatte inzwischen das in der Vorstadt zurückgebliebene Hauptcorps von meiner Gefahr benachrichtigen lassen und in Folge dessen stürzen jetzt sechzig berittene Kanoniere, von einer Compagnie Fuß-Artillerie gefolgt, in den Kasernenhof.

Die Infanterie, welche dadurch in die beiden äußersten Seiten des Hofes zurückgedrängt wird, stößt einen Schrei der Wuth aus, sammelt sich aber schnell wieder und rückt mit gefälltem Bajonnet gegen die Kanoniere vor, welche in

die Enge getrieben, von den Pferden gerissen und gegen die Courtine des Walles gedrängt werden.

Nun entwickelt sich ein schreckliches Schauspiel.

Hier formiren sich die Infanteristen zu einer neuen Attaque mit dem Bajonnet, dort legen die Kanoniere ihre Musketons an und drohen Feuer zu geben, während längs auf den Wällen sich das Volk versammelt hat, das auf die Infanteristen einen Steinhagel herabregnen läßt und „Es lebe der Kaiser!“ ruft.

Die Wuth der Kämpfenden, das Geschrei, das Wirbeln der Trommeln, das Klirren der Waffen, das Stampfen der Pferde — dieses Alles bildet ein schreckliches Durcheinander, das nur mit gegenseitiger Vernichtnng zu enden droht.

Aber es dauerte nicht lange.

Wenn man in einem Aufstande nicht schnell siegt, so ist man besiegt. Das ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz.

Einige Schüsse, welche die Infanteristen in die Luft feuerten, verscheuchten das Volk von den Wällen und entzogen damit den Kanonieren eine nicht unwichtige Stütze. Zugleich zeigte sich eine frische Abtheilung des 46. Regiments, welche aus einem Seiten-Eingange der Kaserne herbeigeeilt war, im hintern Ende des Hofes und schickte sich an, den bereits in der Fronte hart bedrängten Kanonieren in die rechte Flanke zu fallen.

Ich begriff, daß in den nächsten fünf Minuten Alles entschieden — Alles verloren sein würde. Und indem ich dies gegen die Herren von Gricourt und von Querelles äußere, machen mir dieselben den Vorschlag, mit dem Degen in der Hand mir einen Weg in die Petersvorstadt zu bahnen, wo

ich unter dem Schutze des dort noch haltenden Restes des Hauptcorps meine Flucht bewerkstelligen könne.

Ich lehne diesen Vorschlag ab und sage dem Obersten Baudrey, er möge, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, seine Leute veranlassen, die Waffen zu strecken.

„Mein Prinz," antwortet mir dieser brave Militair, „ich und meine Soldaten werden bis auf den letzten Mann kämpfen!"

In demselben Augenblicke entsteht seitwärts von uns eine lebhafte Bewegung. Durch das damit verbundene Gedränge werde ich nebst zweien meiner Anhänger von meiner übrigen Umgebung getrennt und plötzlich sehe ich mich dem Oberstlieutenant Taillardier, mit drei oder vier Offizieren des 46. Regiments im Gefolge, gegenüber.

„Ergeben Sie sich ruft mir der Oberstlieutenant zu, während einer der Offiziere mich beim Arme faßt.

Sogleich blitzen die beiden Degen meiner Begleiter, und der Offizier, welcher Hand an mir gelegt hatte, würde augenblicklich niedergestoßen worden sein, wenn ich Jenen nicht schnell Halt zugerufen hätte.

„Ich bin Ihr Gefangener, mein Herr!" sage ich darauf zum Oberstlieutenant gewendet und reiche ihm meinen Degen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probst-Straße 3.